

EVA WAGENDORFER

DIE RADIO SCHWESTERN

Klänge einer neuen Zeit

ROMAN



EVA WAGENDORFER ist das Pseudonym einer erfolgreichen Autorin. Sie wuchs in Passau auf und studierte in Regensburg. In ihren Romanen verarbeitet sie gern Stoffe mit historischem Hintergrund, die von starken Frauenfiguren getragen werden. Die »Radioschwern-Saga« wurde inspiriert durch ein altes Rundfunkgerät, das sich seit vier Generationen im Familienbesitz befindet – und noch immer im Einsatz ist.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

EVA WAGENDORFER

DIE RADIO- SCHWESTERN

Klänge einer neuen Zeit

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2022 der Originalausgabe by Eva Wagendorfer

Copyright © 2022 by Penguin Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb.

Redaktion: Hanne Reinhardt

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildung: © Elisabeth Ansley / Trevillion Images (2)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-28154-0

V002

www.penguin-verlag.de

Für Henning

»Frankfurt am Main auf Welle 467. Frankfurt am Main auf Welle ...«

(Flüstern)

(Sprecher nach rückwärts:) »Wie? – Nein! Ausgeschlossen, draußen bleiben – (laut:) Frankfurt am Main auf ... Aber was will sie denn, die Märchentante? Die Kinder schlafen doch längst – ich kann jetzt nicht, zum Donnerwetter ...«

Anfang von: *Zauberei auf dem Sender*

Versuch einer Rundfunkgroteske

von Hans Flesch

Ausstrahlung des ersten deutschen Rundfunkhörspiels am 24. Oktober 1924 um 20.30 Uhr auf dem Frankfurter Sender.



PROLOG

Frankfurt, Januar 1926

Radionachrichten 1926:

»Die New Yorkerin Gertrude Ederle, Tochter deutscher Einwanderer, durchschwimmt als erste Frau den Ärmelkanal.«

In den Folgejahren wurde sie taub, weil das Salzwasser ihre vorgeschädigten Trommelfelle angegriffen hatte. Später erlitt sie eine Wirbelsäulenverletzung, die sie vorübergehend lähmte. Gertrude Ederle kämpfte sich zurück ins Leben, lernte wieder Laufen und Schwimmen und engagierte sich als Schwimmlehrerin für taube Kinder.

Eine Schneeflocke landete direkt in Gesa Westhofs Auge und ließ sie blinzeln. Kurz verschwammen die Umrisse der Häuser und Menschen, und sie hörte nur den Verkehrslärm um sich herum. Ein Auto hupte heiser. Dann blinzelte sie noch einmal und sah wieder klar. Mit einem Koffer in der Hand stand sie an der Omnibushaltestelle vor dem Frankfurter Bahnhof im dichten Schneetreiben und wartete. Nach den vier Stunden im stickigen Zug von Bielefeld ging ihr der eisige Wind durch und durch. Als er frech ihren Mantel hochwirbelte, wechselte sie die Straßenseite und stellte sich unter das schützende Vordach eines Coiffeur-Salons.

Drinne waren alle Plätze besetzt. Sanftes Licht fiel durch die raumhohe Scheibe heraus auf den Bürgersteig. Gesa sah dabei zu, wie die Friseurin bei einer dunkelhaarigen Kundin Wasserwellen legte. Gekonnt schob sie mit Kamm und Fingern einzelne Strähnen zurecht und klemmte sie mit Wellenreitern fest. Die Frau daneben bekam eine Maniküre. Eine junge Mitarbeiterin, die wie ihre Kollegin einen weißen Kittel über der Kleidung trug, feilte die Nägel und polierte sie hingebungsvoll, bis sie glänzten.

Am Empfangstresen bezahlte gerade eine weitere Dame. Sie steckte das Portemonnaie zurück in die Handtasche, schlüpfte in ihre Lederhandschuhe und verließ den Salon. Eine Welle von Wärme und Wohlgeruch schwappte zu Gesa heraus, als die Tür geöffnet wurde.

»*Wenn dein Schatz die Treue bricht, liebes Kind, dann weine nicht. Nimm doch den Abschied nicht so schwer, es gibt von dem Artikel Gott sei Dank noch mehr*«, hörte sie die beschwingten Akkorde eines neuen Schlagers. Gerade so lange, bis sich die Ladentür mit leisem Glöckchenklingeln wieder schloss.

Gesa hielt Ausschau nach einem Grammophon. Sie spähte durch die Scheibe und entdeckte auf einem Tischchen ein Radioempfangsgerät. Ihr Atem beschleunigte sich. Hier im großen Frankfurt gab es tatsächlich einen Friseursalon, in dem die Kundschaft durch das Radioprogramm unterhalten wurde. Als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, Musik und Nachrichten nebenbei zu hören. Wie absolut wundervoll! Und so fortschrittlich: Der Rundfunk wurde nicht nur daheim in den eigenen vier

Wänden eingeschaltet, sondern sogar mitten in der Öffentlichkeit. Obwohl die Sendequalität zu wünschen übrig ließ und das Lied mit Rauschen und Knistern unterlegt war, entzückte es alle Damen im Salon. Die mitwippenden Fußspitzen bewiesen das. Es war Teil des Alltags und brachte ihnen Freude, ohne dass ständig jemand eine Schallplatte wechseln oder sich Gedanken darüber machen musste, was man als Nächstes spielen sollte. Diese Aufgaben übernahmen die Herrschaften von Radio Frankfurt.

Ein Lächeln breitete sich auf Gesas Gesicht aus. Offenbar war sie näher an die Schaufensterscheibe getreten, denn das Glas lief unter ihrem warmen Atem an und die Frauen drinnen sahen sämtlich zu ihr her. Schnell machte sie einen Schritt zurück. Ihre Verlegenheit minderte die freudige Erregung nicht. Hier war sie am richtigen Ort.

»Bald werdet ihr auch meine Stimme aus dem Radio hören«, flüsterte sie in Richtung der amüsiert dreinblickenden Damen, noch immer lächelte sie dabei.

Nichts ersehnte Gesa Westhof mehr als eine Stelle beim Rundfunk. Feuer und Flamme war sie für das neue Medium, sie wollte, nein musste ein Teil davon werden. Aus diesem Grund war sie nach Frankfurt gekommen. Sicherlich war es ein Wink des Schicksals, dass sie just im Moment ihrer Ankunft von einem fröhlichen Liedchen begrüßt worden war. Aus dem Radio.

Alles, wirklich alles würde sie versuchen, um ihre Chance zu bekommen, sich einen Platz in der Welt des Rundfunks zu erobern. Gesa wollte von Anfang an dabei sein, sehen, hören, miterleben, wie das Radio sich auch in Frankfurt durchsetzte. Allein in den letzten beiden Jahren, in denen die Übertragungen aus den Kinderschuhen zu wachsen begonnen hatten und zusehends mehr Menschen erreichten, war offenbar geworden, welche Magie den Klängen aus dem Äther innewohnte.

Während sie durch das Schneetreiben zurück zur Haltestelle lief, malte sie sich ihre Zukunft aus.

Die Geräte würden besser werden, die Sendungen facettenreicher, und irgendwann würde in jedem Wohnzimmer ein Radiogerät stehen. Und sie selbst, Gesa Westhof, würde als Sprecherin mehr Menschen unterhalten als Theater und Lichtspielhäuser zusammen. Allein mit dem Zauber der Stimmen würde das Radio Welten erschaffen, in denen sich junge wie alte Zuhörer verlieren konnten.

Mit quietschenden Bremsen hielt der Bus vor Gesa. Sie wartete, bis die Fahrgäste ausgestiegen waren, dann kämpfte sie sich mit dem Koffer in der Hand durch den Mittelgang zu einem freien Sitzplatz.

Eine Wohnung in Frankfurt konnte sie sich nicht leisten. Noch nicht. Bis es so weit war, würde sie in einer Pension in Offenbach unterkommen. Sicher nicht für lange Zeit.

Ruckelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung. Die Scheiben waren beschlagen. Mit einem behandschuhten Zeigefinger wischte Gesa eine runde Stelle frei und sah hinaus in die Dämmerung des späten Nachmittags. Der Omnibus passierte den Bahnhofsplatz, fuhr hinunter zum Fluss und über die Wilhelmsbrücke. An einem Ufer des Mains sah Gesa die Werft des Westhafens, am gegenüberliegenden säumten schicke Villen den breit angelegten Kai. Sie ließen die Stadt hinter sich und fuhren ins deutlich ländlicher anmutende Offenbach. Unter Gesas Füßen bildete sich eine kleine Pfütze, als der

Schnee an ihren Schuhen schmolz.

Weil ihr warm wurde, schlüpfte sie aus den selbst gestrickten Handschuhen und nahm den Schal ab. Dann holte sie zwei abgegriffene Zeitungsartikel aus ihrer Handtasche. Sie faltete den ersten auseinander und strich das Papier glatt. Seit eineinhalb Jahren trug sie ihn nun schon mit sich herum. Oben auf der Seite befand sich ein Bild, das eine Familie zeigte. Die Eltern saßen auf einem Sofa, zwei Mädchen in geblühten Kleidern tanzten auf dem Wohnzimmerteppich, und ein halbwüchsiger Junge kniete auf dem Boden. Seine Augen waren fest auf das Radiogerät gerichtet, das auf einem eigenen Tischchen stand. Der Text, den Gesa auswendig kannte, lautete: *Feierabend in London. Das Wireless, wie man dort die Rundfunkübertragungsgeräte nennt, bietet breiter gefächerte Unterhaltung als alle anderen Freizeitbeschäftigungen. Die ganze Familie trifft sich abends vor dem Gerät und bisweilen werden Tanzübungen zur Musik gemacht. Um 17.30 Uhr finden die Kleinsten Zerstreuung in der Kinderstunde, danach stehen Lieder, Nachrichten oder das Wireless-Orchester auf dem Programm. Besonders hilfreich für den Alltag ist auch die tägliche Vorhersage des Wetters ...*

Gesa ließ den Artikel sinken. Schon Mitte 1924 hatte die Mehrheit der Briten Zugang zu einem Radio gehabt. Die BBC sendete seit 1922 aus London. Damals noch Zukunftsmusik in Deutschland, hatte das Radio Gesa von der ersten Stunde an fasziniert. Sorgfältig steckte sie das Blatt wieder weg und besah sich das andere. Das Bild auf diesem Artikel stammte aus Manchester. Es zeigte eine große Mensentraube, die sich auf einem Platz in der Stadt traf, um zu streiken. Alle waren Beschäftigte bei verschiedenen Zeitungen. Vom dritten bis zum dreizehnten Mai 1926 hatten die Zeitungsmitarbeiter in England die Arbeit niedergelegt, um mit ihrem Protest Minenarbeiter bei deren Forderungen nach mehr Entlohnung und besseren Arbeitsbedingungen zu unterstützen. Während dieser zehn Tage war die Popularität des ohnehin schon beliebten Mediums Radio noch einmal in die Höhe geschossen und hatte die Tageszeitung als Informationsquelle Nummer eins unwiederbringlich abgelöst. Ein Meilenstein in der Geschichte. Der Zeiger der Zeit war für alle sichtbar weitergehüpft.

Wie immer durchlief Gesa ein ergriffenes Schaudern, sobald sie auf das Bild blickte. Zweifellos würde es auch hier in Deutschland dazu kommen. Die Zukunft gehörte dem Rundfunk. Der Artikel war es, der Gesa den letzten Anstoß gegeben hatte: Wenn sie es wagen wollte, dann jetzt. Bis zum Jahresende hatte sie gebraucht, um alles zu organisieren, und nun war sie hier. Mit ihren vierundzwanzig Jahren zum ersten Mal auf sich allein gestellt. Ein befreiender Gedanke, der ihr keinerlei Angst bereitete, sondern nichts als Vorfreude auf das, was sie in Frankfurt erwarten würde. Sie nahm ihre Zukunft in ihre eigenen Hände. Vor den Herausforderungen, denen sie sich dabei stellen musste, scheute sich Gesa nicht. Sie kannte ihr Ziel, und sie würde den Weg finden, der sie dorthin führte, wo sie sein wollte: zum Radio.



GESA

Frankfurt, April 1927

Radionachrichten 1927:

»Die Ostpreußin Hildegard Kwandt wird als erste Frau im Berliner Sportpalast zur Miss Germany gekürt.«

Die unterlegenen Damen machten ihrem Unmut darüber derart rüde Luft, dass eine berichtende Zeitung forderte, künftige Kandidatinnen auch charakterlich zu bewerten. Hildegard Kwandt nutzte die Gunst der Stunde, sie lief bei Modenschauen, wurde Fotomodell und reiste in die USA. Erinnerungsstücke an ihre Wahl zur Miss Germany bewahrte sie zeitlebens auf.

Im Laden an der Ecke Karlsplatz hing ein Plakat der *Tiller Girls*. Die langbeinigen Tänzerinnen glichen einander wie ein Ei dem anderen mit den einheitlichen schwarzen Bubikopffrisuren, in ihren knappen Kostümen und natürlich der Pose, die sie einnahmen. Momentan gastierte die englische Truppe mit ihrer Revue drüben im Schumanntheater. Gesa Westhof bezweifelte, dass die Kundschaft des Ladens Geld für Revuetheaterkarten übrig hatte, aber es war nett von der Eigentümerin Frau Zurcher, Reklame dafür zu machen. Auch Gesa selbst hätte sich die Aufführung liebend gern angesehen, allein sie war diesen Monat ein wenig knapp bei Kasse.

Über dem Eingang stand in altmodischen schwarzen Lettern an der abblätternen Fassade: Kolonialwaren Zurcher. Genau genommen entsprach das nicht mehr den Tatsachen. Arg gebeutelt durch Krieg und Wirtschaftskrise, hatte die Familie das Geschäft verkleinern müssen, wie die Inhaberin noch Jahre später nicht müde wurde, in jeder passenden oder unpassenden Situation zu erzählen. Statt ausländischer Waren und Feinkost gab es nur mehr einen Kaffeeausschank mit Imbissstheke und einen Zeitungsverkauf. Im Schaufenster hatte Frau Zurcher zwei Stehtische aufgestellt, an denen das Erstandene gleich verzehrt werden konnte.

»Stühl gibt's keine«, hatte sie Gesa, die regelmäßig dort einkaufte, einmal erklärt. »Ich bin ja net dabbisch. Die Leut solle ihre Kaffee im Stehe trinke und nachher wieder gehe. Desdeweese verkauf ich viel mehr und hab die Bagasch net dauernd hier drin.«

Sie war eine auffallend kleine, untersetzte Frau Ende fünfzig, mit grauen Haaren, die sie streng zu einem Nackenknoten steckte. Stets in eine Kittelschürze gekleidet, war sie die Seele des Geschäfts. Ihre vielen Lachfältchen verrieten, dass sie keineswegs so unwirsch war, wie sie vorgab.

An diesem Morgen kaufte Gesa zwei Rosinenbrötchen, die Frau Zurcher in eine

Dutt, eine Papiertüte, steckte. Im Zeitungsständer an der Wand gab es neben den obligatorischen Frankfurter Nachrichten auch diverse Blätter und Zeitschriften aus der Hauptstadt. Gesa nahm eine illustrierte Zeitung. Auf dem Titelblatt prangte das Bild einer jungen Frau, die mit Absatzschuhen und Badeanzug im Sand saß und einen Blumenstrauß in Händen hielt. Abenteuerliche Komposition, dachte Gesa. Die Bildunterschrift lautete: *Beginn des Freiluftlebens. Aufnahme der Siegerin in einem Badeschönheitswettbewerb.*

Gesa blätterte die Zeitschrift auf. Seite drei brachte einen großen Artikel samt Fotografie über den Besuch des französischen Präsidenten Gaston Doumergue bei König George in London.

»Wenn du's lesen willst, musst du's bezahlen, Kindsche«, mahnte Frau Zurcher. »Die zwanzig Pfennig Schodder für das Blättle wirste doch wohl haben.«

Gesa kaufte auch noch die Illustrierte und machte sich auf den Rückweg zur Wohnung ihres Freundes, die in der Gasse nebenan lag.

Die alleinstehende Frau im Erdgeschoss hatte ein Fenster geöffnet und schaute im Bademantel hinaus auf die Straße.

»Na, wieder beim Herrn Schriftsteller übernachtet, das Fräulein?«, rief sie provokant, als Gesa sich näherte. Sie zog eine Haarnadel aus ihren zum Trocknen gesteckten Wellen und klemmte sie an den Stummel der Zigarette, die sie rauchte. Die paar Extra-Paffer, die sie auf diese Weise gewann, hatten im Lauf der Zeit Haut und Härchen um ihre Lippen gelborange gefärbt. Zu viel Tabak machte gewiss nicht schön.

»Guten Morgen. Was für ein sonniger Tag heute, nicht wahr?« Gesa ließ sich ihre Heiterkeit nicht verderben.

Oben angekommen, stellte sie fest, dass ihr Freund das Bett verlassen hatte und in Unterwäsche am Tisch saß und schrieb.

»Khasana Lippenstift – macht jede Frau jünger, frischer, schöner.« Er rollte mit den Augen, während er deklamierte, was Gesa zum Lachen brachte. Wenn er sich aufregte, kam Willi ihr immer vor wie ein schmallender Junge.

»Was denken sich die Leute eigentlich dabei, von mir einen Reklametext für weiblichen Gesichtsaufputz zu erwarten?« Er warf den Bleistift auf den Tisch.

Um ihn bis zum Ende nutzen zu können, steckte eine Hülse aus Metall daran, die sich beim Aufprall löste und scheppernd zu Boden fiel.

Gesa hob sie auf und reparierte das Schreibutensil. »Verletzt es deine Würde als Schriftsteller, einen Werbeauftrag anzunehmen?« Grinsend wick sie einem zerknüllten Blatt Papier aus, das Willi in ihre Richtung warf. Auch er schmunzelte nun.

»Es ist nicht grundsätzlich verwerflich, für Geld zu arbeiten, weißt du? Das müssen die meisten von uns.« Sie fuhr ihm liebevoll durchs Haar und dachte daran, dass sie selber gleich zur Arbeit musste. Ein Umstand, der sie glücklich machte. Gesa freute sich jeden Tag darüber, Teil des überschaubaren Kreises von Radiomenschen zu sein, die für den Südwestdeutschen Rundfunk tätig waren. Heute jedoch ganz besonders, denn die erste Probe für ein brandneues Hörspiel stand an. »Hat dich nicht ein Freund an Khasana empfohlen? Sie zahlen gut, das ist doch was.«

»So was interessiert mich nicht.«

»Sollte es aber. Schau mal.« Sie blätterte die Berliner Illustrierte durch. »Allein hier drin sind drei *Khasana*-Annoncen. Eine für Coldcream, eine für Puder und eine für Wangenrot. Die Firma investiert fleißig in Reklame, da werden sicher noch mehr Aufträge reinkommen.«

Gut gelaunt gab Gesa ihrem Freund den Bleistift zurück. Anstatt weiterzuschreiben, steckte der sich erst einmal eine Zigarette an, inhalierte tief und stieß den Rauch in einer dicken Wolke aus, die sich zwischen ihnen ausbreitete, wo sie in der Luft stehen blieb. Wohin sollte sie sich auch verziehen, in diesem winzigen Kabuff? Ein schmales Bett beanspruchte den Großteil des Raumes, dann gab es ein Tischchen unter dem Fenster, an dem Willi arbeitete, und einen einzigen Stuhl, auf dem er saß. In der Ecke stand ein Schrank, dessen abblätternes Ockergelb den Blick darauf freigab, dass er zuvor rot und davor himmelblau gewesen war.

Mehr als diese Unterkunft konnte sich der aufstrebende Literat nicht leisten, und Gesa hatte den Verdacht, er kultivierte ohnehin gern den Nimbus des armen Poeten.

Sein demonstratives Desinteresse an Geld sollte über seine einfache Herkunft hinwegtäuschen, vermutete sie, und dafür hatte sie absolut Verständnis. Willi war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und früh aus der Enge der heimischen Wohnung geflohen, wild entschlossen, sich allein seinen Weg durchs Leben zu bahnen. Gesa bewunderte ihn für das, was er bisher erreicht hatte. Eigentlich grenzte es an Vermessenheit, bei einem derart bescheidenen Hintergrund Schriftsteller werden zu wollen. Wusste doch jeder, wie brotlos diese Kunst war, wenn man nicht zu den ganz Großen gehörte.

Gesa wollte es ihm gleichtun und ebenfalls das verwirklichen, wofür sie brannte. Dazu ermutigte Willi sie stets, sie schenkten einander gegenseitig Kraft. Vor diesem Hintergrund war es ihr vollkommen klar, warum er seine eigenen vier Wände nicht mit anderen teilen wollte. Das wäre ein Rückschritt gewesen. Er konzentrierte seine gesamte Energie darauf, es als Autor zu etwas zu bringen. Ebenso wie sie alles daransetzte, eine bekannte Rundfunkstimme zu werden. So bekannt, dass es ihr finanzielle Unabhängigkeit ermöglichte. Gesas schlimmste Vorstellung war, nicht frei über ihr Leben bestimmen zu können.

»Wenn man was werden will, muss man Einschränkungen in Kauf nehmen«, sagte Willi immer. »Aber Leute wie wir, Gesa, wir werden es schaffen. Wir sind Macher, keine Jammerlappen. Das habe ich auch gleich in dir erkannt. Du wirst deinen Weg gehen, und wo ich kann, werde ich dich unterstützen, mein Schatz. Wir sind gut füreinander.«

Sie befanden sich mittendrin in einer unglaublich aufregenden Zeit, die Chancen und Möglichkeiten bot, erstmalig nicht nur für die Herren der Schöpfung, sondern ebenso für Frauen. Zumindest für diejenigen, die sich etwas zutrauten. So wie Gesa: Sie beanspruchte nicht mehr und nicht weniger als einen eigenständigen Platz in der Gesellschaft, einen Beruf beim Rundfunk – der ihr ebenso zustand wie den männlichen Kollegen.

Willi war ein leidenschaftlicher Mann, der lebte und liebte, wie er wollte. Abgesehen davon, dass sie ihn herrlich exzentrisch fand, fühlte sich Gesa von ihm verstanden. Zwei Empfindungen, die sie in ihrem Leben bisher vermisst hatte.

Manchmal fragte sie sich allerdings, ob ihr Freund seine Prioritäten richtig setzte. Erst letzten Monat hatte er sich Geld von Gesa geborgt, um die Miete bezahlen zu können. Nun mokierte er sich über eine Aufgabe, die seine chronisch leere Kasse füllen würde und zudem die Aussicht auf Nachfolgeaufträge bot, wenn er sich geschickt anstellte.

»Ich arbeite an einem neuen Werk, das mir den Durchbruch verschaffen wird. Ich habe der Welt was zu sagen. Oberflächliche Reklamesprüche ersticken meine Kreativität. Verstehst du, was ich meine?« Er gestikulierte beim Reden wild mit den Händen, und sie seufzte.

Nachdem Willi die Zigarette in den überquellenden Aschenbecher gedrückt hatte, setzte sich Gesa auf seinen Schoß und schlang die Arme um seinen Hals.

»Das verstehe ich sehr wohl. Aber solange du keinen Verleger hast, wirst du Kompromisse machen müssen. Immerhin kannst du nicht von Luft und Liebe leben, auch wenn ich mir Mühe gebe, reichlich für Letzteres zu sorgen. Einen kurzen Text für *Khasana* zu schreiben fällt dir bestimmt nicht schwer. Bei deinem Talent bist du in Nullkommanichts fertig und kannst dich guten Gewissens wieder deiner eigentlichen Arbeit widmen.«

Er küsste sie. Seine Lippen schmeckten nach Tabak. Zuerst lagen sie federleicht auf den ihren, dann wurden sie fordernder und weckten in Gesa ein Gefühl von Glückseligkeit. Schließlich schob er sie von sich. »Na schön. Was täte ich nur ohne dich, meine pragmatische kleine Geliebte? Jeder Künstler sollte einen nüchternen Menschen an seiner Seite haben, das ist ungemein hilfreich.«

Sie sah in seine stahlblauen Augen, die einen reizvollen Kontrast zum schwarzen Haar bildeten und maßgeblich zu Willis Attraktivität beitrugen. Merkte er nicht, dass seine Worte verletzend waren? Auch sie sah sich als kreativ, als jemand, der sich für Kunst, Kultur, Literatur begeisterte. Wieso nannte er sie nüchtern?

»Mein Pragmatismus hat mich dahin gebracht, wo ich heute bin«, sagte Gesa bestimmt. »Hast du vergessen, dass ich eine Rolle im großen Hörspiel ergattert habe? Ich werde neben prominenten Schauspielern zu hören sein. Ein erster Schritt zu mehr Bekanntheit.«

»Hm. Toll, Schatz.« An seiner Stimme hörte sie, dass sie seine Aufmerksamkeit verloren hatte. Bestimmt kreisten seine Gedanken schon wieder um die nächste Szene seines Romans. Oder darum, wie er den Reklameauftrag möglichst schnell hinter sich bringen konnte. Aber sie brauchte seine Bestätigung nicht. Ihr ging es nicht um Lob und Anerkennung. Sie vermochte sich selbst Zufriedenheit zu schenken – und zu erarbeiten, wie sie es bei Radio Frankfurt tat.

Seit etwas mehr als einem Jahr waren Gesa und Willi ein Paar, sie hatten einander kennengelernt, kurz nachdem sie nach Frankfurt gezogen war. Eine junge Frau vom Land, die mit einem Kopfsprung in den aufregenden Ozean der Großstadt eintauchte, fasziniert vom Nachtleben, der Künstlerszene und den Möglichkeiten, die sich boten. Seine Stimme riss sie aus ihren Gedanken.

»Lass mich jetzt arbeiten, Schätzchen.«

Er kniff die Lippen zusammen, wie immer, wenn er sich konzentrierte.

»Ich muss sowieso los.« Gesa griff sich ihren Mantel und zog ihn über das

Jumperkleid, das sie sich erst letzte Woche gegönnt hatte. Das längs gestreifte Strickoberteil nach der neuesten Mode mit tief liegender Taille und knielangem Rock würde ihre einzige Neuanschaffung dieses Frühjahr bleiben, sie musste sparen. Dann setzte sie einen Hut auf das rotbraune, in Wellen gelegte Haar und ging.

Der Weg von Willis Wohnung in die Elbestraße war nicht weit. Zehn Minuten später stand Gesa vor dem sechsstöckigen Gebäude, in dem die Verwaltung von Radio Frankfurt untergebracht war. Zahlreiche Fenster, Simse und Balkone schmückten die Fassade der SÜWRAG, der Südwestdeutschen Rundfunkdienst AG.

Im Frühling vor drei Jahren hatte der Sender als vierte Funkgesellschaft in Deutschland seinen Betrieb aufgenommen. In Ermangelung eigener Räumlichkeiten waren die Abteilungen an verschiedenen Orten in der Innenstadt untergebracht. Neben dem Verwaltungsbüro gab es das Studio, das aus einer angemieteten Etage im Frankfurter Postscheckamt sendete, der obersten, im fünften Stock. In die Elbestraße kam Gesa, wenn es um die Lohnabrechnung ging oder – so wie jetzt – wenn sie ihre Freundin Inge besuchen wollte.

Sie stieg das Treppenhaus hinauf zu den Büroräumen und klopfte an eine Tür, hinter der Schreibmaschinengeklapper zu hören war. Das gleichmäßige Stakkato verstummte augenblicklich, als sie den Kopf durch den Türspalt steckte, und die Sekretärin am Schreibtisch winkte ihr zu und hielt drei Finger hoch.

Wie immer, wenn Gesa ihre Freundin bei deren Tagesarbeit sah, musste sie grinsen. Das Blondhaar streng aus dem Gesicht frisiert, die Bluse zugeknöpft bis obenhin und der Rock reichlich kniebedeckend, verkörperte Inge Jacobs das Fräulein vom Amt geradezu vorbildlich. Doch abends, wenn sie zusammen ausgingen, verwandelte sie sich in eine andere, schillernde junge Frau. Darin sahen weder Gesa noch Inge einen Widerspruch. Für beide war ihre Anstellung beim Sender etwas, das sie sich hart erarbeitet hatten. Eine Aufgabe, die sie mit Stolz erfüllten. Aber im Gegensatz zu Gesa, die als Sprecherin genau dort war, wo sie sein wollte, träumte Inge davon, Sängerin zu werden. Sie trat in Bars und Musikcafés auf, unermüdlich und stets in der Hoffnung, entdeckt zu werden. Die Chancen dafür standen günstig. Nicht nur in Berlin pulsierte das schillernde Nachtleben: Auch in Frankfurt gab es unzählige Jazzclubs, Bars, Tanzhallen und Revuetheater. Gute Sänger waren gefragt. Nach Jahren der Entbehrungen lechzten die Menschen nach Vergnügen. Jeder ging gern aus, tanzte Charleston oder Lindy Hop. Besonders wenn auf der Bühne musikalische Talente standen und die Nachtschwärmer anheizten.

Inge Jacobs arbeitete für Albert Bronnen, den jungen Intendanten des Radiosenders. Gesa wartete im Hauseingang, bis ihre Freundin, mit der sie sich eine Wohnung in der Altstadt teilte, wenige Minuten später herunterkam. Gemeinsam setzten sie sich auf die Bank neben der Litfaßsäule auf der anderen Straßenseite.

»Heute bin ich wirklich müde.« Inge gähnte wie zur Bestätigung. »Drei Auftritte in dieser Woche und heute Abend noch einer. Das schlaucht, wenn die Tagesarbeit dazukommt.«

Besorgt musterte Gesa das blasse Gesicht ihrer Freundin. »Denkst du nicht, dass du dich ein wenig übernimmst?«

»Ich weiß nicht. Irgendwie habe ich das Gefühl, nicht voranzukommen.«

»Wie meinst du das?«

»Dauernd schlecht oder gar nicht bezahlte Auftritte vor irgendwelchen Leuten in kleinen Bars. Das führt doch zu nichts. Vielleicht muss ich die Sache anders angehen.« Nachdenklich kaute Inge auf ihrem Daumnagel, dann sah sie Gesa eindringlich an. »Nimm zum Beispiel Dora – du weißt schon, Dora Waldschmidt ...«

»Die im Rundfunkchor singt?«

»Genau die. Sie hat feste Auftrittszeitern mit dem Chor. Dazu die Proben. Bisher wurde sie nach Aufwand bezahlt, aber gerade habe ich den Vertrag abgetippt, den ihr der Bronnen angeboten hat und der deutlich besser ist als ihre bisherige Vereinbarung.« Sie verstummte.

»Willst du das denn, Inge? Im Chor singen? Ich dachte, du siehst dich als Solokünstlerin.«

Die Sekretärin richtete den Blick gen Himmel und stieß einen Seufzer aus, der aus ihrem tiefsten Inneren zu kommen schien. »Natürlich wünsche ich mir nichts mehr, als endlich entdeckt zu werden. Aber es ärgert mich, wie passiv allein dieser Ausdruck klingt. Ich muss mich entdecken lassen. Mensch! Wieso? Und von wem? Wenn ich mir dann vernünftigerweise vor Augen führe, wie praktisch es sein könnte, wenn ich meine hochfliegenden Träume aufgebe, Teil eines Ensembles werde ...« Sie brach ab.

Gesa legte ihr den Arm um die Schultern. »Das bist nicht du. Inge Jacobs ist keine Chorsängerin, sondern der Star. Du brauchst keine anderen Stimmen neben dir, weil deine absolut einzigartig ist. Und dass du dir niemals was anderes in den Sinn kommen lässt! Stell dir eines von diesen Plakaten vor, die in den Glaskästen vor den großen Bühnenhäusern hängen. *Heute Abend: Inge Jacobs mit Kapelle*, darunter ein Bild von dir in einem atemberaubenden Abendkleid. Und darüber der Aufkleber: *Ausverkauft*. An so was musst du denken. Nicht an den ollen Radiochor.«

»Danke.«

Gesa merkte, wie Inge die Schultern straffte. Es geschah nicht oft, dass sie Nerven zeigte. Eigentlich war sie hart im Nehmen.

»Jeder kann mal ins Zweifeln kommen«, sagte Gesa leise. »Aber du darfst dich nicht beirren lassen.«

Inge schüttelte den Kopf. »Ist schon wieder vorbei. Mach dir keine Sorgen um mich. Ein kurzer Moment des Selbstmitleids, mehr nicht. Gut, dass du da bist.«

Natürlich war es nicht einfach, Abend für Abend zu singen, in der vagen Hoffnung, die richtige Person würde im Publikum sitzen und einen Schallplattenvertrag zücken. Aber Inge hatte das Zeug dazu, ganz groß rauszukommen, dessen war sich Gesa sicher. Sie würde die Freundin nicht in ihrem Vorhaben bestärken, wenn sie nicht vollständig von ihrem Talent überzeugt wäre.

»Warum gibt der neue Intendant eigentlich Dora Waldschmidt eine Festanstellung? Das ist ungewöhnlich. Hätte der Alte nicht gemacht.«

»Neue Besen kehren eben gut, und Herr Bronnen wirbelt mächtig Staub auf«, lautete Inges Urteil über den jungen Sendeleiter, der erst vor wenigen Monaten seine Stelle angetreten hatte. Sein Vorgänger hatte sich nicht besonders hervorgetan, wenn es um Neuerungen ging. Womöglich war das auch der Grund, aus dem die Position frisch besetzt worden war. Radio Frankfurt war nicht irgendeine Hobbyfunktanstalt, sondern

konkurrierte mit dem Sender der Hauptstadt um den Spitzenplatz in Deutschland. Da durften sie nicht auf der Stelle treten. Die SÜWRAG brauchte Ideen, die Radio Berlin noch nicht gehabt hatte, und jemanden, der dazu bereit war, etwas zu riskieren. Albert Bronnen steckte seine Nase mit Vorliebe in sämtliche Abteilungen des Senders, von der Sportberichterstattung über die Nachrichten bis hin zum Rundfunkorchester. Und bei der Produktion von Hörspielen legte er gern selbst mit Hand an. Bisher hatte Gesa noch nicht viel mit ihm zu tun gehabt, aber das würde sich mit dem heutigen Tag ändern. Sie fand seine Einstellung gut.

»Hast du wieder bei Willi übernachtet?« Inge wechselte mit einem anzüglichen Augenzwinkern das Thema. »Ich mache mir Sorgen, wenn du nicht nach Hause kommst, weißt du.«

»Ja, Mutter.« Gesa grinste. Sie lebte zur Untermiete bei Inge und ihrem Bruder Rolf. Anfangs lediglich ein Arrangement, das beiden Parteien gelegen kam, waren die jungen Frauen mittlerweile zu besten Freundinnen zusammengewachsen. »Ich wollte dir nur kurz guten Morgen sagen, bevor ich ins Studio gehe. Heute ist der große Tag.« Vorfreude breitete sich in Gesas Magen aus. Allein das Wort Studio verursachte ein Kribbeln bei ihr.

»Hat Willi dir viel Glück gewünscht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Momentan beschäftigt ihn sein Manuskript. Und ein Werbeauftrag. Er textet für *Khasana*. Da hat er keine Gedanken für andere Sachen übrig.«

»Wenn du mich fragst – er ist wirklich ein Windhund, Gesa, und verdient dich nicht. Hat er dir dein Geld zurückgezahlt?«

»Er musste sich konzentrieren, als ich los bin.«

Inge verdrehte die Augen. »Klar. Weil sein Geschreibsel wichtiger ist als dein Beruf. Hilf mir auf die Sprünge – wer hat ein regelmäßiges Einkommen? Der Herr Autor oder du?«

»Er ist halt Künstler.«

»Das bist du auch, meine Liebe. Eine Schauspielerin.«

»Hörspielsprecherin«, verbesserte Gesa.

»Das ist dasselbe. Du schlüpfst in eine Rolle, die du glaubwürdig verkörpern musst, um das Publikum in deinen Bann zu ziehen. Du unterhältst Menschen, erlaubst ihnen, sich für eine Weile aus ihrem armseligen Leben in andere Welten zu flüchten und den Alltag zu vergessen. Und im Gegensatz zu Bühnenschauspielern steht dir dafür lediglich deine Stimme zur Verfügung. Wenn das keine Kunst ist, weiß ich auch nicht.«

So betrachtet, klang das in der Tat famos. Aber Gesa musste nicht überzeugt werden, für sie war ihr Beruf die Erfüllung sämtlicher Träume. Wer hätte das gedacht? Gesa Westhof, Tochter aus gutem Hause, aus einem kleinen Ort im Teutoburger Wald, tat etwas, das nichts mit Haushaltsführung zu tun hatte. Und wurde dafür auch noch bezahlt.

»Wird *sie* heute dabei sein?«, fragte Inge.

Gesa nickte. »Heute lerne ich sie endlich kennen. Wir gehen das Skript durch, und morgen beginnen die eigentlichen Proben.«

»Na, da bin ich mal gespannt, ob sie eine so tolle Frau ist, wie du sie dir vorstellst.«

»Mit Sicherheit.«

Inge sah auf die Uhr. »Du, ich muss wieder rein. Nur noch ganz kurz – hast du schon von der Neuen gehört?«

»Nein.«

»Ihr Name ist Margot Mikola, sie wurde als Cellistin im Rundfunkorchester eingestellt. Angeblich auf ausdrücklichen Wunsch von Horst Sachs persönlich.«

»Der musikalische Leiter engagiert eine Frau für Bienefelds Herrenkapelle? Na, das schmeckt ihm sicher nicht. Das arme Ding wird keinen leichten Stand haben. Sie tut mir fast ein wenig leid. Bienefeld wird auf ihr herumhacken und sie drangsalieren. Nur weil sie eine Frau ist. Und wahrscheinlich doppelt so gut wie seine Männer, sonst wäre sie niemals verpflichtet worden. Meinst du, sie kann das verkraften?«

»Keine Sorge. Ich habe Margot bereits kennengelernt, sie macht einen patenten Eindruck. Wir werden uns sicher gut mit ihr verstehen.«

»Ich würde sie auch gerne treffen.«

Inge grinste. »Das habe ich mir schon gedacht. Wir Mädels müssen schließlich zusammenhalten. Deswegen habe ich sie für heute Abend gleich mal eingeladen.«

»Bestimmt fällt ihr der Einstieg leichter, wenn sie merkt, dass sie nicht allein ist. Ich erinnere mich gut daran, als ich neu in die Stadt kam. Und was für ein Glück es war, dass ich dich gleich getroffen habe. Da ging es sofort bergauf.«

»O ja«, Inge strich sich den Rock glatt. »Aber jetzt muss ich wirklich. Und du solltest dich ebenfalls sputen, nicht dass du ausgerechnet heute zu spät kommst.«

Die Freundinnen verabschiedeten sich, und Gesa stieg in einen Omnibus, der sie vom Bahnhofsviertel in die Innenstadt brachte, zum Frankfurter Postscheckamt. Sie stieg in die oberste Etage hinauf und betrat den Flur, von dem ein paar kleine Aufnahmestudios abgingen sowie ein bescheidenes Künstlerzimmer, das den Ansprüchen prominenter Schauspieler zumeist nicht gerecht wurde. Gesa vermutete, es würde relativ bald notwendig werden, dass Radio Frankfurt ein eigenes Funkhaus baute. Die unpraktischen Entfernungen zwischen den Abteilungen in der Stadt sowie die provisorische Sendezentrale konnten kein Dauerzustand für ein aufstrebendes Medium sein. Nicht wenn sie hoch hinaus wollten.

Atemlos kam Gesa an, schlüpfte im Gehen hastig aus dem Mantel und hängte ihn zusammen mit ihrem beigen Glockenhut, der zu allem passte, an die Garderobe. Dann betrat sie den Probenraum mit seiner altmodischen Rankenmustertapete. Repräsentativ war das nicht, aber für die Mitarbeiter reichte es. Das Zimmer diente zudem als Aufbewahrungsort für jene Requisiten, die nicht mehr in den Schrank auf dem Flur passten. Also die ganz großen Geräte, wie zum Beispiel eine Tür mit Rahmen, mit deren Hilfe Geräusche wie *In-den-Angeln-Knarzen* oder *Laut-ins-Schloss-Fallen* erzeugt wurden. Und die »hauseigenen« Sprecher wie Gesa durften sich dort in den Pausen aufhalten. Das Künstlerzimmer blieb ausschließlich für die Stars reserviert.

Einige ihrer Kollegen waren bereits anwesend, Peter Nagel, Ernst Gehring, die Geschwister Kai und Harro Hoppe und Annegret Meyer. Sie hatten ein Sammelsurium unterschiedlicher Stühle und Sessel zu einem Kreis aufgestellt, das sie auf der gesamten Etage zusammengetragen hatten. Sobald Gesa neben Ernst Platz genommen hatte, flog die Tür auf und Sendeleiter Albert Bronnen marschierte herein, gefolgt von einer Dame

und einem Herren.

»Die Prominenz tritt auf«, raunte Ernst, ein erfahrener Schauspieler. Leider auf den Bühnen Frankfurts nicht besonders erfolgreich, dafür seit der ersten Stunde Sprecher beim Radio. Er trug eine runde Brille mit dünnem Goldrand und sein Haar exakt gescheitelt und verbrachte als Junggeselle ohne private Steckenpferde die meiste Zeit im Sender. Gelegentlich verlas er die Nachrichten oder Hörereinsendungen, wurde aber hauptsächlich in Hörspielen eingesetzt. Daneben legte er Schallplatten im Musikprogramm auf, das einen Großteil der Sendezeit ausfüllte. Für Gesa war er eine Art väterlicher Freund.

»Guten Morgen, Herrschaften«, begrüßte sie der Intendant. »Es ist mir eine große Freude, dass wir heute gemeinsam ein ganz besonderes Projekt starten. Ein Kriminalhörspiel in acht Episoden, aufwendig, abendfüllend und noch nie da gewesen. Wir konnten zwei bekannte Namen für uns gewinnen, die ich Ihnen sicher nicht mehr vorstellen muss. Frau Simonetti, Herr Conrad, ich danke Ihnen für Ihre Zusage.«

Alle Anwesenden applaudierten. Gesas Herzschlag beschleunigte sich. Sie befand sich im selben Raum mit Carla Simonetti, der großen Mimin, die sie flammend bewunderte. Seit Wochen fieberte sie der Begegnung entgegen. Ohne lange nachzudenken, sprang sie auf und stürzte auf die Schauspielerin zu.

»Frau Simonetti, was für eine Ehre! Ich freue mich wahnsinnig drauf, mit Ihnen zu arbeiten.« Sie griff nach der Hand ihres Gegenübers, schüttelte sie enthusiastisch, bis Albert Bronnen sie mit einem amüsierten Lächeln unterbrach: »Danke, Fräulein Westhof, für diese außerordentlich herzliche Begrüßung.«

Verlegen ließ Gesa Carla Simonettis Hand los. Aus der Nähe sah die Frau noch eleganter aus als auf der Bühne. Der lange Hals, die schmale Nase und die dünnen, exakt gezeichneten Brauenbögen waren schlichtweg Perfektion. Zwar hatte Gesa sich die Schauspielerin größer vorgestellt, aber das tat ihrer Bewunderung keinen Abbruch. Nach der neuesten Mode gekleidet, das kinnlange dunkle Haar glänzend und aufwendig frisiert, wirkte sie alterslos wie eine Statue. Dass sie Mitte vierzig war, hätte Gesa ihr nicht angesehen.

Carla Simonetti nickte knapp, trat an ihr vorbei und nahm graziös auf einem gepolsterten Lehnstuhl Platz, als wäre es ein Thron. Verlegenheit stieg in Gesa auf wie Sodbrennen. Was für ein peinlicher Gefühlsausbruch.

»Auch ich freue mich auf unser gemeinsames Projekt«, kam Theodor Conrad zu ihrer Rettung und schüttelte Gesa ebenfalls die Hand. Der Schauspieler war nicht nur bekannt vom Theater, sondern aus Filmproduktionen und, obwohl wahrscheinlich zehn Jahre jünger als die Simonetti, ein alter Hase im Geschäft. Er überragte Gesa um einen Kopf, und wenn er lächelte, wirkten seine hellen Augen überraschend warm. Was sich allerdings schlagartig änderte, als die Simonetti mit einem »Ja, ja, schon gut, Theo, setz dich endlich« dazwischenfunkte.

Er verzog die Lippen und machte eine höfliche Geste, mit der er Gesa den Vortritt ließ.

Der Einzige, der stehen blieb, war der Intendant. Albert Bronnen, nicht einmal dreißig Jahre alt, sah mit seinen hohen Wangenknochen, dichten, geraden Brauen und entschlossenem Blick geschäftsmäßig ernst drein, als er die Skripte für Episode eins von

Kommissar Feldmann und der Fall Aurora verteilte. Gesa hatte zwar schon mit ihm zu tun gehabt, wunderte sich jedoch, dass er ihren Namen behalten hatte. Nun, wenn er derart jung bereits die Funktion des Intendanten innehatte, musste er wohl über herausragende Qualitäten verfügen – und ein gutes Gedächtnis schien zweifellos dazuzugehören. Er hatte seine Stelle vor vier Monaten angetreten und war quasi der Neue. Bis jetzt, da dieses Attribut an die Cellistin Margot weitergereicht worden war, von der Inge erzählt hatte. Gesa nahm ihr Skript entgegen, dabei berührten ihre Finger die von Albert Bronnen, und ihre Blicke begegneten sich für einen Moment.

Theodor Conrad würde im Stück den Ermittler geben, das passte fabelhaft zu ihm. Mit seiner sonoren Stimme, für die ihn das Bühnenpublikum liebte, würde er zugleich seriös und attraktiv klingen. Und wie er dasaß, entspannt im gut geschnittenen karierten Straßenanzug, ein Bein lässig über das andere geschlagen, kam er Gesa fast ein wenig amüsiert vor. Bestimmt war er für seine Proben eine Umgebung gewohnt, die weniger behelfsmäßig zusammengezimmert war. Mit Verlegenheit bemerkte Gesa den vollgestopften Aschenbecher, der sich nicht von alleine ausleerte und für den sich anscheinend niemand zuständig fühlte. Ein Teller mit hart gewordenen Keksen stand daneben, über den gerade eine Ameise krabbelte. Was musste sich Herr Conrad denken?

Carla Simonetti spielte als weibliche Hauptrolle die Frau des Mordopfers, eine reiche Industriellengattin. Und Gesa hatte die Rolle ihrer Hausdame bekommen. Erfreulicherweise hatte sie einiges an Text. Das fiel ihr gleich beim ersten Durchblättern auf.

»Na toll«, murmelte Ernst Gehring neben ihr leise.

Mit hochgezogenen Augenbrauen sah sie ihn an.

»Miniorolle«, flüsterte er. »Chauffeur Laurenz.« Dann blätterte er um. »Ach nein, warte. Den Pfarrer darf ich auch lesen.«

»Und vergiss nicht die Geräuschkulisse, für die wir allesamt zusammen helfen.«

Gesa wusste, worauf er anspielte. Während die Hauptdarsteller üppige Gagen erhielten, wurden die Nebenfiguren weniger gut entlohnt. Die meisten ihrer Kollegen arbeiteten deswegen zusätzlich zur Tätigkeit für den Sender noch auf den Bühnen Frankfurts oder versuchten sich beim Film. Gesa hingegen konzentrierte sich voll auf ihre Rundfunkkarriere. Sie war in der glücklichen Lage, über finanzielle Mittel zu verfügen, die ihre Eltern ihr hinterlassen hatten. Nichts Üppiges, zumindest nicht mehr. Aber sie kam mit wenig aus und lebte bescheiden. Ihre Tante hatte dafür gesorgt, dass Gesas Erbe in den letzten zehn Jahren spürbar geschrumpft war. Doch darüber mochte sie jetzt nicht nachdenken. Lieber konzentrierte sie sich auf das, was vor ihr lag. Zudem war sie davon überzeugt, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis man sie für eine Hauptrolle einsetzen würde.

Direkt nach ihrer Ankunft in Frankfurt hatte Gesa als Servierkraft in einem Café angefangen. Dort hatte sie Inge kennengelernt. Eine schicksalhafte Begegnung, die Gesa neben einer Wohngelegenheit und einer loyalen Freundin auch den heiß ersehnten Zutritt zum Radio beschert hatte. Als hätte die Vorsehung es so gewollt, dachte sie bisweilen. Denn Inge hatte ihr die erste Stelle im Sender verschafft. Als Springer, also für alles, was eben anfiel.

Frau Simonetti fischte eine Zigarette aus ihrem goldfarbenen Etui, steckte sie auf eine ebenfalls goldene Zigarettenspitze und wartete, bis der Intendant ihr Feuer gab. Auch die Hoppes zückten ihre Feuerzeuge, Albert Bronnen war schneller.

Dann blätterte sie die Seiten ihres Skripts durch und klappte es wieder zu. »Diese reiche Ehefrau, wieso heißt die Frieda? Das passt überhaupt nicht. Sie braucht einen gediegeneren Namen, etwas Elegantes, Helena zum Beispiel.«

Albert Bronnen räusperte sich. »Sie war ursprünglich ein Zimmermädchen, das sich den Industriellen geangelt hat.«

»Ach. Und wie alt soll sie sein?«

»Zum Zeitpunkt, als der Gatte ermordet wird, Ende dreißig. Steht hier.« Bronnen deutete auf eine Randbemerkung.

»Und wie stellen Sie sich das vor, dass ich eine Frau derart fortgeschrittenen Alters spielen soll? Dazu müsste ich mich verstellen, um älter zu klingen.«

Aus dem Augenwinkel bemerkte Gesa, wie Theodor Conrad schmunzelte. Alle anderen studierten ihren Text, warteten aber zweifelsohne gespannt auf Herrn Bronnens Antwort.

»Das dürfte bei Ihrer schauspielerischen Kunstfertigkeit kein Problem sein, gnädige Frau. Der Hörer sieht Sie nicht, und mit Ihrer geschulten Stimme können Sie alles spielen, wie mit einem gut gestimmten Instrument.«

Ein dünnes Lächeln belohnte seine Diplomatie.

Den restlichen Vormittag über machten sich die Sprecher mit ihren Rollen vertraut. Nach einer kurzen Mittagspause, die manche mit Schnittchen im Probenraum, andere rauchend auf einer Art Terrasse oben auf dem Dach und die beiden Hauptdarsteller im Künstlerzimmer verbrachten, wurden bereits erste Szenen gelesen.

»Lassen Sie uns von Anfang an das richtige Ambiente schaffen«, bat der Intendant, »und so tun, als ob wir auf Sendung wären.« Er deutete zu Annegret Meyer. »Ich weiß, Sie haben eine Doppelrolle – die Sekretärin des Ermordeten und dann noch Frau von Abt, eine Dame der besseren Gesellschaft. Die müssen natürlich vollkommen unterschiedlich klingen. Deswegen habe ich Sie ausgewählt, weil ich weiß, dass Sie das können, Frau Meyer.«

Annegret lächelte geschmeichelt. Und Gesa wunderte sich, woher Herr Bronnen seine Informationen hatte. Es stimmte in der Tat, Annegret Meyer war eine Art Stimmzauberin. Sie konnte perfekt alle möglichen sprachlichen Färbungen imitieren, nicht nur regionale Dialekte, sondern auch vornehmes Näseln bis zum Gassenjargon. Der Chef hatte sich anscheinend schlaugemacht. Was ihn in Gesas Augen schon jetzt weit über seinen Vorgänger hinaushob. Die Qualität des Stücks, die Proben und bestimmt auch die Aufführung konnten nur überzeugen, wenn der Spielleiter mit solcher Akribie und solchem Einsatz bei der Sache war.

»Na, wie hätten Sie's denn gern, Herr Bronnen?«, fragte Annegret mit verstellter Stimme.

»Ganz genau so – passt eins a für die Sekretärin.«

»Und was Frau von Abt betrifft, so lege ich auf Wunsch eine besondere Eleganz in meinen Ausdruck.« Seidenweich hatte sie das gesagt.

Carla Simonetti riss die Augen auf, und auch Herr Conrad wirkte überrascht. Klein

und untersetzt, mit einer altmodisch gesteckten Tolle auf der Stirn, die hin- und herwippte, sobald sie den Kopf bewegte, sah Annegret auf den ersten Blick wenig beeindruckend aus. Öffnete sie den Mund, änderte sich das schlagartig.

Gesas Herz hüpfte. Momente wie diese liebte sie. Zusammen legten sie ein Puzzle aus Stimmen und Geräuschen, das sich in den Köpfen der Zuhörer zu einem Bild zusammensetzen würde. Und sie gehörte zu den Klangakrobaten, deren gemeinsames Spiel dies möglich machte. Begeistert strahlte sie Annegret an, dann Ernst und Peter, die der Kollegin spontan Szenenapplaus spendeten. Auch Albert Bronnen lächelte. In seinen Augen stand die gleiche Begeisterung, die in Gesa brannte.

Die Sprecher stellten sich im Kreis auf, als befände sich in ihrer Mitte ein Mikrofon. Beim Lesen bemühten sie sich, die Seiten möglichst geräuschlos umzublättern. Niemand zu Hause an den Geräten würde ihnen abnehmen, dass sie gerade im Restaurant saßen oder einen Tatort untersuchten, wenn mitten im Satz das Papier raschelte.

»Gut, Fräulein Westhof«, lobte der Intendant, als Gesa gelesen hatte. »Wo es in der Szene heißt, *die Hausdame ruft über die Schulter zurück nach dem Chauffeur*, schlage ich vor, dass Sie sich wirklich umdrehen, also weg vom Mikrofon, und nach hinten sprechen. Auch jetzt schon, damit es Ihnen in Fleisch und Blut übergeht.« Das war ein sinnvoller Vorschlag und würde sich später sehr realistisch anhören.

Als Albert Bronnen die Probe schließlich beendete, war Gesa überrascht, dass es schon achtzehn Uhr durch war.

»Sie sehen zufrieden aus, Fräulein Westhof?«, fragte der Intendant.

»Ach, es war ein toller Tag. Das Stück ist spannend, es wird sicher ein Erfolg werden, und ich freue mich, dabei sein zu dürfen.«

»Schön.« Er nickte ihr zu und wandte sich zum Gehen.

»Herr Bronnen – wer war es denn nun? Ich meine, wer hat den Industriellen ermordet?«

Einige der Kollegen hielten im Zusammenräumen ihrer Sachen inne und horchten auf.

»Ja genau«, sagte Ernst Gehring, nahm den übervollen Aschenbecher und leerte ihn in den Mülleimer in der Ecke. »Das wäre wirklich interessant zu wissen.«

Albert Bronnen grinste schelmisch. »Deswegen verrate ich es Ihnen noch nicht. Wer der Übeltäter ist, bleibt ein Geheimnis bis zum Schluss. Ehrlich gesagt, weiß ich es selber nicht. Der Autor des Stücks besteht darauf, uns den Mörder noch eine Weile vorzuenthalten. Erst wenn wir das Skript zur letzten Episode bekommen, werden wir es erfahren. So bleibt die Produktion für uns alle aufregend.«

»Und auf diese Weise ist sichergestellt, dass sich niemand vor der Presse verplappert«, fügte Theodor Conrad hinzu und klopfte dem Sendeleiter auf die Schulter. »Geschickt, Herr Intendant.«

Auf dem Nachhauseweg grübelte Gesa über dieses ungewöhnliche Vorgehen nach. War es nicht eigenartig, dass die Darsteller den Schluss der Produktion nicht kannten? Allerdings hatte sie natürlich noch nie bei einem derart groß angelegten

Kriminalhörspiel mitgewirkt, vielleicht machte man das so. Ihre Erfahrung beschränkte sich auf wenige Stücke, und die waren unter Albert Bronnens Vorgänger zudem kurz gewesen. Manche hatten eine halbe Sendestunde gedauert, andere eine ganze, aber stets waren sie in sich abgeschlossen. Gesa erinnerte sich gut an das erste Mal, als sie eine kleine Rolle hatte lesen dürfen. Ihr Herz hatte vor Aufregung so laut gepocht, dass sie befürchtet hatte, es wäre über das Mikrofon zu hören. Lediglich zwei Sätze hatte sie sagen müssen, sich hinterher aber atemlos gefühlt wie nach einer Bergbesteigung. Und ebenso in Hochstimmung.

»Ich glaube, du hast dich gerade mit dem Schauspielvirus angesteckt«, hatte Ernst Gehring sie geneckt und damit Gesas verklärtes Strahlen richtig gedeutet.

Der neue Sendeleiter baute anscheinend darauf, die Zuhörer über Wochen hinweg zu fesseln, und dafür musste es spannend zugehen. Daher hatte er sich für einen Krimi entschieden. Acht Teile waren eine Menge, durchaus verständlich, dass Bronnen nicht riskieren wollte, dass der Mörder vorab bekannt wurde. Durchströmt von Vorfreude auf das neue Rundfunkabenteuer, marschierte Gesa beschwingt durch die Altstadt.



GESA

Radionachrichten 1927: »Die in England lebende Tschechin Vera Menchik wird erste weibliche Schachweltmeisterin.«

In den Folgejahren wurde sie zu wichtigen internationalen Turnieren eingeladen und von ihren männlichen Kollegen zunächst nicht ernst genommen. Bis sie zahlreiche Schachmeister besiegte. Ihren Weltmeistertitel verteidigte sie alljährlich bis zu ihrem Tod. Vera Menchik starb zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Mutter 1944 bei einem Bombenangriff in ihrer Wohnung in London.

Der Fußweg vom Sender bis in die Ziegelgasse, einen Steinwurf vom Liebfrauenberg entfernt, dauerte nur etwa zehn Minuten. Um kurz nach halb sieben stieg Gesa die Treppe in den zweiten Stock eines alten Mehrparteienhauses hinauf. Inge und Rolf Jacobs hatten die Wohnung von ihren Eltern geerbt. Dank Gesas Untermiete konnten sie die Immobilie halten, allein mit Inges Sekretärinnengehalt und Rolfs magerem Einkommen als Maurergeselle wäre das nicht möglich gewesen. Nachdem sie einander in dem Café kennengelernt hatten, in dem Gesa Kuchen servierte und Inge zur Nachmittagsunterhaltung der Gäste sang, waren sie schnell darauf gekommen, wie praktisch es wäre zusammenzuziehen. Die schäbige Pension in Offenbach, in der das Zimmer mehr kostete als bei Inge mitten in der Altstadt, hatte Gesa nur zu gern hinter sich gelassen.

Ihre Unterkunft verfügte über eine geräumige Küche und ein Badezimmer mit Abort. In den meisten Wohnungen gab es lediglich ein Waschbecken an der Wand und ein Gemeinschaftsklo im Flur oder draußen auf dem Hinterhof. Gesa schätzte sich glücklich. Die Möbel waren schlicht, aber in gutem Zustand. Mittlerweile betrachtete sie die Geschwister mehr als Ersatzfamilie denn als Vermieter, und Inge war zu ihrer besten Freundin geworden. Die drei jungen Leute trafen einander in der Küche zu gelegentlichen gemeinsamen Essen oder für ein Feierabendbier, respektierten aber ebenso die Privatsphäre der anderen.

In den engen, von hohen Gebäuden gesäumten Altstadtgassen war es stets schattig. Sogar an sonnigen Tagen musste Gesa Licht machen, auch tagsüber. Durch die Fenster fiel jetzt, am frühen Abend, kaum welches herein. Sie zog sich rasch um und schlüpfte in ein knielanges dunkelgrünes Kleid, an dessen Saum sie kürzlich eine Stoffdrapierung genäht hatte, damit es zipfelartig verlängert und modern wirkte. Es passte zu ihren Augen, deren Farbe je nach Lichteinfall zwischen Petrol und Grün changierte.

»Das steht dir fantastisch, und wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, das Teil ist brandneu. Ich wünschte, ich könnte ebenso gut mit Nadel und Faden umgehen

wie du«, ertönte Inges Stimme von der Tür her.

Mit einem Glas in der Hand lehnte sie im Rahmen, die Lippen dunkel geschminkt, die Augen auch. Der schwarze Stoff ihres Flapper-Kleides bildete einen starken Kontrast zum wasserstoffblonden Lockenbob. Inge war eine schöne Frau und spielte gern mit dem Image einer Femme fatale. Selbstredend nur privat. Im Büro sah sie stets korrekt-adrett aus. Wenn es ans Ausgehen ging, legte sie eine mächtige Schippe drauf.

»Danke, es ist ganz gut geworden. Das Jumperkleid von heute Morgen hat mein Budget erschöpft, neue Sachen sind in nächster Zeit keine mehr drin. Aber ich wollte in Qualität investieren, die ich bei der Arbeit tragen kann. Das macht einen guten Eindruck.«

»Du überlässt bei deiner Karriere aber auch nichts dem Zufall.«

»Das kann ich mir nicht erlauben, Inge. Du weißt, wie wichtig es für mich ist, bald größere Rollen zu bekommen, um mehr zu verdienen. Nur wenn ich auf eigenen Füßen stehen kann, bin ich sicher.« Gesa deutete auf einen Umschlag auf dem Bett. »Und das da zeigt mir, dass ich in meinem Bemühen nicht nachlassen darf.«

»Was ist das?«, fragte Inge.

»Von meiner Tante.« Gesa fühlte einen Druck auf der Brust. Sie setzte sich auf die Bettkante und strich über das Papier, dabei versuchte sie das Zittern ihrer Finger zu unterdrücken.

»Seitdem du hier wohnst, hast du noch nie Post bekommen.«

»Eben. Dass sich das geändert hat, ist nicht gut.«

Mit besorgt gerunzelter Stirn stellte Inge ihr Glas auf dem Nachttisch ab, setzte sich neben sie und lehnte ihre Schulter an die der Freundin.

»Was ist passiert? Ist deine Tante krank?«

Gesa schüttelte den Kopf, sie schluckte. »Nein, das ist nicht das Problem. Wir verstehen uns nicht besonders, und ich hatte gehofft, dass sie mich nicht findet.«

»Wie bitte? Bist du von daheim ausgerissen? Gesa Westhof, so was kannst du doch vor mir nicht geheim halten.«

»Quatsch. Ich bin kein Backfisch mehr. Mit Mitte zwanzig haut man nicht mehr ab, man zieht aus.«

»Wenn du ihr nicht gesagt hast, wohin du gehst, wie hat sie dann deine Adresse herausgefunden? Nach über einem Jahr.«

»Das würde mich auch interessieren. Egal, reden wir nicht mehr davon.« Gesa riss den Brief in zwei Teile, dabei nagte sie an ihrer Unterlippe.

»Dann bringe ich dich besser mal auf andere Gedanken. Bist du fertig? Wir müssen nämlich zuerst ins Café in der Hauptwache, dort treffen wir uns mit Margot.«

Die rot-weiß gestreiften Markisen in den Rundbögen der ehemaligen Frankfurter Hauptwache wurden gerade eingeholt, als die beiden das Lokal betraten. Es war ein beliebter Treffpunkt für Kinogänger, Theaterbesucher und Verabredungen aller Art. Tagsüber ebenso wie abends pulsierte hier das Leben, und Stimmengewirr erfüllte den Raum. Sie mussten kurz warten, bis ein Tisch frei wurde, und kaum hatten sie sich gesetzt, erschien Margot.

Die Musikerin war in ihrem Alter, schätzte Gesa, möglicherweise ein wenig jünger.

Groß und schlank, mit schmalen Hüften und brünetten Haaren, die länger über die Schultern fielen, als es der Mode entsprach. In ihren braunen Augen lag etwas Verträumtes, Melancholisches, das Gesa auf Anhieb interessant fand.

»Hier geht es zu wie in einem Taubenschlag«, bemerkte Margot und deutete auf die Menschen um sie herum. »Ich komme aus einem Dorf in der Eifel, in dem wahrscheinlich weniger Einwohner leben, als sich Leute hier im Café aufhalten.«

»Daran wirst du dich gewöhnen müssen.« Inge schlug die Beine übereinander und nippte an ihrem Kaffee. »Warte nur, bis du das richtige Nachtleben kennenlernst.«

»Wer kommt noch?«, fragte Margot.

»Heute Abend sind nur wir drei unterwegs.« Inge sah auf die Uhr. »Und gleich müssen wir los in die Erebos Bar, sonst komme ich zu spät.«

»Nur wir drei?«

Gesa, die ebenfalls vom Land stammte, verstand, weshalb Margot verwundert nachfragte. Sie waren anders aufgewachsen als die selbstbewussten Stadtmädchen. Es gehörte sich nicht, dass junge Frauen ohne Anstandsdamen oder männliche Begleitung in Cafés herumsaßen, womöglich noch rauchend, und alleine Bars und Tanzlokale besuchten.

»Ich habe mich auch erst an die neue Freiheit gewöhnen müssen, weißt du«, sagte sie. »Und es hat eine Weile gedauert, bis das nagende Gefühl verschwunden ist, etwas Unschickliches zu tun.«

»Du bist auch nicht von hier?«

»Nein. Inge ist die einzige Stadtpflanze am Tisch. Aber ich lebe schon ein wenig länger in Frankfurt. Du wirst sehen, bald kannst du deine Unabhängigkeit genießen.«

In Margots Blick lag mehr als nur der Zweifel an diesen Worten. Etwas Wehmütiges, das Gesa schon zuvor bemerkt hatte und nach dessen Grund sie sich nicht zu fragen traute.

»Das kann ich mir noch nicht wirklich vorstellen. Außerdem bin ich zum Arbeiten hier.«

»Wir doch auch«, mischte sich Inge ein und zwinkerte schelmisch. »Aber so ein bisschen Vergnügen darf schon sein.«

Gesa verstand Margot nur zu gut. Aufmunternd lächelte sie die neue Kollegin an. »Was hat dich nach Frankfurt gebracht?«, fragte sie.

Margot zögerte einen Augenblick mit ihrer Antwort. »Das dauerhafte Engagement im Rundfunkorchester. Kein Musiker, der von seiner Kunst leben muss, würde zu so etwas Nein sagen. Für mich ist es eine riesige Chance. Ich muss meine Sache gut machen, besser als die Männer, das ist mir schon bewusst. Der Dirigent scheint mich nicht zu mögen.«

»Willkommen im Club.« Gesa klopfte ihr freundschaftlich auf die Schulter. »Wir Mädels sind die Exoten im Sender. Es gibt nicht viele von uns, und diejenigen, die sich halten wollen, müssen mit Leistung punkten.«

»Fair ist das nicht«, warf Inge ein. »Ich könnte euch auf Anhieb mehrere Herren aufzählen, die ganz kleine Lichtlein sind, wenn ihr versteht, was ich meine. Trotzdem sitzen sie fest auf ihren Posten und verdienen wesentlich mehr, als wir jemals kriegen werden, egal wie gut wir sind.«

»Meine Mutter war sechsmal schwanger und hat unser Dorf noch nie verlassen. Sie hat mich immer dazu ermutigt, es zu versuchen. Margot, hat sie gesagt, *es wäre eine Schande, wenn du dein Talent nicht nutzt. Kinder kriegen kann jede, was aus sich machen nur die Allerwenigsten.* Wir haben jetzt die Chance dazu. Ich werde meine auf jeden Fall nutzen.«

»Das sehe ich auch so. Warum sollte es uns nicht zustehen, unsere Träume zu verwirklichen? Und ich merke schon, an ehrgeizigen Zielen mangelt es uns dreien nicht.« Inge nahm noch einen Schluck Kaffee. Sie blickte in die Runde. »Stellt euch vor, es ist genau ein Jahr später, und wir sitzen wieder hier. Was wollen wir uns dann erzählen? Also, ich werde euch von meinem gut bezahlten Plattenvertrag berichten. Und davon, dass ich einen ausverkauften Auftritt in Berlin habe.«

Gesa grinste. Ihre Gedankenspielerei mit dem Konzertplakat samt Ausverkaufschild hatte Inge also verinnerlicht. »Wieso Berlin?«

»Weil es die Hauptstadt ist und jeder, der es geschafft hat, dort singt. Jetzt du.«

Was wollte sie in einem Jahr erreicht haben? Diese Frage zu beantworten fiel Gesa leicht, kreisten ihre Gedanken doch tagtäglich um nichts anderes. »Ich werde für Hauptrollen im Rundfunk eingesetzt und eine bekannte Hörspielstimme sein.«

Zwei Augenpaare richteten sich auf Margot. Die rutschte auf ihrem Stuhl herum. »Also, ich habe mir noch nicht überlegt, wohin genau ich will. Wir Musiker hangeln uns meistens von Engagement zu Engagement. Fixpunkte gibt es nicht viele. Außer eben, man spielt in einem Orchester, und ich kenne keine anderen Frauen, die das tun.«

»Na – da hast du doch schon deine Antwort.« Verschwörerisch beugte sich Gesa über den Tisch. »Wir haben uns einen Platz bei Radio Frankfurt erkämpft – und den werden wir nicht nur behalten, sondern festigen. Also?«

»Also ... in einem Jahr wird das Rundfunkorchester vielleicht schon ein ganz anderes Format haben. Und ich werde die erste Cellistin in einem großen Rundfunkorchester sein«, sagte Margot mit fester Stimme.

In diesem Satz steckte reichlich Zukunftsmusik. Denn das, was bisher als Rundfunkorchester bezeichnet wurde, war nicht viel mehr als eine Kapelle. Ein Kammerorchester, maximal. Wie Gesa den Intendanten einschätzte, würde er es über kurz oder lang zu einem Sinfonieorchester ausbauen wollen. Welches wiederum größere Räumlichkeiten für Proben und Aufnahmen bräuchte. Die es noch nicht gab

...

Margots Traum war damit ein extrem ehrgeiziger, der nur wahr werden konnte, wenn er mit Albert Bronnens Vorstellungen übereinstimmte. Und der ein neues Sendegebäude voraussetzte. Aber warum nicht?

»Die erste Cellistin in einem Sinfonieorchester«, flüsterte Gesa anerkennend. »Ein famoser Plan.«

»Und ich als bekannte Sängerin werde für gemeinsame Auftritte gebucht«, setzte Inge noch einen drauf.

»So machen wir's.«

Die drei stießen über den Tisch hinweg mit ihren Kaffeetassen an, und Gesa bemerkte, dass sie alle ein wenig atemlos waren.

»Das ist mein voller Ernst«, sagte Inge. »Wir können erreichen, was immer wir wollen. Jetzt ist unsere Zeit.« Die beiden anderen nickten feierlich, und Gesa schwor sich, diesen Moment in Erinnerung zu behalten.

»Gut. Dann sind wir uns einig.« Inge wechselte das Thema: »Bist du verheiratet?« Sie warf einen Blick auf Margots unberingte Finger. Schnell nahm diese die Hände vom Tisch und wischte damit über ihren Rock. Sie trug ein schlichtes dunkelblaues Kleid, das nur am Ausschnitt eine kleine Verzierung in Form von zarter Lochstickerei aufwies.

»Nein. Ich lebe allein. Glücklicherweise konnte ich bei Verwandten hier unterkommen, das spart Miete.«

»Gut. Wenn wir vorankommen wollen, ist es besser, wenn wir ungebunden sind. Keinen familiären Ballast mit uns herumschleppen, wie zum Beispiel einen Ehemann.«

»Inge!« Gesa lachte auf. Sie dachte an Willi. Und daran, dass sie ihn niemals als Ballast betrachten würde. »Wie kannst du so was sagen? Wenn man dir zuhört, könnte man meinen, du hast kein Herz.«

»Habe ich wohl. Aber auch einen Plan. Wir drei werden zusammenhalten, ja?«

»Natürlich«, lautete die einstimmige Antwort.

Obwohl sie Margot noch nicht gut kannte, wusste Gesa instinktiv, dass sie die Zurückhaltendste von ihnen war. Margot schien erleichtert, schnell Anschluss gefunden zu haben. Sie mussten ihr ein wenig Zeit geben, dann würde sie bestimmt mit dem Geheimnis herausrücken, das sie zweifelsohne hütete. Nachdem sie ihre Tassen geleert hatten und die Bedienung den Tisch abräumte, fragte Margot: »Wo ist die Erebos Bar?«

»Nicht weit von hier. Wir können zu Fuß gehen.«

Gesa war erleichtert, nicht noch etwas konsumieren zu müssen. Es wäre verführerisch und allzu einfach, sich im vergnüglichen Treiben der Hauptwache zu vergessen und ein Getränk nach dem anderen zu bestellen. Aber ohne die Einladung eines männlichen Kavaliers ging so was ordentlich ins Geld. Und wie sie soeben bekräftigt hatten, waren sie allein für Schicksal, Finanzen und Karriere verantwortlich, also mussten sie mit ihren Mitteln haushalten.

Vom Café in der Hauptwache liefen sie ein paar Schritte hinüber zum Beginn der Großen Eschenheimer Straße, in der sich Bar an Kaffeehaus an Tanzcafé reihte. Nach Sonnenuntergang war dort allerhand geboten. Die Menschen saßen in der milden Abendluft an Tischen vor den Lokalen oder flanierten schick aufgemacht die Bürgersteige entlang in Richtung Eschenheimer Turm, der die Amüsiermeile am anderen Ende begrenzte. Die Erebos Bar lag im Untergeschoss eines schmalen, alten Hauses. Das passte gut für Erebos, den griechischen Gott der Finsternis, dessen modern interpretiertes Gesicht als Schild über dem Eingang prangte. Drinnen war nicht viel Betrieb, Gesa vermutete, das lag am schönen Wetter und der frühen Stunde. Es war nicht einmal neun Uhr. Dennoch hatte Inge darauf gedrängt hierherzukommen.

Die Bar bestand aus einem einzigen lang gestreckten Raum, den man an der vorderen Schmalseite über eine steile Wendeltreppe aus Metall betrat, die sich wie ein Wurm unter das Straßenniveau wand. Es gab einen verspiegelten Tresen mit einer Reihe Barhocker und zahlreiche runde Tische. In der hinteren Hälfte lagen die Bühne

und eine kleine Tanzfläche.

Gesa war vorher nie aufgefallen, wie schäbig das Interieur eigentlich war. Die Abwesenheit dichten Zigarettenrauchs, der in wenigen Stunden den Raum gänzlich weichzeichnen würde, erlaubte einen ungehinderten Blick auf die Stockflecken an den Wänden. In der Luft stand der säuerliche Geruch verschütteten Alkohols. Was mochte Margot denken? Bereute sie es, für diesen Abend zugesagt zu haben?

Inge huschte zu dem dünnen Herrn, der hinter dem Tresen Gläser polierte – mit einem schmutzigen Lappen, der Gesa am Erfolg seines Vorhabens zweifeln ließ –, und hauchte einen Kuss auf seine Wange.

»Hallo, Fred, ich bin doch nicht zu spät?« Sie deutete auf die einzigen drei besetzten Tische. »Sind noch nicht mehr Leute da?«

»Gehoppt wie gedoppt, jeden Abend, solange die da oben uff habe. Die Gäst kommen schon noch. 'S Café nebenan schließt gleich, dann drücken sich alle hier rein, wirst sehen.« Er musterte sie kritisch. »Schaust gut aus, Mädche. Wenn du die Töne einigermaßen triffst und noch e bissi mit'm Bobbes wackelst, wird dein Auftritt sicher bombe.«

Als hätte er ihr ein Kompliment gemacht, strahlte Inge ihn an. »Danke, Fred. Das sind meine Freundinnen, Gesa kennst du schon, und Margot ist neu in der Stadt.«

Der Barman legte den Lappen weg und schüttelte mit klammen Fingern Hände. Er hatte einen lang gezogenen Kopf mit hoher Stirn und tief liegenden, großen Augen. Eine Schönheit war er gewiss nicht, aber er begrüßte sie herzlich, schob einer jeden ein Glas Bier hin und nickte in Richtung Bühne. »Ihr könnt den üblichen Tisch haben, dann kriegt ihr Inges Auftritt gut mit.«

»Habe ich was verpasst? Wovon hat der Mann gesprochen?«, flüsterte Margot Gesa zu, nachdem sie Platz genommen hatten.

»Fred gehört die Erebos Bar. Er ist immer auf der Suche nach neuen Talenten – vermutlich, weil die weniger kosten als etablierte Künstler. Und Inge hat gleich einen Auftritt.«

»Sie ist tatsächlich Sängerin?«

»Und was für eine. Was sie vorhin im Café gesagt hat, das mit dem Auftritt in Berlin, das meint sie vollkommen ernst. Das Zeug dazu hat sie auf jeden Fall.« Bewunderung lag in Gesas Stimme. »Heute Abend ist sie vor der Jazzkapelle dran, die draußen auf der Tafel angekündigt wird. Sie hat irrsinnig Talent, das müsste nur mal einer dieser Schallplattenproduzenten hören. Inge nimmt jede Gelegenheit wahr, damit sie bald entdeckt wird. Hier kommt sie.«

Im schummrigen Kegel eines einzelnen Bühnenscheinwerfers, der den Klavierspieler hinter ihr im Dunkel ließ, trat Inge ans Mikrofon. Ihr Haar wirkte wie eine Tiara aus Licht, die Haut milchweiß. Langsam trudelten mehr und mehr Gäste ein. Hosenbeine und Rockzipfel waren das Erste, was von unten sichtbar wurde, wenn sie die Wendeltreppe herabkletterten. Dann traten sie hinter der letzten Windung hervor und blickten direkt auf die Bühne. Gerade bemerkte Gesa eine sechsköpfige Gruppe, bestehend aus drei Paaren, die sich an einen Tisch für vier setzte. Größere gab es nicht, doch es schien ihnen nichts auszumachen, zusammenzurücken. Die Damen kicherten,

weil sich unter der Holzplatte alle Knie berührten.

Inges klare Stimme sorgte mühelos für Stille und erfüllte Gesa mit Stolz auf ihre Freundin.

Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben? hätte selbst die Massary persönlich nicht rasanter zum Besten geben können. Aber es war nicht der provokante Schlager, der an Gesas Herz rührte, sondern das zweite Stück: *Someone to watch over me*.

Wie eine samtene Umarmung, mit der Inge das Publikum liebkoste, erreichte die Melodie noch den letzten Winkel des Raums. Gesa sah die Musiker der Jazzkapelle am Rand der Bühne wie gebannt auf die junge Sängerin starren. Margot schien den Atem anzuhalten, und als die Musik verstummte, brach tosender Applaus los.

»Sensationell!«, rief Margot. Sie war aufgesprungen und hatte dabei ihren Stuhl umgestoßen. »Das Mädels kann singen, unglaublich!«

Es blieb keine Zeit, den weichen Nachhall des Songs auszukosten, denn die Kapelle legte flott los mit ihrem Shimmy-Blues, und wie auf Kommando füllte sich nicht nur die Bar, sondern auch die Tanzfläche restlos. Es wurde warm. Als Inge zurückkam, drängten sich Paare vor der Bühne, durch die sie sich hindurchkämpfen musste.

»Du bist eine wahre Künstlerin!« Margot machte Anstalten, die Arme auszubreiten, senkte sie wieder und klopfte Inge ein wenig verlegen auf die Schulter. Die Begeisterung war ihr deutlich anzumerken.

Die Bedienung, ein junges Mädchen mit Stirnreif und dünnen Beinen in einem zu großen Kleid, erschien und brachte ein Tablett mit einer Flasche Sekt.

»Von dem Herrn an der Bar«, informierte sie Inge. »Der Olle mit dem dicken Bauch und dem teuren Anzug.« Sie verharnte kurz, bis Inge nickte, dann goss sie drei Gläser ein. »Musste selber wissen, ob du's nimmst, gell?«, bemerkte sie knapp, bevor sie wieder ging.

Inge prostete dem Mann zu, der wiederum auf den freien Barhocker neben sich deutete.

»Nicht wirklich«, raunte Gesa. »Der ist weit über fünfzig, und sein Ehering funkelt bis hier. Wir brauchen seinen Sekt nicht, wir können uns selber einen bestellen.«

»Vielleicht ist er aus der Branche.«

»Aus der Aufriss-Branche, mit Sicherheit.«

»Gesa, du bist immer so zynisch. Ich gehe nur kurz rüber, bedanke mich und finde heraus, ob er was mit Musik zu tun hat.«

»Du musst das nicht machen.«

»Ich weiß.« Mit einem Lächeln im Gesicht und dem Glas in der Hand steuerte Inge durch die Menschenmenge und ließ sich gekonnt aufreizend neben dem Herrn nieder.

»Prost«, sagte Gesa und stieß mit Margot an. »Dann ist der Rest anscheinend für uns.«

»Na gut. Wohlsein.«

Aus der Ferne beobachteten die beiden, wie Fred persönlich um den wohlbeleibten Gast herumschwirrte und eine zweite Flasche brachte. Auch wie die Hand des Mannes zuerst auf Inges Arm lag, von dort auf ihren Rücken wanderte und schließlich auf den Oberschenkel. Am Straffen ihrer Schultern merkte Gesa, dass die Freundin sich unwohl fühlte. Alles, was sie tun musste, war aufstehen und gehen. Weshalb blieb sie sitzen?

»Was macht er denn da?«, rief Margot.

»Das reicht. Komm!« Gesa marschierte an die Bar, wo der Gast gerade Inges Hand nahm und auf seinen Schritt legte.

»Wir gehen jetzt!«

»Gesa? Wieso? Es ist doch noch früh.« Hastig zog Inge die Finger weg.

»Margot und ich möchten weiter.«

»Aber ich unterhalte mich gerade so gut mit Ottokar.«

»Tust du nicht. Und wenn er sich unterhalten lassen möchte, soll er sich an die Dame dort drüben wenden, die macht das professionell.« Damit deutete Gesa auf eine Rothaarige, die an der Bar lehnte, an einem Cocktail nuckelte und deren Dekolleté so tief geschnitten war, dass es mehr offenbarte als verbarg. Sie zog die Freundin vom Hocker und hakte sich fest bei ihr ein.

»Erlauben Sie mal, Fräulein!«, empörte sich der Herr.

Fred beugte sich über den Tresen und raunte Inge zu: »Ach, Mädche. Wenn de dich immer nur zierst, kommste nie weiter. Trink noch'n Schöppsche mit dem netten Herrn. Des is gut fürs Gschäft und macht locker.«

Gesa spürte, wie sich Inges Armmuskeln anspannten. »Der will mehr, als nur was mit dir trinken, das weißt du.«

»Er sagt, er arbeitet für Odeon«, wisperte Inge.

»Was für ein Zufall«, fiel Margot ein. »Das hat ihm doch der schlaue Fred zugeflüstert. Ich bin zwar zum ersten Mal hier, aber es ist offensichtlich, wie die Dinge laufen. Unbekannte, hübsche Sängerin trifft auf angeblich wichtigen Plattenboss, der teure Getränke bestellt und verspricht, gegen Gefälligkeiten einen Star aus ihr zu machen. Wenn du das nicht durchschaust ...« Damit drehte sie sich um und marschierte davon.

»Dem ist nichts hinzuzufügen.« Gesa ließ Inges Arm los und folgte Margot die Wendeltreppe hinauf auf die Große Eschenheimer Straße. Die kühle Nachtluft tat gut auf ihren heißen Wangen.

Hinter ihnen klapperten Absätze auf den Metallstufen. »Wartet!« Inges Blondschoopf erschien. »Was soll das? Wolltet ihr mich hier allein lassen?«

»Du bist eine erwachsene Frau. Wenn du deine Hand gerne in die Hose eines Fremden stecken willst, lass dich bitte von uns nicht abhalten.« Gesa schlug den Weg zurück in Richtung Alte Hauptwache ein. Nach drei Schritten blieb sie abrupt stehen und fuhr herum. »Natürlich nicht! Wir hätten hier draußen kurz durchgeschnauft und dich dann rausgeholt.«

»Aber wenn er nun wirklich für Odeon ...«

»Mensch, Inge! Mach die Augen auf. Der war so wenig ein Schallplattenproduzent, wie Fred echten Sekt ausschenkt. Alles billige Fälschungen, merkst du das nicht? Nur weil du dir wünschst, dass etwas wahr ist, trifft das noch lange nicht zu.«

Mit sanfterer Stimme als die aufgebrachte Gesa warf Margot ein: »Selbst falls er auf der Suche nach neuen Talenten ist, kann es nicht angehen, dass du ihm zu Willen sein musst, damit er sich für deine Musik interessiert. Das hast du nicht nötig. Du singst göttlich, Inge, glaub mir, ich verstehe was davon. Und irgendwann wird jemand zuhören, der wirklich was zu sagen hat, und dir ganz ohne Gegenleistung einen

Plattenvertrag anbietet.«

Ungläubiges Schnauben war die Antwort. Inge verschränkte die Arme vor der Brust und kickte einen Kieselstein weg. »Eher friert die Hölle zu ...«

Im Licht der Straßenlaternen schimmerten Tränen in ihren Augen. Eine davon lief die Wange hinunter und zog eine schwarze Spur nach sich. »Mist. Jetzt ruiniere ich mir auch noch die Schminke.«

»Was ist das für eine Einstellung?« Gesa legte der Freundin den Arm um die Schultern, gemeinsam gingen sie die Straße hinunter. »Aus dir wird noch was. Aus uns allen dreien! Aus mir eine erfolgreiche Hörspielsprecherin, aus Margot die erste weibliche Cellistin bei irgendwelchen Philharmonikern und aus dir eine weltberühmte Sängerin. Das haben wir beschlossen, und wir wollen es uns immer wieder sagen, ja?«

Keine der drei hatte Lust auf einen weiteren Barbesuch, also verabschiedeten Gesa und Inge sich unter der großen Uhr an der Straßenbahnhaltestelle von Margot.

Daheim fand Gesa lange nicht in den Schlaf. Zu viel war an diesem Tag geschehen. Die freudige Aufregung über ihre Begegnung mit Carla Simonetti war schlagartig verpufft, sobald sie Tante Cläres Brief gefunden hatte. Allein die Erinnerung daran, wie sie den Briefkasten geöffnet und die Handschrift auf dem Kuvert erkannt hatte, fühlte sich an wie ein Faustschlag in den Bauch. Einzig Inges Gesang hatte sie für eine kurze Weile davon ablenken können. Der unglückliche Verlauf des Abends führte Gesa die alte Misere vor Augen. Sie versuchten ihren eigenen Weg zu gehen, stolperten aber ständig über Personen, die sich einmischten und ihnen ihren Willen aufdrücken wollten. Als ob der mehr zählte als der ihre.

Gesa hatte keine Lust, sich unterzuordnen. Es war gefährlich, sich in die Abhängigkeit eines anderen Menschen zu begeben, Mann oder Frau. Wenn Inge nicht aufpasste, würde sie auf einen Gönner hereinfallen, der sie mit der Aussicht auf eine vermeintliche Gesangskarriere ausnutzte. Margot, die Gute, die zu ihnen passte, als wären sie schon ewig befreundet, würde sich noch wundern, welch schweren Stand sie in der von männlichem Ego durchtränkten Rundfunkkapelle haben würde. Niemals würde sie wirklich dazugehören, bestenfalls geduldet werden. Und immer doppelt so gut sein müssen wie die Herren Kollegen.

Was ihre eigene Zukunft betraf – nun, da Tante Cläre sie gefunden hatte, war es lediglich eine Frage der Zeit, bis die Vergangenheit ihre Tentakel nach Gesa ausstrecken und versuchen würde, sie zu zerquetschen. Es war nicht immer einfach, Zuversicht zu bewahren. Beklemmung überfiel sie und drückte sie ins Kissen wie ein bleischwerer Nachtalb. Sobald sie die Augen schloss, sah sie wieder die Worte der Tante vor sich, niedergeschrieben voller Bitterkeit.

So wollte sie selbst niemals enden.

Erst als die Vögel in den Platanen draußen ihr Morgenkonzert anstimmten, fand Gesa der Schlaf.



ALBERT

Radionachrichten 1927: »Die Amerikanerin Dorothy Arzner führt erstmals selbst Regie bei einem Film, nachdem sie zuvor als Filmeditorin gearbeitet hat.«

In der Frühphase Hollywoods, zu einer Zeit, als der Umbruch vom Stummfilm zum Tonfilm stattfand, war Dorothy Arzner die erste Frau, die einen Tonfilm drehte. Sie wurde als erstes – und lange Zeit einziges – weibliches Mitglied in die Directors Guild of America aufgenommen.

Vom Fenster seines Büros sah Albert Bronnen ein Reklameluftschiff für Schokolade am wolkenlosen Himmel über die Altstadt gleiten. Der Kontrast zwischen dem modernen Fluggerät und den jahrhundertealten Fachwerkhäusern faszinierte ihn. Er nahm sich vor, in Erfahrung zu bringen, was es kosten würde, einen Werbezeppelin für *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* zu buchen. Der könnte am Tag von Episode eins über das Häusermeer segeln. Mit der Aufschrift *Mörderischer Feierabend mit Radio Frankfurt*. Er sah es schon vor seinem inneren Auge: schwarze Schrift auf weißem Untergrund, vielleicht noch das Bild einer Pistole dazu oder das eines Messers. In Rot. Und auf alle Fälle die Namen der Hauptdarsteller, ganz groß. Das würde Aufmerksamkeit erregen, viel mehr als ein läppischer Vermerk im Programmheft. Jeder sah zum Himmel, wenn eines der eleganten Luftgefährte auftauchte. Die Wirksamkeit von Werbung konnte nicht hoch genug eingeschätzt werden, zu dieser Einsicht gelangte Albert immer wieder.

Als Junge war er mit seinem Vater einmal im Zeppelin *Viktoria Luise* nach Hamburg geflogen. Die Polsterung der Sessel in dem elegant möblierten Fahrgastraum hatte ihn beeindruckt. Noch mehr allerdings der unfassbare Blick aus großer Höhe hinunter auf winzig kleine Häuser, Felder und Flüsse. Damals, mit vierzehn Jahren, hatte Albert beschlossen, die Augen stets weit offen zu halten und seine Welt aus allen möglichen Blickwinkeln zu betrachten, die Natur und Technik ihm gestatteten, denn es gab viel zu entdecken. Für ihn war es ein Privileg, in einer Zeit des Wandels zu leben. Rundfunk, Telefon, Fliegerei, Design – überall tat sich etwas. Schlaue Köpfe konnten Großes bewirken. Er wollte einer von ihnen sein und über sich hinauswachsen.

Daher hatte er sich voller Leidenschaft in seine neue Aufgabe als Intendant bei der SÜWRAG gestürzt. Unter dem Dach des Senders brachte er Nachrichten und Kurzweil zusammen, um die Menschen zu unterhalten. Was nicht einfach war, denn da gab es noch den Aufsichtsrat, der überall ein Wörtchen mitreden wollte. Und natürlich die Konkurrenz der Frankfurter Zeitungsreporter, die herumschwirrten, wo immer sich etwas tat, um als Erste davon zu berichten.

Er stand vom Schreibtisch auf, trat ans Fenster und verfolgte weiter die Fahrt des

Luftschiffs. Es drehte ab, schwenkte hinüber in Richtung Sachsenhausen.

Das Klopfen der Sekretärin an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Am ersten Tag hatte Albert zu seiner großen Erleichterung festgestellt, dass sie kein Bürodrachen war, wie er in Berlin einen gehabt hatte, sondern ein frisches Gesicht, das morgens lächelte, wenn er hereinkam. Inge Jacobs sumnte Melodien während sie arbeitete, tippte alle Briefe makellos und hatte das Vorzimmer gänzlich im Griff.

»Herr Bienefeld ist da.«

»Danke, Fräulein Jacobs, schicken Sie ihn bitte rein.« Albert bezog wieder Posten hinter dem Schreibtisch, einem wuchtigen Teil aus Palisander mit schwarzer Lederauflage.

»So funktioniert das nicht, das sage ich Ihnen gleich!« Grußlos und mit Gepolter in der Stimme marschierte der Dirigent des Rundfunkorchesters herein. Sichtlich aufgebracht, wie er war, fehlte nur, dass er mit der Faust auf den Tisch donnerte.

»Guten Tag, Herr Bienefeld. Worum geht es denn? Nehmen Sie doch Platz.«

»Ich stehe lieber!«

»Sie gestatten aber, wenn ich mich setze?« Lächelnd machte Albert es sich in seinem Schreibtischsessel gemütlich. Er hatte gelernt, dass man wütenden Menschen am besten mit Ruhe begegnete.

»Es ist meine Aufgabe als Orchesterchef, neue Musiker auszuwählen. Was erdreistet sich der Sachs, mir dieses junge Ding vor die Nase zu setzen, als wäre ich sein Handlanger?«

»Ich nehme an, Sie sprechen von Fräulein Mikola, der neuen Cellistin? Genügt ihr Können Ihren Ansprüchen nicht? Ich bin der Meinung, sie spielt hervorragend.«

»Was sie kann, steht nicht zur Debatte. Sie ist eine Frauensperson und hat nichts in meinem Orchester verloren. Soll daheimbleiben und sich um den Haushalt kümmern, statt mit meinen Musikern zu kokettieren.« Die Enden von Ewald Bienefelds eisgrauem Oberlippenbart, der dieselbe Farbe hatte wie seine Augen, erzitterten.

Albert unterdrückte ein Seufzen. Unauffällig warf er einen letzten Blick hinüber zum Fenster, aber der Zeppelin war nicht mehr zu sehen.

»Da muss ich Ihnen widersprechen. Der Kapellmeister entscheidet über die Auswahl von neuen Musikern. Und diese Position bekleidet derzeit noch Herr Sachs. Es ist mir natürlich bewusst, wie ungewöhnlich es ist, in einem Rundfunkorchester einen Kapellmeister sowie einen Dirigenten zu haben. Aber die Umstände sind, wie sie sind. Herr Sachs erledigt nur noch Organisatorisches, weil er sich seit seinem Herzinfarkt schonen muss, das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. In einem halben Jahr wird er sich vollkommen aus der Arbeit zurückziehen, und dann werden Sie beide Funktionen innehaben. Es dauert also noch ein wenig, bis gewisse Kompetenzüberschneidungen wegfallen, die derzeit für Aufregung sorgen.«

»Ich werde die Dame sicherlich keine sechs Monate dulden.«

»Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig. Und auch danach können Sie nicht einfach jemanden feuern, nur weil Sie lustig sind, das sage *ich* Ihnen gleich. Denn ich bin auch noch da, und in letzter Instanz der Aufsichtsrat, der sein Veto einlegen kann. Und nun bitte ich Sie, sich wieder zu fangen und die Sache professionell zu betrachten. Eine exzellente Musikerin kann Ihre Kapelle doch nur bereichern.«

Ausgehend von seinem Hals huschte eine feine Röte über Bienefelds Züge, die Wangen hinauf bis zur Stirnglatze. Wahrscheinlich explodierte er innerlich, weil er sich von dem Jungspund hinterm Schreibtisch zurechtweisen lassen musste. Albert machte öfter die Erfahrung, dass gerade ältere Männer sich über die Maßen wichtig nahmen und keine andere Meinung als die eigene gelten ließen. Bienefeld zu bauchpinseln, nur damit der sich beruhigte, wäre grundverkehrt. Er benahm sich wie ein despotischer Stänkerer, und Albert beabsichtigte nicht, ihn durch Zugeständnisse zu bestärken.

Die zahlreichen unterschiedlichen Mitarbeiter im Sender, einschließlich der Herren Aufsichtsräte, kamen ihm manchmal vor wie ein Haufen Hühner. Seinen respektlosen Vergleich durfte Albert freilich niemals laut äußern, aber für sich selbst bemühte er ihn gern. Ein jeder plusterte sich auf, buhlte um Aufmerksamkeit und hielt sein Ei für das allerwichtigste.

Seine Aufgabe als Intendant war es, den Hühnerhaufen dazu zu bringen, harmonisch im Einklang zu gackern. Das Bild ließ ihn schmunzeln.

»Ich bin mir sicher, wir alle werden lernen, gut miteinander auszukommen«, sagte er schnell, bevor Bienefeld sich noch weiter aufregte. »Zum Beispiel könnten wir die Produktion des neuen Kriminalhörspiels zum Anlass nehmen, gemeinsam etwas Tolles auf die Beine zu stellen, was halten Sie davon? Wenn sich jeder patent verhält, wird es ganz bestimmt ein grandioser Erfolg werden. Einer, der maßgeblich auf unser Rundfunkorchester unter Ihrer Leitung zurückzuführen sein wird.« Nun bauchpinselte er doch ein wenig.

Die Schnurrbartenden hörten auf zu zittern. »Das wäre der nächste Punkt, weswegen ich Sie sprechen wollte, Herr Bronnen. Ich habe mir erlaubt, ein kleines Stück zu komponieren, das sich bestens als Anfangsmelodie für *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* eignen würde.«

Albert trommelte mit den Fingern auf der schwarzen Schreibunterlage. »Dafür hat Herr Sachs zwar schon etwas ausgewählt, aber eine Eigenkomposition wäre in der Tat spezieller. Wenn es Ihnen recht ist, schaue ich heute Nachmittag während der Orchesterprobe vorbei und höre mir Ihren Vorschlag an.«

Durch dieses Zugeständnis besänftigt, verabschiedete sich der Dirigent. Gleich darauf begann das Telefon zu klingeln und wollte nicht mehr stillstehen. Erst während der Mittagspause kam Albert dazu, sich mit dem zu beschäftigen, was abgedeckt mit einem Tuch wie das Werk eines Künstlers auf der Anrichte an der Wand stand.

Behutsam zog er das Stück Stoff weg, ließ seine Finger über das Gebilde aus Spulen, Drähten und Knöpfen gleiten und verharrte minutenlang in stummer Betrachtung. Alberts Traum würde das Stahldraht-Diktiergerät nicht wahr werden lassen, dafür war es nicht gut genug oder der Plan zu ehrgeizig. Doch es diente gewissermaßen als Ansporn und tägliche Inspiration für den Erfolg. Alberts Atem beschleunigte sich. Die Gedanken in seinem Kopf legten an Tempo zu, ließen Szenarien entstehen, an deren Realisierung er unermüdlich arbeitete. Er würde der Rundfunkleiter sein, der seinen Sender auf eine neue Ebene hob, empor in die Moderne.

Lächelnd zog er einen Brief aus der Innentasche seines Jacketts, der mit der Morgenpost gekommen war. Endlich nahm er sich die Zeit, ihn ausführlich zu

genießen. Er stammte von Herrn Curt Stille, einem Wissenschaftler aus Dresden, mit dem Albert schon länger in regem Kontakt stand. Dessen Erfindung, so sie denn einmal ausgereift war, würde die Vision des Intendanten einen großen Schritt weiterbringen. Anstatt Hörspiele direkt zu übertragen, wollte er die einzelnen Episoden aufzeichnen und erst später senden, fehlerfrei und wenn er damit zufrieden war. Doch die Steigerung der Qualität war nicht der einzige Vorteil: Albert würde darüber hinaus in der Lage sein, die aufgezeichneten Sendungen zu einem späteren Zeitpunkt im Programm zu wiederholen, ohne das gesamte Ensemble wieder antreten zu lassen. Viel beschäftigte Schauspieler wie Frau Simonetti oder Herr Conrad standen nur einmalig zur Verfügung. All der Aufwand, den sie in *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* steckten, gipfelte bisher in einer einzigen Übertragung. Was für eine Verschwendung von Kunst! Es sollte doch möglich sein, Hörspiele für die Zukunft zu konservieren. Niemand hatte das bisher geschafft, weil es keine geeigneten Gerätschaften dafür gab. Aber Herr Stille hatte ein Magnetband entwickelt. Und Albert war sich sicher, dass dieser Apparat den Durchbruch bringen würde. Am liebsten hätte er sofort auf den Brief geantwortet oder wäre – noch besser – selbst nach Dresden gefahren, um dem Mann über die Schulter zu schauen.

Leider war er jedoch schon wieder unter Zeitdruck. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass er sich schleunigst zu den Proben für *Kommissar Feldmann* ins Studio begeben musste.

Draußen schwang er sich auf sein Fahrrad, das er morgens in Eile an einen Laternenpfahl gelehnt hatte, und fuhr in die Senckenbergstraße zum Postscheckamt.

Bei seiner vorherigen Anstellung in Berlin hatte er einen eigenen Fahrer gehabt. Wobei die Anfänge des Senders auch dort recht bescheiden ausgefallen waren. Albert erinnerte sich an den aufregenden Moment im Oktober vor vier Jahren, als sie das erste Mal auf Sendung gegangen waren.

Die lange Antenne auf dem Dach des Vox-Hauses in der Nähe des Potsdamer Platzes hatte bis hinüber zum Hotel Esplanade in der Bellevuestraße gereicht. Befestigt an einem Stab, spannte sie sich über die Häuser wie eine gigantische Wäscheleine. Dennoch war sie zu kurz gewesen, um einen guten Wirkungsgrad zu erzielen. Was der Begeisterung bezüglich der ersten Übertragung auf Welle 400 Meter keinen Abbruch getan hatte. Ein Nachhall jener unbändigen Freude des Anfangs erfüllte Albert noch immer jedes einzelne Mal, wenn er ein Studio betrat. Die Mikrofone, die Kopfhörer, die Atmosphäre, sogar der Geruch – geradezu magisch.

Pioniere waren sie damals gewesen, allesamt. Walter Krutschke, dessen Stimme als Erstes in den Äther hinausging. Und Alfred Braun, der so viele verschiedene Aufgaben innegehabt hatte, dass Albert sie gar nicht mehr alle aufzählen konnte. Drehbuchautor, Regisseur, Techniker und natürlich, dank seiner dramatischen Stimme, ein bei den Hörern beliebter Sprecher.

Irgendwie war in den ersten Jahren fast jeder Mitarbeiter Mädchen für alles gewesen, und Albert verdankte diesem Umstand seine umfassende Erfahrung mit dem Rundfunk, die ihm nun als Intendant in Frankfurt zugutekam. Während Radio Berlin im Vox-Haus mittlerweile mehrere Etagen beanspruchte und Deutschlands Nummer

eins war, hinkte Radio Frankfurt noch ein wenig hinterher. Doch Albert war dabei, das zu ändern. Nicht nur mit hochkarätigen Sprechern und einem innovativen Programm, sondern allem voran mit seiner zukunftsweisenden Vision vom Aufzeichnen der Sendungen. Er würde die Messlatte für Qualität höherlegen.

Etwas außer Atem huschte er in den Paternoster des Postscheckamtes und fuhr hinauf zur Senderetage, wo er im Probenraum bereits ungeduldig erwartet wurde.

»Sie ist noch nicht da«, zischte ihm Peter Nagel zu, der bei diesem Stück nicht nur als Schauspieler, sondern gleichzeitig als Alberts Regieassistent fungierte. Er presste ein hölzernes Klemmbrett an seine Brust und war ohne Frage konsterniert. Was sich in seinem Gesicht dadurch ausdrückte, dass er die ohnehin schon großen runden Augen noch weiter aufriss.

»Ich nehme an, Sie sprechen von Frau Simonetti?«

»Natürlich. Der Conrad kam pünktlich auf die Minute und muss in zwei Stunden wieder gehen, weil er Theaterprobe hat. Alle stehen bereit, und Madame erscheint nicht. Das ist jetzt der dritte Tag in Folge, an dem wir auf sie warten müssen. Es ist mir schleierhaft, wie wir so unseren Zeitplan halten wollen.«

Beruhigend legte Albert dem Kollegen eine Hand auf den Arm und dirigierte ihn in Richtung Probenraum. »Das wird schon, Herr Nagel. Wir fangen einfach mit einer Szene an, in der Frau Simonetti nicht vorkommt.«

Alles lief reibungslos, sie kamen rascher voran als geplant, und Albert schlug schließlich vor, dass Gesa Westhof Frau Simonettis Rolle in deren Abwesenheit sprechen solle.

»Gute Idee«, pflichtete Theodor Conrad bei. »Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, und es wäre gut, wenn wir die Szene proben könnten, in der Kommissar Feldmann die Industriellengattin das erste Mal verhört.«

Zu Alberts Überraschung machte Gesa ihre Sache wirklich ausgezeichnet. Sie traf die Stimmlage auf Anhieb und klang so glaubhaft, als hätte sie die Rolle bereits mehrfach gelesen. Dass sie sich derart schnell auf etwas Neues einstellen konnte, zeugte von Talent. Erfahrenere Schauspieler hatten sich schon schlechter angestellt. Es war erfrischend, zügig und reibungslos proben zu können. Auch Theodor Conrad lobte die Kollegin. Das Ensemble war derart in die Szene vertieft, dass niemand Carla Simonettis Ankunft bemerkte. Erst als sie mit der Tür knallte, fuhren alle herum.

Sie marschierte herein, eine weiße Fuchsstola über der Schulter, die sie nachlässig auf einen Stuhl warf. Dann schlüpfte sie Finger für Finger aus ihren farblich passenden Handschuhen, den Blick starr auf Gesa Westhof geheftet.

»Wie nett. Das kleine Mäuschen denkt, es kann mich ersetzen.«

Die junge Sprecherin lief dunkelrot an. »Aber nein«, stammelte sie.

Albert schritt ein. »Fräulein Westhof war so freundlich, Ihre Rolle zu lesen, da Sie nicht anwesend waren. Wir sind so gut wie am Ende der Probe, Herr Conrad muss weg ...«

»Soso. Der Theo. Immer mehrere Eisen im Feuer, was?«, unterbrach Carla Simonetti. »Bist eben ein gefragter Mann.«

»Und du, Carla? Was hast du für eine Entschuldigung, fast zwei Stunden zu spät zu kommen? Berufliche Gründe?« Theodor Conrad erhob sich und schlüpfte ins Jackett,

das er im Eifer der Probe ausgezogen hatte. In seinem ausdrucksstarken Gesicht stand unverhohlene Missbilligung.

»Darüber muss ich wohl keine Rechenschaft ablegen. Bin ich es nicht wert, dass man auf mich wartet? Auf den Star der Show?«

»Ich hätte gewiss nie ...«, begann Gesa.

Carla Simonettis Zeigefinger schnellte gebieterisch hoch, und sie fiel ihr ins Wort. »Es ist mir vollkommen einerlei, was Sie hätten und was nicht. Vornerum so tun, als wären Sie eine Bewunderin, aber in Wirklichkeit drauf spekulieren, mich auszubooten. Ich kenne solche Fräuleins.«

Mit ruhiger Stimme schritt Albert ein. »Ihre Kollegin hat auf meine Anweisung hin gehandelt. Ich habe ihr aufgetragen, die Rolle der Industriellengattin zu lesen, weil wir es uns schlicht und einfach nicht leisten können, herumzusitzen und auf Sie zu warten. Tut mir leid, wenn ich es so geradeheraus sagen muss, aber Radio Frankfurt ist kein reiches Filmstudio, sondern ein junger Sender, der um seine Position auf dem Markt kämpft. Bei uns zählt jeder Tag, jede Probe, jede Stunde. Ich muss mich darauf verlassen können, dass alle meine Schauspieler pünktlich erscheinen und ihr Bestes geben.«

Carla Simonetti stemmte die Hände in die Hüften. Einen Moment lang schien sie widersprechen zu wollen, dann jedoch schnappte sie sich ein Skript. »Na schön. Reden wir nicht weiter herum, lassen Sie uns loslegen.«

»Tut mir leid, wir sind fertig für heute. Aber wir können morgen früh gern in derselben Szene wieder ansetzen.«

»Wie Sie meinen, Herr Bronnen.« Die Simonetti knallte das Drehbuch auf den Tisch, griff Stola und Handschuhe und rauschte davon, allerdings nicht ohne Gesa vorher noch einen vernichtenden Blick zuzuwerfen.

Albert nagte an seiner Unterlippe, sah zu, wie sich der Raum leerte, und hoffte inständig, die Diva möge am nächsten Tag pünktlich erscheinen. Viele Proben hatten sie nicht mehr, bevor es auf Sendung ging. Natürlich hatte er von den Allüren der Schauspielerin gehört. Ihr Zuspätkommen war notorisch. Doch wie er gesagt hatte, verfügte Radio Frankfurt nicht über die finanziellen Kapazitäten, die ein Nichteinhalten der Probentermine möglicherweise nötig machte. Gesa Westhof machte sich in der Hauptrolle ebenso gut wie die Simonetti, doch leider hatte ihr Name nicht dieselbe Zugkraft beim Publikum. Er musste seinen Star bei Laune halten, konnte aber keine Extrawürste durchgehen lassen. Es wäre so angenehm, sich einmal ausschließlich auf die Produktion eines Stückes konzentrieren zu können, anstatt gewisse Hauptdarsteller hätscheln zu müssen. Aber schon aus seiner Berliner Zeit wusste er, dass ebendies zum Geschäft gehörte.

Im Hinausgehen sah er Gesa Westhof am Fenster stehen. Blass und mit betroffenem Gesichtsausdruck starrte sie auf die Straße hinunter, wo Carla Simonetti gerade in einen Wagen stieg, nachdem sie einem wartenden Bewunderer ein Autogramm gegeben hatte. Es war nicht Gesas Schuld, dass die Diva um sich geschlagen hatte, das sollte er der jungen Sprecherin sagen. Aber Albert war in Eile, musste zur Probe des Rundfunkorchesters, um sich Bienefelds Eigenkomposition anzuhören. Und um bei den Musikern für Schönwetter zu sorgen. Nicht dass Margot Mikola absprang. Talente wie

sie waren nicht leicht zu bekommen, sie hob das spielerische Niveau der Kapelle deutlich an. Horst Sachs hatte sie selbstredend nicht aus einer Laune heraus engagiert, sondern vorher zusammen mit Albert einen Juwelierladen besucht, in dem Margot Mikola zur Unterhaltung der Kundschaft gespielt hatte. Dort war sie Herrn Sachs aufgefallen, als er für seine Gattin ein Präsent zum Hochzeitstag gekauft hatte.

Ihr besonderes Können hatte sogar Albert sofort erkannt, obwohl er selbst kein Musiker war. Wäre Bienefeld nicht so ein bornierter Spießer, müsste auch er das anerkennen und sich glücklich schätzen, jemanden wie Fräulein Mikola in seiner Kapelle zu haben. Sie war um Längen besser als die anderen Musiker, aber die waren eben allesamt männlich und spielten seit Jahren zusammen.

Falls die Eigenkomposition des Dirigenten einigermaßen taugte, würde Albert sie als Eröffnungsmusik für das Kriminalhörspiel akzeptieren, beschloss er. Diplomatie war alles.

Zu seiner Überraschung saß seine Sekretärin Inge Jacobs, die an diesem Nachmittag eigentlich freihatte, hinten im Probenraum.

»Sind Sie die Verstärkung für Fräulein Mikola?«, flüsterte er ihr zu.

»Ich bin in erster Linie musikbegeistert. Wenn Sie damit allerdings meinen, dass der Bienefeld grundlos auf Margot herumhackt und sie vor den Herren runtermacht, liegen Sie richtig. Aber das werden Sie gleich selber sehen.«

Tatsächlich unterbrach der Dirigent das Stück und brüllte ein »*Nein*« in Richtung der Cellistin, das die Anwesenden zusammenfahren ließ. Dann bemerkte er Albert Bronnen und setzte augenblicklich ein Lächeln auf.

»Ah, Herr Intendant, gut, dass Sie hier sind.«

Er ließ das Orchester seine Eigenkomposition spielen. Die ebenso dramatische wie eingängige Instrumentation passte perfekt zu dem Kriminalstück, und Albert brauchte sich nicht zu verstellen, als er dem Dirigenten begeistert seine Zusage erteilte. Ewald Bienefelds *Tödlicher Schleiertanz* – über den Titel mussten sie noch reden – war somit die Eröffnungsmusik für das Hörspiel, dessen erster Teil in knapp einer Woche auf Sendung gehen würde. Zufrieden lauschte Albert noch eine Weile der Probe. Er liebte es, wenn sich die einzelnen Puzzleteile einer Produktion langsam zu einem Bild zusammenfügten.

Am Ende seines langen Arbeitstages radelte er zur Metzgerei im *Roten Haus* und holte sich an der Schirn, einem überdachten, mittelalterlichen Verkaufsstand außen am Gebäude, zwei Mettbrötchen. Aus der Apfelweinwirtschaft nebenan drangen fröhliche Stimmen. Albert zögerte kurz, ging aber nicht hinein, sondern fuhr nach Hause. Er wollte endlich Herrn Stilles Brief beantworten.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Agnes Karll, Begründerin und Leiterin der Organisation der deutschen Krankenpflegerinnen, ist verstorben.«

Agnes Karll, Tochter eines Gutsbesitzers, prägte die einheitliche Berufsbezeichnung »Krankenschwester«. Den Mitgliedern ihres Verbandes bot sie Arbeitsvermittlung, Versicherung und Rechtsschutz. Das war damals im Bereich der Frauenberufe bahnbrechend. Darüber hinaus setzte sie sich für eine dreijährige Ausbildung in der Krankenpflege ein.

Gesa presste den Hörer des öffentlichen Fernsprechers im Postamt ans Ohr.

Bisher hatte sie es erfolgreich vermieden, ihre Tante anzurufen, aber an diesem Tag meldete sich das schlechte Gewissen zu laut. In ihrem Brief hatte sie über Schmerzen geklagt, eine Krankheit angedeutet, doch das war, wie Gesa vermutet hatte, Mittel zum Zweck gewesen. Wie immer nutzte Tante Cläre sämtliche Tricks, um zu manipulieren. Gesa hatte Jahre gebraucht, bis sie verstanden hatte, dass der wichtigste Mensch für Cläre Westhof sie selbst war und die Nichte eine lästige Bürde, die sie mit durchs Leben schleppen musste.

»Was bleibt mir anderes übrig, als schwere Geschütze aufzufahren? Sonst meldest du dich nie. Stiehst dich heimlich davon, nach allem, was ich für dich getan habe. Ohne mich wärst du auf der Straße gelandet, deine Eltern haben dich ja von heute auf morgen im Stich gelassen.«

»Sie haben niemanden im Stich gelassen, sie sind gestorben.«

»Weil sie leichtsinnig waren. Jeder wusste, wie ansteckend die Spanische Grippe ist, aber deine Mutter musste meinen armen Bruder ja zu riskanten Hilfseinsätzen überreden. Und ich stand dann da, mit einem Balg, das mir nicht gehörte, und der Aufgabe, es großzuziehen. Als ob ich mir von meinem Leben nichts Besseres erwartet hätte. Einfach abzuhaufen ist der Gipfel der Herzlosigkeit, Gesa. Ich bin in einem Alter, in dem ich erwarte, dass mir meine Güte vergolten wird, dass du dich ausnahmsweise auch einmal um mich kümmerst. Aber nein. Du selbstsüchtiges Luder rennst davon und scherst dich um nichts. Da kommst du ganz nach deiner Frau Mama. Was hatte mein Bruder für Pech mit ihr. Ohne sie wäre er noch unter uns.«

Mit geschlossenen Augen wartete Gesa ab, bis der Wortschwall am anderen Ende der Leitung verebbte. Viele Male hatte sie sich die Vorwürfe anhören müssen, gebetsmühlenartig brachte Tante Cläre sie immer wieder auf. Als ob Gesa die Schuld daran trüge, ihre Familie verloren zu haben. Am besten war es, das Gejammer nicht weiter zu kommentieren. Das Einzige, was nie bemängelt wurde, war das Geld, das die

Eltern ihrer Tochter hinterlassen hatten und von dem sich die Tante als Vormund gern mit bediente. An Gesas einundzwanzigstem Geburtstag, als sie endlich selbst Zugriff auf den Nachlass bekam, war bereits eine deutliche Schrumpfung der Mittel zu verzeichnen. Auch dazu äußerte sich Tante Cläre nicht.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte Gesa. »Woher hast du meine Adresse?«

»Dachtest wohl, wir leben hier hinter dem Mond, was? Dass du einfach in der Stadt untertauchen kannst. Dann hättest du niemandem erzählen dürfen, wohin du gehst. Konntest es nicht für dich behalten, stimmt's? Angeben wolltest du vor der Lotte. Na ja, mich wundert's nicht. Du hast dich schon immer für was Besseres gehalten.«

Gesas Hand zitterte, sie fasste den Hörer fester und blinzelte die aufsteigenden Tränen weg. Die Freundin, die sie seit Kindertagen kannte, die einzige Person, der sie sich anvertraut hatte – Lotte hatte sie verraten. Wie oft hatten sie zusammen von einer Zukunft fernab der häuslichen Kontrolle geträumt, von einem selbstbestimmten Leben. Gesa überlegte kurz. Wenn Lotte Tante Cläre erzählt hatte, dass sie nach Frankfurt gegangen war, musste die sich ordentlich ins Zeug gelegt haben. Warum? Brauchte sie Geld? Oder gab es einen anderen Grund?

»Weiß sonst noch jemand, wo ich bin?«

»Noch nicht.« Eine unverhohlene Drohung lag in diesen Worten, die Gesa schauern ließ. Aber sie würde sich nicht beirren lassen.

»Ich wäre dir verbunden, wenn das so bleibt«, sagte sie mit fester Stimme. »Doch selbst falls nicht, werde ich nie wieder zu euch zurückkehren, egal was du tust – oder irgendjemand sonst. Ich lasse mir keine Angst mehr machen. Leb wohl, Tante Cläre.«

Schwer atmend legte sie den Hörer auf und hielt sich kurz am Wandbord fest, auf dem das Telefonbuch lag.

»Sie, Fräulein, darf ich dann mal? Ich wart seit fuffzeh Minuten«, ertönte eine ungeduldige Stimme hinter ihr. Sie gehörte einer älteren Dame mit weißen Löckchen und künstlichen Kirschen auf dem Hut, die mit ihrem Gehstock auf den Boden stampfte.

»Gewiss. Entschuldigen Sie bitte.« Gesa trat beiseite, ging ein paar Schritte und blieb erneut stehen, inmitten der Menschen, die um sie herum an die Postschalter strömten. Geistesabwesend knetete sie den Henkel ihrer Handtasche. Niemand vermochte spurlos unterzutauchen, und seit dem Augenblick, als sie ihre Pläne mit Lotte geteilt hatte, hätte sie damit rechnen müssen aufzufliegen. Sie hatte freiwillig die Kontrolle aus der Hand gegeben. Das war dumm gewesen. Aber möglicherweise war es auch ganz gut, dass Tante Cläre nun Bescheid wusste. Kein Versteckspiel mehr. Hatte Gesa das unbewusst beabsichtigt? Sie schüttelte selbst den Kopf. Nein, sie hatte auf die Verschwiegenheit der Freundin gebaut, weil sie einander doch so tief verbunden waren. Künftig sollte sie keine Loyalität mehr erwarten. Von niemandem. Und sich gut überlegen, wem sie ihr Vertrauen schenkte.

Sie atmete tief durch, trat hinaus auf die Straße und machte sich auf den Weg zur Henninger Stube, wo Willi sicher schon wartete. Er würde sie aufheitern. Das Lokal lag dem Hauptbahnhof gegenüber, in der Nähe von Willis Wohnung, und war sein bevorzugter Aufenthaltsort. Aufgrund der Beengtheit seiner eigenen vier Wände gönnte er sich nicht nur sämtliche Mahlzeiten dort, sondern er schrieb auch hier, trank und

traf sich mit Freunden. Möglicherweise war das mit ein Grund für seinen dauernden finanziellen Engpass.

Er saß am üblichen Tisch vor einem leeren Bierglas, die Beine übereinandergeschlagen, und balancierte ein Notizbuch auf den Knien, in das er hastig kritzelte. Herr Weimer, der Wirt, winkte Gesa von seiner Position am Zapfhahn hinter der Schankanlage fröhlich zu und wies auf Willi. Sobald sie sich gesetzt hatte, brachte er ihr ein Glas der hausgemachten Zitronenlimonade, die Gesa gerne trank.

»Guude! Heut schreibt er wieder zaggisch«, begrüßte er sie und wies augenzwinkernd mit dem Kopf in Richtung Willi, der erst jetzt innehielt und von seinem Notizbuch aufsaß.

»Ach, du bist schon da, das ist gut.«

Willi hatte im Sender angerufen und über Inge ausrichten lassen, dass er Gesa unbedingt nach der Arbeit treffen musste. Sie fragte sich, was derart wichtig sein könnte. In den vergangenen Wochen hatten sie einander weniger gesehen als sonst, Willi schob das auf sein aktuelles Manuskript. Damit wollte er ungestört sein, was Gesa einleuchtete.

Das niederschmetternde Gefühl nach dem Telefonat mit Tante Cläre löste sich in nichts auf, stattdessen meldete sich ein Anflug von wohliger Nervosität, wie so oft in Willis Gegenwart. Er war einfach etwas ganz Besonderes, ein Freigeist, anders als alle anderen Männer, die Gesa kannte.

»Warum wolltest du mich treffen?«, fragte sie mit einem Lächeln. »Ich dachte, du bist beschäftigt.«

»Bin ich auch. Aber ich muss etwas mit dir besprechen, das ich auf keinen Fall noch länger aufschieben kann, so sehr brennt es mir unter den Nägeln.«

Gesa sog den Atem ein. Sie nippte an der Limonade und stellte das Glas zurück auf den Tisch, setzte sich kerzengerade hin und blickte Willi an. Seine Augen sahen heute besonders blau aus. Das Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster fiel, brachte sie zum Leuchten. Er strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Würde er sie bitten, mit ihm zu verreisen? Wie sie wusste, hatte er vor, den Sommer am Mittelmeer zu verbringen, um sich vom mediterranen Leben inspirieren zu lassen. Bedeutete sie ihm mittlerweile so viel, dass er diese Reise nicht ohne sie antreten wollte? Derartige Angelegenheiten mussten rechtzeitig geplant werden. Erwartungsvoll wanderte ihr Blick von seinen Augen zu seinen Lippen.

»Also, ich weiß auch nicht, wie ich dir das am besten beibringen soll, daher mache ich es kurz: Wir können uns nicht mehr sehen, Gesa, weil ich mich gestern verlobt habe.«

Sie blinzelte, brauchte einen Moment.

»Wie bitte? Du bist doch – Wir sind seit über einem Jahr ein Paar.«

»Wir hatten eine nette Zeit. Komm schon, du hast die Übernachtungen in meiner kleinen Bleibe ebenso genossen wie ich. Aber dass unsere Affäre nicht von Dauer sein kann, war uns beiden klar.«

Verletzender noch als Tante Cläres Gehässigkeiten traf Willis Selbstverständlichkeit Gesas Herz. Seine Worte knallten wie Ohrfeigen. Es fiel ihr schwer, die Fassung zu bewahren.

»Hast du dich mit einer anderen Frau getroffen, während du mit mir zusammen warst?«

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ging alles total schnell. Genau genommen hat es sich in den letzten beiden Wochen einfach ergeben. Du warst ständig im Sender mit Proben beschäftigt, und ich habe mich allein gelassen gefühlt, war oft mit Johannes aus. Du weißt schon, der ebenfalls Autor ist. Bei meiner Verlobten handelt es sich um seine Schwester Henriette. Liebe auf den ersten Blick, was soll ich sagen? Wenn's die Richtige ist, dann weiß man's eben.«

Gesa wurde schlecht. Sie hatte das Gefühl, die Zitronenlimonade von sich geben zu müssen, falls sie nicht sofort aus dem Lokal verschwand. Keine Sekunde länger konnte sie Willis Gegenwart ertragen.

»Sag doch was. Du verstehst mich, oder? Henriette stammt aus einer Literatenfamilie, wir haben so viel gemeinsam. Sie schreibt selbst. Das passt einfach.«

Langsam erhob sich Gesa, dabei hielt sie sich an der Stuhllehne fest, um nicht zu schwanken. Dann wandte sie sich ohne ein weiteres Wort von ihm ab und ging hinaus, sprechen konnte sie jetzt nicht. Sie überquerte den Bahnhofplatz, schlug den Weg Richtung Rathaus ein und ließ sich von den Gässchen der Altstadt verschlucken. Wohin sie lief, merkte sie nicht. Alles, was sie wollte, war eine möglichst große Distanz zwischen sich und Willi zu bringen. Wie hatte sie sich nur derart in ihm täuschen können? Nett hatte er ihre Liebe genannt. Und eine Affäre. Menschenkenntnis war anscheinend nicht Gesas Stärke, das zeigte sich heute bereits zum zweiten Mal.

Sein Freund Johannes. Und ob sie den kannte. Er war ein erfolgreicher Autor, ebenso wie sein Vater und Großvater. Alter Schriftstelleradel sozusagen. Eine gute Partie, diese Henriette, würde eine Verbindung mit ihr dem mittellosen und unbekannten Schreiberling Willi Steffel doch Tür und Tor in die Literatenwelt öffnen. Liebe auf den ersten Blick. Wer's glaubte!

Kinderfreundinnen, die sie verrieten. Liebhaber, die sie für eine Aufstiegsmöglichkeit aus Kalkül verließen. War die Welt mit einem Schlag verrückt geworden?

Gesa trat aus dem Goldhutgässchen hinaus auf das Fünffingerplätzchen. Sie war außer Atem, lehnte sich am Haus *Zur wilden Frau* mit dem Rücken an die uralte, windschiefe Mauer und verharrte eine Weile im Schatten. Aus sämtlichen Richtungen führten verwinkelte Wege auf den kopfsteingepflasterten Platz, in dessen Mitte ein Pumpbrunnen stand. Gesa sah einer jungen Mutter zu, die einen Eimer darunterstellte und ihn mit Wasser füllte. Ein kleines Mädchen hielt sich an ihrem Rock fest. Mit dem gefüllten Wassereimer in der einen und dem Kind an der anderen Hand verschwand sie wieder in einem baufälligen Fachwerkhaus im Drachengässchen. Von irgendwoher zog der Geruch gebratener Würste durch die Luft. Gesa war noch immer übel.

Sie musste sich zusammennehmen. Am nächsten Morgen stand wieder eine Probe an, bei der sie ihr Bestes geben wollte. Eigentlich hatte sie überhaupt keine Zeit für private Dramen. Wenn Willis Verrat nur nicht so wehtäte.

»Ich hab dir immer gesagt, was für ein Trittbrettfahrer der ist. Ein absoluter Mistkerl«, schimpfte Inge zu Hause, derweil Gesa heulend am Küchentisch saß. Es tat gut, sich von der Freundin bekochen zu lassen, auch wenn sie keinen Bissen von den Rühreiern

hinunterbekommen würde.

»Der Versager schummelt sich nur durch und lauert auf bequeme Gelegenheiten, weil er selber nichts zuwege bringt. Ein Künstler ist er sowieso nicht. Und ein richtiger Mann mit vernünftigen Werten, wie du ihn verdienst, gleich zweimal nicht. Aber in deiner verliebten Verblendung hast du das nicht sehen wollen. Hat er dir das Geld zurückgezahlt, das er dir schuldet?«

Schnäuzend schüttelte Gesa den Kopf. Geld war das Letzte, woran sie im Moment dachte.

Rolf kam in die Küche. Drei Jahre jünger als seine Schwester, groß und breitschultrig mit flachsblondem Haar, war er ein recht stiller Bursche. Mit einem Blick erfasste er die Situation, sagte aber nichts.

»Du wäschst dir zuerst die Hände«, schimpfte Inge, als er neben sie an den Herd trat. »Und das Gesicht. Wie siehst du überhaupt aus?«

»Es war heiß heute und staubig auf der Baustelle.«

»Also so nicht. Wirklich. Du nimmst ein Bad, bevor du dich mit uns an den Tisch setzt.«

»Wir haben aber kein warmes Wasser.«

»Dann nimm kaltes, das reinigt genauso gut. Lass dir Zeit und sei gründlich, Gesa und ich haben noch was zu besprechen.« Damit schob Inge ihn aus der Küche und schloss die Tür mit Nachdruck.

»Du tust, als wäre er ein kleiner Junge.«

»So kommt er mir auch vor. Einundzwanzig und noch immer Geselle. Erst wollte er zur Zeitung, dann zur Bank, und jetzt will er Maurer werden, weil er nicht hinter einem Schreibtisch versauern mag. Als ob wir uns diese Wankelmütigkeit leisten könnten. Rolf muss sich zusammenreißen und mal eine Ausbildung zu Ende bringen. Gut, dass unsere Eltern nicht mehr mitbekommen, wie er durchs Leben trödelt.«

Gesa wusste, dass der Vater der beiden schon recht betagt gewesen und vor vier Jahren verstorben war. Die wesentlich jüngere Mutter hatte Rolfs Geburt nicht überlebt.

»Ja, manchmal hat es sein Gutes, sich vor niemandem rechtfertigen zu müssen.«

»Ein bitterer Umstand, der uns beide verbindet, nicht wahr? Du hast mir nie erzählt, wie deine Eltern eigentlich gestorben sind.«

Gesa schluckte. Nach diesem Tag würde sie sich am liebsten ins Bett legen und die Decke über den Kopf ziehen. Das Letzte, was sie wollte, war, Persönliches zu offenbaren. Aber es wäre unhöflich, eine direkte Frage nicht zu beantworten, und Inge war immer offen, was ihre eigenen Angelegenheiten betraf.

»Mein Vater hatte eine Arztpraxis auf dem Land. Er und meine Mutter haben sich mit der Spanischen Grippe angesteckt. Sie sind gestorben, als ich fünfzehn war.«

»Und du kamst zu deiner Tante.«

»Die mich behandelt hat, als wäre ich ein Kleinkind und eine Zumutung, obwohl ich ihr zur Hand gegangen bin, wo ich konnte. Mit einundzwanzig wollte ich weg, aber sie bestand darauf, dass ich bleibe und mich um sie kümmere. Sie ist eine harte, lieblose Frau.«

Inge verteilte Eier und Bratkartoffeln auf drei Teller und schrubbte die Bratpfanne

sauber. »Verstehe. Irgendwann hattest du endgültig die Nase voll, bist abgehauen, und nun hat sie dich gefunden und macht dir wieder die Hölle heiß.«

»So ungefähr.«

»Und dann noch der liederliche Willi Steffel obendrauf. Was für ein entsetzlicher Tag. Das verlangt nach mehr als nur einem bescheidenen Abendmahl.«

Sie kletterte auf einen Holzstempel und schob das Waschbrett beiseite, das oben auf dem Küchenschrank an der Wand lehnte. Dahinter hatte sie eine Flasche Korn versteckt.

»Sag Rolf nichts davon, sonst ist sie gleich leer.«

Der erste Schluck brannte in Gesas Kehle, der zweite schon weniger. Inge schenkte ein drittes Mal nach und prostete ihr zu.

»Wir lassen uns von den Kerlen nicht unterkriegen, Gesa, das versprechen wir uns, einverstanden?«

Sie nickten einander ernst zu. Als Rolf hereinkam, blitzsauber und nach Kernseife duftend, schob Gesa ihm ihren Teller hin und ging auf ihr Zimmer. Der Kloß in ihrer Kehle drohte sie zu ersticken. Sie öffnete das Fenster und streckte den Kopf hinaus. Schreien wollte sie, brüllen, so laut sie konnte. Doch das würde die Fußgänger auf dem Gehweg erschrecken und wahrscheinlich auch die Leute in den Wohnungen gegenüber. Deswegen schwieg sie, legte sich ins Bett und weinte in ihr Kissen. Wieder fand sie erst im Morgengrauen in den Schlaf.



MARGOT

Radionachrichten 1927:

»Die Wiener Operettensängerin Rita Georg spielt die Sonja in der Uraufführung von Franz Léhars Der Zarewitsch im Berliner Deutschen Künstlertheater.«

Rita Georg war eine persönliche Entdeckung von Léhar, die es stimmlich nicht mit anderen damaligen Sängerinnen aufnehmen konnte. Dennoch machte sie Karriere in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. In Holland wurde sie 1943 von den Nationalsozialisten inhaftiert. Nach ihrer Freilassung emigrierte sie und starb 1973 in Kanada.

Margot ordnete die Teile des Rasierhobels von links nach rechts vor sich auf dem Küchentisch, schraubte den Deckel auf den Kamm und prüfte das Gerät. Dann legte sie es zusammen mit einem Briefchen Klingen in die Schachtel.

Sie rieb sich die müden Augen. Nach der Arbeit im Sender verdiente sie sich mit Heimarbeit noch etwas dazu. Ihre Cousine Gerda, bei der sie wohnte, faltete die Pappverpackung und reichte sie an ihre achtjährige Tochter weiter. Die kleine Elfriede bestrich die Etiketten mit Pelikanol und befestigte sie auf dem Schachteldeckel. Dabei blitzte vor Konzentration ihre kleine Zungenspitze zwischen den Lippen hervor. Margot mochte den Bittermandelduft des Papierklebers. Er erinnerte sie an Bastelarbeiten in ihrer Kindheit. Der Leim aus Kartoffelstärke stand in einer runden Metalldose vor Elfriede, die den Pinsel geübt eintauchte und nie zu viel oder zu wenig auftrug. Sobald die zusammengesetzten Rasierhobel verpackt waren, wurden sie in größeren Kartons neben der Eingangstür gestapelt. Am folgenden Morgen brachte Gerdas Sohn Paule sie vor der Schule mit dem Leiterwagen zu Frau Volk, der Zulieferin, die sie gegen neue Einzelteile tauschte. Die Cousine lebte mit ihrer Familie in einem einfachen Haus etwas außerhalb, in Ginnheim. An dem Tisch, an dem sie nun arbeiteten, hatten sie zuvor Abendbrot gegessen. Gerdas Mann, Erwin Friese, war danach auf ein Feierabendbier in die Wirtschaft verschwunden. Es roch nach gebratenen Zwiebeln, und der mit Holz befeuerte Herd spendete derart viel Wärme, dass das Fenster leicht geöffnet stand. Draußen zwitscherte eine Singdrossel ihr sanftes Lied. Auf die zusätzliche Arbeit hätte Margot nach den langen Proben gern verzichten können, dennoch war es schön, Zeit mit ihrer Cousine und den Kindern zu verbringen. Sie plauderten über dies und das, und jeder erzählte, wie sein Tag verlaufen war. Natürlich waren Margots Geschichten die spannendsten. Für Paule und Elfriede war die Tante beim Rundfunk eine Sensation. Daher erwähnte sie Ewald Bienefelds Garstigkeiten nicht. Niemandem war damit gedient, wenn sie jammerte. Hier in der guten Stube fühlte sie sich geborgen, die Sorgen sollten draußen bleiben.

Das Ticken der Uhr an der Wand, sogar der tropfende Wasserhahn schenkten ihr ein heimeliges Gefühl. Obwohl der Arbeitsweg, den Margot täglich mit dem Fahrrad zurücklegte, lang war, betrachtete sie die vorstädtische Lage als einen glücklichen Umstand. Erstens störte es niemanden, wenn sie auf dem Cello übte – in einer Stadtwohnung wäre das sicherlich ein Problem gewesen –, und zweitens wollte sie ohnehin nicht gern eingepfercht zwischen anderen Häusern in der Altstadt wohnen. Menschenansammlungen, volle Straßen und Verkehrslärm waren nicht Margots Sache.

Bedauerlicherweise musste sie davon ausgehen, dass auch das Leben in der Vorstadt nicht mehr lange so beschaulich bleiben würde. Am Ginnheimer Hang entstand im Rahmen des Projekts *Neues Frankfurt* eine riesige Siedlung. *Höhenblick* sollte sie heißen, das war passend. Die dreigeschossigen Häuser sahen allesamt gleich aus und erinnerten Margot mit ihren Flachdächern an Schuhkartons. Einhundert Stück würden es am Ende sein.

Für Gerdas Familie waren die modern und hochwertig ausgestatteten Häuser unerschwinglich. Ihr Mann arbeitete als Installateur. Sein Chef hatte einen Auftrag beim Bau der Siedlung ergattert, deshalb konnte Erwin derzeit in der Mittagspause daheim essen.

»Die Küchen in diesen Häusern sind winzig, sagt Erwin«, erzählte Gerda. »Mit allem möglichen Gedeens drin, aber Tisch hat keiner mehr Platz. Die Möbel sind allesamt unverrückbar eingebaut und derart eng beieinander, dass sich schon zwei Personen gegenseitig auf die Füß treten.«

»Kein Tisch? Wo essen die Leute denn?«

»Na, in nem eigenen Esszimmer. Die müssen alles rübertragen und dann wieder zurück.«

Margot sah sich um. Der Küchentisch war groß genug für sechs Personen, und Gerda nutzte ihn ebenso als Arbeitsfläche beim Kochen wie für die abendliche Heimarbeit. Neben Spüle und Holzherd gab es eine breite Anrichte mit drei Türen und einem Aufbau sowie eine abgewetzte Chaiselongue, auf der Erwin nach dem Essen sein Nickerchen machte. In einer Ecke lag Kinderspielzeug. Und am Fenster stand eine Tretnähmaschine, weil Gerda auch noch Näharbeiten erledigte. Die Familie lebte fast rund um die Uhr in der Wohnküche. Die Cousine folgte Margots Blick.

»Das sind komische Bauten, weißt du. Die haben keine Stube mehr. Als ob man einem Haus die Seele wegrechnet. Das wär nix für mich. Ich mag es, alle um mich zu haben. Gell, Zuggerschneggsche?« Sie schob eine weitere fertig gefaltete Schachtel zu Elfriede.

Gerda war mit ihrem dritten Kind schwanger, Heimarbeit die einzige Möglichkeit, zum Einkommen der Familie beizutragen.

»Eins von den Badezimmern würde ich allerdings schon nehmen. Mit Wasserklosett und Wanne, stell dir vor. Nix mehr mit Plumpsklo draußen. Das wär was. Und die kriegen alle eine Kokscentralheizung. Wahrscheinlich werden lauter feine Pinkel einziehen, normale Leute können sich das gar nicht leisten.«

Draußen war es mittlerweile dunkel. »Ich mache Schluss für heute«, sagte Margot. »Morgen muss ich früh im Sender sein.« Sie reichte die letzte gefüllte Verpackung an Paule weiter, der sie wegräumte.

»Ich bin auch müde.« Er gähnte.

»Ich nicht.« Das verwunderte niemanden, Elfriede war eine Nachteule, die am liebsten nie zu Bett gehen würde.

Seitdem Margot bei ihnen wohnte, teilte sich das Mädchen ein kleines Zimmer mit seinem Bruder, was des Öfteren für Reibereien sorgte. Das Haus war hellhörig, und Margot fühlte sich dann schlecht, weil die Kinder ihretwegen aufeinandersaßen. Dennoch war sie ihren Verwandten für die Unterbringung dankbar. Sie musste jeden Pfennig sparen.

Nachdem sie sich im Waschgeschirr aus weißer Keramik gewaschen und für die Nacht umgezogen hatte, löste sie die Schildpattspange und bürstete ihr Haar. Mit ernstem Gesicht betrachtete sie sich im Spiegel an der Wand, dann schenkte sie sich ein aufmunterndes Lächeln. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und holte eine Fotografie aus ihrer Handtasche. Ein kleiner Junge war darauf abgebildet. Er stand neben einem Schaukelpferd, das deutlich größer war als er, trug kurze Hosen und eine zugeknöpfte Jacke. Margot wusste, dass sie rot war, weil sie das Kleidungsstück selbst gestrickt hatte. Zart strich sie mit dem Finger über die abgegriffene Aufnahme. Wie jeden Abend kamen ihr dabei die Tränen. Sie kippte zur Seite, zog die Decke hoch ans Kinn und drückte das Bild an ihre Brust. So schlief sie ein.

Am folgenden Morgen begleitete sie Paule und Elfriede ein Stück weit, bis ihre Wege sich trennten und die Kinder zur Schule abbogen. Sie sah ihnen hinterher, wie sie mit ihren braunen Ranzen auf dem Rücken den Hügel hinuntermarschierten. Darin steckten Schiefertafeln, an denen mit Jutezwirn Schwamm und Lappen festgeknotet waren, die seitlich aus den Tornistern baumelten. Einer von Elfriedes Kniestrümpfen war nach unten gerutscht und warf Falten um ihren Knöchel. Es war ein wolkgiger Tag, und Margot hoffte, es würde nicht regnen, bevor sie den Sender erreichte. Der Sattler zu Hause in ihrem Dorf hatte Lederriemen am Cellokasten angebracht, damit sie sich das Instrument wie einen Rucksack aufschnallen konnte. Die Kollegen im Rundfunkorchester hatten deswegen die männlichen Brauen hochgezogen, aber nichts gesagt.

»Die finden alles exotisch, was nicht in ihrem alltäglichen Trott vorkommt«, hatte Inge gemeint. »Wenn ich mal eine Hose anstatt eines Rocks trage, tuscheln sie empört. An den Anblick einer fahrradfahrenden Frau mit Cello auf dem Rücken werden sie sich wohl gewöhnen müssen.«

Auch an diesem Morgen erntete Margot wieder neugierige Blicke, als sie ihr Gefährt am Fahrradständer des Hintereingangs abstellte. Sie hatte Glück, dass noch ein Platz frei war. Die Mitarbeiter des Postscheckamts nutzten ihn ebenfalls, und an manchen Tagen drängten sich um das Metallgestell herum bestimmt zwanzig Räder. Auch der Drahtesel des Intendanten war schon da. Ein betagtes Exemplar, dessen schwarze Farbe an einigen Stellen abblätterte, eingekeilt zwischen zwei neueren Modellen. Margot fand es sympathisch, dass Albert Bronnen mit dem Rad zur Arbeit fuhr. Ewald Bienefeld kam mit dem Auto, ebenso wie der Leiter des Funkchors.

Der Hintereingang lag in einem engen Hof, in dem auch die Mülltonnen für alle Etagen standen. Ein gut aussehender Herr mit dichten Brauen und Lockenkopf rauchte

eine Zigarette neben der Tür. Sein Pullunder zeigte ein eingestricktes Rautenmuster, Hemd, Krawatte und Knickerbockerhosen vervollständigten den sportlich-eleganten Eindruck.

»Respekt«, sagte er grinsend. »Sieht gekonnt aus, wie Sie mit diesem Riesending auf dem Rücken hier zügig einparken.«

»Gelernt ist gelernt.«

Er warf den Zigarettenstummel zu Boden und trat ihn aus, dann streckte er Margot die Hand hin. »Friedrich Milanski, Nachrichtensprecher. Sport und Kultur mache ich auch. Und einen auf rasender Reporter.«

»Margot Mikola, Neuzugang im Rundfunkorchester.«

»Ich weiß.« Das Grinsen wurde breiter, und auf seinen Wangen erschienen zwei Grübchen. Erschreckend hinreißend. »Manche Kollegen sprechen von nichts anderem mehr. Darf ich Ihnen helfen?«

»Nein, danke. Wenn gerade jene Kollegen sehen, dass Sie mein Cello tragen, würden sie sicherlich noch mehr tratschen.«

»Da haben Sie wohl recht.« Er hielt die Tür auf und ließ ihr den Vortritt. Gemeinsam bestiegen sie den Aufzug und fuhren nach oben. Der Paternoster war mit zwei Personen plus Cellokasten gut gefüllt, sie mussten zusammenrücken. Weil Margot ihr Gegenüber nicht mustern wollte, schlug sie den Blick nieder.

»Ich bin schon seit zwei Jahren hier beschäftigt, aber ein derart groß angelegtes Hörspiel wie jenes, das Herr Bronnen gerade auf die Beine stellt, hatten wir noch nie. Ich stelle mir vor, Sie haben reichlich zu proben. Das Orchester ist ja stark mit eingebunden.«

Seine Stimme war dunkel, kräftig und hatte einen Klang, der Margot an Zartbitterschokolade erinnerte. Sie hätte ihm stundenlang zuhören mögen, kein Wunder, dass er als Nachrichtensprecher eingesetzt wurde.

»Das stimmt. Herr Bienefeld hat die Titelmelodie selbst komponiert und legt großen Wert darauf, dass wir sie ganz genau so umsetzen, wie er sich das vorstellt.«

Er sah auf die Uhr. »Ich bin gleich mit den Kurznachrichten dran, aber danach hätte ich Zeit. Meinen Sie, es wäre möglich, bei der Probe zuzuhören?«

Dann würde er mitbekommen, wie Bienefeld sie runterputzte. Und dass sie es ihm nie recht machen konnte. Margot hob den Blick und sah in ein Paar graugrünblaue Augen, die sie ernsthaft fixierten. Friedrich Milanskis Oberlippe hatte einen interessanten Schwung, der seinem Gesicht etwas Sensibles verlieh, und sie beschloss, sich vor ihm nicht schämen zu müssen.

»Natürlich. Sie können gern vorbeischaun.«

Er nickte zufrieden. »Schön, dann bis später.«

Vorsichtig drückte er sich am Cellokasten vorbei und sprang aus dem Paternoster, Margot fuhr noch eine Etage weiter. Der Musik-Probenraum lag ganz oben, neben dem Aufenthaltszimmer. Seine Akustik war schlecht, und durch die großen, undichten Fenster, durch die hinaus man auf einen flachen Teil des Dachs steigen konnte, zog es. Jemand hatte drei leere Obstkisten hinausgestellt, die in den Pausen als Hocker schwer begehrt waren. Sie standen entlang eines hoch gemauerten Kamins windgeschützt aufgereiht. Zwischen ihnen auf dem Boden befand sich eine alte Blechdose, die laut

abgewetztem Etikett früher Tomatensuppe enthalten hatte. Jetzt war sie randvoll mit Zigarettenstummeln.

Die Musiker legten ihre Instrumentenkästen, Mäntel, Hüte und Taschen in der hinteren Hälfte des lang gestreckten Raumes ab. Margot fragte sich, wie sie wohl später für die Aufnahme alle in das wesentlich kleinere Sendestudio passen würden. Sie grüßte die anderen und setzte sich auf ihren Platz.

Herr Bienefeld erschien pünktlich und gut gelaunt. »Herrschaften, wir machen zuerst den *Tödlichen Schleiertanz* und danach die restlichen Stücke für Episode eins. Also das Intermezzo, das dreimal drankommt, und dann die Hintergrundmelodie, die wir zur Handlungsunterstützung einmal spielen werden. Hat jeder die richtigen Noten aufgelegt, vielleicht sogar Sie, Fräulein Mikola?«

Er klopfte mit dem Taktstock und gab, ohne die Antworten abzuwarten, den Einsatz.

Nach der Hälfte des *Schleiertanzes* brach er ab. »Was glauben Sie, was Sie da machen?«, herrschte er Margot an. Sie betrachtete es als rhetorische Frage und antwortete lieber nicht. »Ich verbitte mir, dass Sie mit Ihrem Cello das Crescendo dominieren! Halten Sie sich gefälligst zurück. Noch mal! Seite drei, ab dem fünften Takt!«

Bienefeld hatte mit seinen Gesten während des Dirigierens dazu aufgefordert, die Intensität zu verstärken, Margot hatte sich an die Anweisungen gehalten. Ein Protestieren wäre dennoch zwecklos gewesen, denn wenn er ein Haar in der Suppe finden wollte, würde er das, so viel wusste sie mittlerweile.

»Nein! Nein! Nein! Sind Sie schwer von Begriff?«

Sie hatte keine Ahnung, was nun schon wieder bemängelt wurde, aber langsam stieg Wut in ihr auf.

Die Kollegen sahen verschämt in ihre Noten, zogen allesamt die Köpfe ein. Aus dem Augenwinkel bemerkte Margot, wie die Tür leise geöffnet wurde und Friedrich Milanski hereinschlüpfte. Ausgerechnet jetzt. Sie schloss kurz die Augen und atmete durch.

»Noch mal!«

Als Bienefeld zum dritten Mal an derselben Stelle unterbrach, sprang Margot entrüstet auf.

»Sie sind die Einzige, die keine Ahnung hat, worauf es bei diesem Stück ankommt, Fräulein Mikola! Alle anderen verstehen es.«

»Es wäre hilfreich, wenn Sie mir konkret sagen würden, was Ihnen nicht gefällt und wie ich Sie zufriedenstellen kann.« Sie zwang sich, ruhig zu bleiben.

»Auch noch schnippisch werden? Das verbitte ich mir! Es ist nicht mein Problem, wenn Sie begriffsstutzig sind!«

»Und ich verbitte mir, dass Sie Fräulein Mikola derart respektlos behandeln. Natürlich ist es Ihr Problem, die Musiker konkret anzuleiten. Falls Sie nicht anständig kommunizieren können, sind Sie als Dirigent ungeeignet.« Albert Bronnens scharfe Stimme sorgte für Totenstille im Raum. Unbemerkt musste er hinter dem Nachrichtensprecher hereingekommen sein. Gut sichtbar für alle verfärbte sich Ewald Bienefelds Gesicht ungesund rot. Hielt er die Luft an? »Herr Intendant«, stieß er

hervor. Mehr nicht.

Margots Herz schlug bis zum Hals. Sie wünschte, Albert Bronnen wäre nicht aufgetaucht. Falls er ihr damit helfen wollen, befürchtete sie, dass er das Gegenteil seines Vorhabens erreichen würde. Bienefeld war vor allen gedemütigt worden – ihretwegen.

»Fräulein Mikola«, Bienefelds Stimme klang gepresst. »Wären Sie bitte schön so gut, etwas weniger Crescendo in die ersten Takte zu legen?«

Sie nickte. Dieses Mal unterbrach der Dirigent nicht, und als das Stück zu Ende war, kniff er die Lippen zusammen, bis sein Mund nur noch ein dünner Strich unter dem Schnauzbart war, und blätterte resolut die Notenblätter um.

Der Rest der Probe verlief reibungslos. Vermutlich, weil der Intendant bis zum Schluss blieb. Erst als die Musiker ihre Sachen zusammenpackten, ging auch er.

»Sie haben Herrn Bronnen wohl schöne Augen gemacht, was?«, zischte Ewald Bienefeld Margot zu. »Glauben Sie nur nicht, dass er Sie jedes Mal in Schutz nimmt.« Damit rauschte er davon, die Notenblätter unter den Arm geklemmt.

Friedrich Milanski, der mit verschränkten Armen neben der Tür an der Wand lehnte, schickte dem Dirigenten einen finsternen Blick hinterher und stieß sich ab, als Margot auf ihn zukam.

»Ich fand Sie großartig.«

Mit einem Mal fühlte sie sich erschöpft. Es hatte Energie gekostet, ruhig zu bleiben, anstatt sich zu wehren, obwohl sie ungerecht behandelt worden war. Und obendrein noch musikalisch eine gute Leistung zu vollbringen. Nun hatte sie es überstanden. Für heute.

»Danke.« Sie trug ihr Instrument in Richtung Aufzug, vorbei an einem der Senderäume, aus dem gerade populäre Volkslieder und Schlager übertragen wurden. Ein Kollege, der auch beim Hörspiel mitwirkte, legte Schallplatten auf. Margot glaubte sich zu erinnern, dass sein Name Peter Nagel war. Durch die Glasscheibe sah sie, wie er gerade die Schellackplatte auf dem Drehteller wechselte und dabei ins Mikrofon sprach, wahrscheinlich Titel und Interpret ansagte.

Seitdem sie bei Radio Frankfurt arbeitete, war ihr aufgefallen, dass viele Mitarbeiter mehrere Positionen ausfüllten. Und dass ein großer Teil des täglichen Programms durch Schallplattenmusik bestritten wurde. Dazu kamen die direkten Einspielungen des Chors, des Orchesters, die Hörspiele, Nachrichten, Kultur- und Sportberichterstattung, sodass sich ein bunter Programmreigen ergab.

Die Familie von Margots Cousine besaß kein Radio. Zwar wurden die Geräte in den Fachgeschäften langsam erschwinglicher, aber die sechsunddreißig Reichsmark, die beispielsweise der Audion Ortsempfänger derzeit kostete, zusammen mit den vierundzwanzig Mark Rundfunkgebühr pro Jahr, waren für die Frieses noch immer zu teuer.

Friedrich Milanski fuhr mit Margot bis hinunter zum Ausgang.

»Haben Sie jetzt frei?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Ja. Morgen gehen wir mit der ersten Folge des Kriminalhörspiels auf Sendung. Das eben war die Generalprobe. Deswegen ist für heute schon Schluss.«

»Ich bin erst in einer halben Stunde wieder dran. Hätten Sie vielleicht Lust auf einen kurzen Spaziergang?«

Margot hielt sich am Cellokasten fest. Sie überlegte und entschied sich für die Wahrheit. »Vielen Dank, Herr Milanski. Es ist schön, dass es auch männliche Kollegen im Sender gibt, die mir freundlich gesonnen sind und mich nicht als unverschämten Eindringling betrachten. Aber Herr Bienefelds Zornesausbruch hat mich mitgenommen. Deswegen möchte ich gerne nach Hause fahren und mich ausruhen. Damit ich morgen erholt genug bin, um ihn wieder zu ertragen.« Sie schnallte sich das Cello auf den Rücken.

»Das verstehe ich. Der alte Brummkopf ist berüchtigt für seinen Jähzorn, aber das eben ging eindeutig zu weit. Vielleicht klappt es ein andermal mit einem Spaziergang?«

»Ja, bestimmt. Auf Wiedersehen.« Sie schob ihr Fahrrad in Richtung Straße, sie wollte so schnell wie möglich weg.

»Viel Glück für morgen!«, rief er ihr nach.

Margot trat in die Pedale, bis sie schwitzte. Wie immer wählte sie die Strecke vorbei am Palmengarten, und wie jeden Tag nahm sie sich vor, den Garten bald zu besuchen. Die fast sechzig Jahre alten Stahl-Glas-Konstruktionen der großen Gewächshäuser, in denen nicht nur Palmen, sondern auch Schmetterlinge ein geschütztes Lebensklima fanden, erinnerten sie in ihrer Pracht an eine längst vergangene Zeit. Bestimmt war die Luft darin feuchtwarm und roch angenehm nach Erde. Und vielleicht war es dort auch still. Sie stellte sich vor, unter dichten Blättern auf einer Bank zu sitzen und sich von den Sonnenstrahlen wärmen zu lassen, die durchs Glasdach fielen. Sogar als die Straße anstieg, verlangsamte Margot ihr Tempo nicht. Die mehrstöckigen Häuser der Innenstadt wurden niedriger und standen nicht mehr dicht an dicht. Je weiter sie sich vom Stadtkern entfernte, desto auffälliger wirkten sie. Draußen an der Ginnheimer Landstraße sah Margot viel Grün, große Platanen, Birken und sogar vereinzelte Wiesen. Am Ginnheimer Hang, den Höhenblick hinauf, ging ihr beinahe die Puste aus. Aber sie wollte sich verausgaben, am Ende ihrer Kräfte sein, wenn sie daheim ankam, und sich dann ins Bett legen und schlafen. Gerda würde wahrscheinlich zu Hause sein, der Rest der Familie jedoch nicht. Sie sehnte sich danach, allein zu sein.

Nachdem sie sich auf dem Fahrrad abreagiert und die Strecke in Rekordzeit zurückgelegt hatte, kam ihr die Idee, sich mitten am Tag hinzulegen, schwachsinnig vor. Stattdessen ging sie auf ihr Zimmer, rückte den Stuhl zurecht, zog den Notenständer heran und begann zu üben. Nach wenigen Minuten hielt sie inne und ließ den Bogen sinken. Warum war dieser Friedrich Milanski so freundlich zu ihr? Das Letzte, was sich Margot wünschte, war männliches Interesse. Sie wollte ihre Ruhe haben, arbeiten und Geld verdienen. Sie spielte weiter, stoppte erneut und sah aus dem Fenster. Draußen blühten die Birken. Ihre langen, biegsamen Äste wiegten sich im Wind und erinnerten sie an die Bäume am Bach. An daheim.

Wie am Vorabend holte sie das Foto aus der Tasche und betrachtete es liebevoll. Jedes Opfer war er wert, jede Demütigung, alle Mühe. Das nächste Mal, wenn Bienefeld zeterte, würde sie an Egon denken. Sein Bild in ihrem Herzen würde sie noch viel mehr ertragen lassen als das Geschimpfe eines frustrierten älteren Mannes.



INGE

Radionachrichten 1927:

»Miina Sillanpää wird die erste weibliche Sozialministerin Finnlands.«

Die Sozialdemokratin zog zusammen mit achtzehn anderen Frauen 1907 ins erste finnische Parlament ein. Miina Sillanpää stammte aus einfachen Verhältnissen, musste schon als Kind in einer Baumwollspinnerei arbeiten und war später als Hausangestellte tätig. Sie setzte sich während ihrer Karriere für soziale Themen und besonders für Frauen und Kinder ein.

Wäre es nach Inge gegangen, müsste der Tag mehr als vierundzwanzig Stunden haben. Wie sollte sie alles schaffen, was sie sich vorgenommen hatte? Zeit war ein Thema für sie, das zusehends dringlicher wurde. Mit beinahe fünfundzwanzig hatte sie es noch immer nicht geschafft, im Musikgeschäft Fuß zu fassen, obwohl sie es seit drei Jahren unermüdlich versuchte. Sängerin zu werden war ihr großer Traum, für den sie alles geben würde. Doch leider war Inge Jacobs gänzlich unbekannt. Die Uhr tickte. Es gab Tage, an denen hätte sie die Welt am liebsten ausgesperrt, hätte sich verkrochen und stundenlang darüber lamentiert, dass andere, schlechtere Sängerinnen Plattenverträge bekamen und sie nicht.

Und dann wiederum gab es Tage wie diesen, an denen sie vor Tatendrang fast platzte. Heute würde sie es schaffen, ihrem Ziel einen Schritt näher zu kommen, das spürte sie ganz deutlich. Inge sah auf die nächstgelegene Kirchturmuhhr, während sie in Richtung der Studios hastete. In vierzig Minuten musste sie wieder zurück an der Schreibmaschine in Herrn Bronnens Vorzimmer sitzen. Wenn sie sich beeilte, konnte sie eine Viertelstunde bei der Probe zuhören, länger nicht. Sollte sie noch schneller laufen? Dann wären es vielleicht zwanzig Minuten. Ihre Schuhe rieben an der Ferse, rennen war ausgeschlossen. Bestimmt würde sie allein durchs Gehen eine Blase bekommen.

Die Mitglieder des Rundfunkchors strömten gerade in den Probenraum, als sie ankam. Bei *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* wirkten sie zwar nur in geringem Umfang mit, aber für den Nachmittag war eine Potpourrisendung angesetzt, bei der sie verschiedene Lieder zum Besten geben würden. Inge winkte, als sie Dora Waldschmidt sah, die daraufhin hektisch in ihrer Handtasche wühlte und einen zerknüllten Zettel zutage förderte. Dora war ausgebildete Sopranistin, zehn Jahre älter als Inge und mit ihrem Gardemaß von einem Meter achtzig eine beeindruckende Erscheinung. Sie trug ein langes dunkles Kleid, dessen Rock beim Gehen um ihre Beine schwang und sie noch größer wirken ließ.

»Hast du wirklich für mich gefragt?«, stieß Inge atemlos hervor, als Dora ihr das

Blatt gab.

»Klar, versprochen ist versprochen.« Sie zupfte an Inges Frisur, die durch den strammen Marsch gelitten hatte. »Du kannst heute Abend zum Vorsingen gehen. Hier ist die Adresse. Frag nach Herrn Paschke, das ist der Chef, er weiß Bescheid.« Sie drückte Inges Arm. »Ich muss, da kommt schon der Schäfer. Viel Glück.«

Damit eilte sie in den Probenraum, Inge hauchte ihr ein Dankeschön hinterher, und der Chorleiter nahte mit schnellen Schritten.

»Guten Tag, Herr Schäfer«, sagte Inge laut und mit einem breiten Lächeln im Gesicht.

»Guten Tag, äh ...«

»Fräulein Jacobs. Inge Jacobs aus Herrn Bronnens Vorzimmer.« Gut, dass sie vorhin Wangenrot aufgetragen hatte. Einen dezenten, kühlen Ton, der gut zu ihrer blassen Haut passte.

Curt Schäfer hielt inne. »Tatsächlich? Wieso kennen wir uns noch nicht?«

»Weil Sie selten ins Verwaltungsgebäude kommen, und dann auch nur, um den Intendanten zu sprechen. An mir und meiner Schreibmaschine eilen Sie immer vorbei.«

Er trug einen eleganten Anzug mit breitrempigem Fedora-Hut sowie einen Schal, der aussah, als hätte er ihn sich im Gehen nachlässig umgeworfen. Allein Inge wusste, dass dem nicht so sein konnte. Schäfer war ein eitler Mann, der mit Anfang vierzig noch auffällig blauschwarzes Haar ohne einen Anflug von Grau zur Schau trug. Er war gut aussehend und sich dessen voll bewusst. Es gab keine Frau im Chor, bei der er nicht schon sein Glück versucht hätte. Dora beschwerte sich des Öfteren über die wandernden Hände des Chorleiters, und dass er sich unglaublich wichtig nahm.

Wer weiß, dachte Inge, vielleicht war er das auch. Hatte Verbindungen in der Musikwelt, kannte Sänger und Produzenten. Mit Sicherheit hatte er mehr Vitamin B als sie, und sie schämte sich kein bisschen, deshalb ein wenig mit ihm zu flirten.

Er besah sie von oben bis unten. »Wie nachlässig von mir. Nun, das nächste Mal werde ich sicher etwas im Vorzimmer verweilen, wenn ich Herrn Bronnen aufsuche. Bei Ihnen und Ihrer Schreibmaschine. Was machen Sie eigentlich hier?«

»Ich habe gerade Pause und möchte bei der Probe zuhören, wenn ich darf. Als Sängerin bewundere ich Ihre Arbeit sehr.«

Er kommentierte die letzte Information nicht und bat sie herein. Dabei legte er seine Hand tief auf ihren Rücken und begleitete sie zu einem Stuhl am Rand.

Zwar konnte Inge nur für drei Lieder bleiben, aber sie hatte das Gefühl, als würde Curt Schäfer eine besondere Show für sie veranstalten. Er dirigierte mit großen Gesten, marschierte mit ausgreifenden Schritten vor seinen Sängern auf und ab und sah immer wieder zu ihr herüber. Als sie schließlich ging, winkte sie ihm zu, und er deutete eine Verbeugung an.

Mit pochendem Herzen rannte sie zurück zur Arbeit und kam auf die Minute pünktlich.

Sie faltete den Zettel auseinander, den Dora ihr gegeben hatte, und las die Adresse. Ja, heute war ein guter Tag. Inge hatte gehofft, den Rundfunk-Chorleiter endlich auf sich aufmerksam machen zu können. Natürlich hatte er sie schon öfter gesehen, und sie nahm ihm nicht ab, dass er sie nicht bemerkt hatte. Aber sie spielte sein Spiel mit,

um ihm zu gefallen.

Später am Abend machte sie sich allein auf den Weg. Sie war viel zu nervös, um zu essen, sodass ihr Magen laut knurrte, als sie die Treppe hinunterging. Um einen guten Eindruck zu hinterlassen, hatte sie sich für ein schlichtes schwarzes Kleid entschieden, dessen Ausschnitt nicht zu tief und dessen Rock nicht zu kurz war. Dazu hatte sie den dunklen Lippenstift aufgelegt, den sie beim Singen immer trug. Als Glücksbringer und Markenzeichen. Sie sagte weder Gesa noch ihrem Bruder, was sie vorhatte. Inge war ein wenig abergläubisch und wollte nicht über ungelegte Eier reden.

In der Straßenbahn wippte sie unablässig mit dem Fuß, sie konnte kaum stillhalten. Für die junge Frau hing viel davon ab, einen guten Eindruck zu machen. Dora hatte erzählt, bei Herrn Paschke wäre kurzfristig jemand ausgefallen, der einmal die Woche sang. Eine regelmäßige Möglichkeit, sich zu präsentieren, wäre das Beste, was ihr passieren könnte. Feste Termine, zu denen sie auftrat. Zuhörer, die ihretwegen kamen, weil sich herumsprach, dass Inge Jacobs im Palastcafé zu hören war. Auf diese Weise könnte sie an Popularität gewinnen, in ganz Frankfurt bekannt werden. Bestimmt würden dann die Produzenten endlich auf sie aufmerksam werden. Zumindest würden sie wissen, wo sie zu finden war. Chancen wie diese gab es nicht oft. Alle Sänger waren versessen darauf, regelmäßige Engagements zu ergattern. Wenn Dora nicht kürzlich bei Herrn Bronnen fest unter Vertrag genommen worden wäre, hätte sie diese Gelegenheit sicher selbst ergriffen. Es war mächtig anständig von ihr, Inge zu empfehlen, das hätte sie nicht tun müssen.

Das Palastcafé lag zwar nicht direkt in Frankfurts Vergnügungsviertel, aber dennoch zentral. Und es war nicht mit der Erebos Bar zu vergleichen. Schon von außen machte es einen ordentlicheren Eindruck: Die Scheiben erstrahlten blitzblank geputzt, und neben dem Eingang standen zwei tönernen Pflanzkübel mit Buchsbäumchen. Drinnen war die Ausstattung gediegen, hier verkehrten andere Gäste, bessere. Sicher würde auch das Niveau der Unterhaltungsmusiker gehobener sein. Ein aufgeregter Schauer lief über Inges Rücken. Sie wollte unbedingt eine von ihnen werden, das spürte sie bis in die Fingerspitzen, als sie beherzt auf den Herrn zuschritt, der sie bereits erwartete.

»Guten Tag, Fräulein Jacobs, Dora hat Sie schon angekündigt«, begrüßte sie Herr Paschke. Er stand neben der Kuchentheke, in der auf drei übereinanderliegenden Glasregalen Köstlichkeiten angeordnet waren. Inge erkannte Liebesknochen, mit Fondant überzogene Torten und natürlich Frankfurter Kranz, jene schwere Buttercremetorte, die an eine Kaiserkrone erinnern sollte. Der Chef winkte einen Kellner heran, der im Begriff war, Getränke zu servieren, und wischte mit einer Serviette ein paar Tropfen übergeschwappten Kaffees vom Tablett. »Immer auf so was achten«, sagte er leise und nicht unfreundlich zu seinem Angestellten.

Im Gegensatz zu Fred hatte Herr Paschke gewaschenes Haar und trug einen ordentlichen Anzug. Inge schätzte ihn auf Anfang fünfzig. Seine Hände waren gepflegt, mit kurzen, polierten Fingernägeln. Dora hatte erzählt, er stammte eigentlich aus Wiesbaden und hatte das Café mit dem Vorsatz gekauft, es zu einer Anlaufstelle für gutes Essen und vorzügliche Unterhaltung zu machen. Früher wäre er Koch gewesen. Inge konnte ihn sich gut am Herd vorstellen. Seine füllige Statur ließ darauf schließen,

dass er ein Genussmensch war. Sie fand die rechtschaffene Ausstrahlung des Cafébesitzers angenehm.

»Es ist sehr nett von Ihnen, dass Sie mich anhören wollen.« Klang sie atemlos? Inge machte hinter ihrem Rücken eine Faust und bohrte die Fingernägel in die Handfläche. Der Schmerz brachte sie stets zurück in den Moment und beruhigte sie. Auch dieses Mal funktionierte es.

»Klar, kommen Sie mit.« Er ging voraus durch das Café, sie folgte ihm durch die Reihen von Tischen mit hübsch gedrechselten Beinen, an denen apart gekleidete Menschen saßen. Die Tanzfläche war durch einen anderen Bodenbelag vom Rest des Gastraums abgegrenzt. Eine erhöhte Bühne bot reichlich Platz. Zwar wusste Inge nicht, woher das Palastcafé seinen Namen hatte, doch im Vergleich zur Erebus Bar mit ihren stockfleckigen Wänden war es ganz eindeutig das – ein Palast. Herr Paschke hatte es geschmackvoll und doch zurückhaltend eingerichtet. Eine geschickte Wahl, fand Inge, ein breites Publikum musste sich hier wohlfühlen.

Durch eine Tür neben der Bühne ging es in den Bereich, der den Gästen nicht zugänglich war.

»Das ist die Künstlergarderobe«, erklärte Herr Paschke und winkte sie in einen Raum mit Spiegeln, Sitzgelegenheiten und sogar einem Schminktisch inklusive Beleuchtung. »Bei uns treten nicht nur Sänger auf, wir haben auch Kabarettisten, Musikkapellen und Lesungen. Hier drinnen kann jeder sein Zeug abstellen und sich zurechtmachen.«

Er setzte sich auf einen Polstersessel und sah auf seine Uhr. »Also, legen Sie los.«

»Hier? Ohne Begleitung? Einfach so?«

»Sicher. Wenn Sie singen können, brauchen Sie kein zusätzliches Gedöns, um mich zu überzeugen.«

Inge schluckte und ballte erneut die Faust hinter dem Rücken. Damit hatte sie nicht gerechnet. Normalerweise gab es wenigstens einen Klavierspieler, der sie begleitete. Aber den konnte sie sich genauso gut vorstellen. Sie schloss die Augen, und in ihrem Kopf erklangen die ersten Takte von *Someone to watch over me*. Gesas Lieblingslied. Inge stellte sich vor, sie wäre ganz allein, und begann zu singen. Mitten im Lied, als sie ihre Konzentration gefunden hatte, machte sie die Augen wieder auf und sah in Herrn Paschkes Gesicht. Dort stand Rührung, er hörte gebannt zu. Als sie fertig war, räusperte er sich.

»Können Sie immer donnerstagsabends? Am Wochenende sind die bekannteren Kollegen dran, aber wenn Sie wollen, trage ich Sie von einundzwanzig bis zweiundzwanzig Uhr ein. Dann schauen wir mal, ob Sie Publikum ziehen können.«

Inge glaubte, sie würde platzen vor Freude. »Ja, das kann ich einrichten«, antwortete sie mühsam beherrscht.

Sie diskutierten ein wenig wegen der Gage, einigten sich, und Herr Paschke stand auf und streckte ihr die Hand hin. Inge schlug ein.

»Na dann, herzlich willkommen im Palastcafé, Fräulein Jacobs.« Er deutete auf den Garderobenspiegel in Inges Rücken. »Sie müssen sich übrigens nicht selber zwicken, wenn Sie nervös sind. Ich habe mir von einigen Künstlern sagen lassen, Bauchatmung wirkt Wunder.«

Er begleitete sie hinaus. Als sie auf dem Bürgersteig unter einer Laterne stand, sah sie auf die Abdrücke der Fingernägel in ihrer Handfläche und musste lachen. Heute war wirklich ein außerordentlich guter Tag. Sie konnte es nicht erwarten, Gesa davon zu berichten. Die würde mächtig stolz auf sie sein, dass sie es aus der schmutzigen Erebos Bar herausgeschafft hatte. Ganz allein. Na gut, mit Doras Hilfe. Die hatte früher gelegentlich bei Herrn Paschke gesungen und erzählte nur Gutes von ihm. Natürlich war der Kollegin die Stelle im Rundfunkchor lieber, aber für Inge wäre das nichts. Sie betrachtete sich als Solokünstlerin. Im Chor war Doras Stimme nur eine von vielen. Und niemand sah sie. Ein unbekannter kleiner Teil eines großen Ganzen. Das wollte Inge nicht. Sie wollte gesehen werden. Und sie wollte selber in Augen blicken, in Gesichter, und merken, dass ihre Stimme etwas in ihnen anrührte. So wie eben bei Herrn Paschke. Er hätte ihr kein größeres Kompliment machen können, als ihr zu zeigen, wie bewegt er war.

Als sie in die Straßenbahn stieg, hatte Inge das Gefühl, ein anderer Mensch zu sein. Jemand, der seinem Ziel einen riesigen Schritt näher gekommen war.

* * *

»Ich kann es wirklich nicht fassen. Das ist ein riesengroßer Schritt nach vorn, Inge. Sogar Claire Waldoff ist schon mal im Palastcafé aufgetreten, und die gibt sich normalerweise nur im Schumann die Ehre. Ich bin so stolz auf dich.« Gesa hatte sich auch am folgenden Tag noch nicht beruhigt und strahlte mit Inge um die Wette. Sie standen an der Litfaßsäule gegenüber vom Verwaltungsgebäude in der Elbestraße, und Inge rauchte eine schnelle Zigarette, bevor sie hineinging. Es nieselte ein wenig, und sie hatte den Kragen ihres Mantels hochgeschlagen.

»Am meisten werde ich natürlich den hochwertigen Sekt bei Fred vermissen, aber vielleicht servieren die im Palastcafé ja auch edle Tropfen.«

Inge kicherte. Sie war der Freundin dankbar dafür, dass sie nicht über die Herren sprach, die den Fusel ausgaben. Damit würde sie sich hoffentlich ebenfalls nicht mehr auseinandersetzen müssen.

Ein schicker Zweisitzer Opel Laubfrosch in Weinrot hielt neben ihnen, und Curt Schäfer stieg aus. Er schwang seinen sandfarbenen Trenchcoat über die Schultern, ohne in die Ärmel zu schlüpfen, trat auf sie zu und lüpfte grüßend den Hut.

»Morgen, die Damen.« Vertraulich zwinkerte er Inge zu. »Na, das ging schnell mit unserem Wiedersehen, hätten Sie nicht gedacht, was?«

Sie setzte ein Lächeln auf. »Wollen Sie zu Herrn Bronnen?«

»Ich bin sein erster Termin heute.« Er hielt ihr den Arm hin. »Gehen wir zusammen hinauf?«

»Gern, ich muss sowieso rein. Bis später, Gesa. Und toi, toi, toi, falls wir uns vor der Sendung nicht mehr sehen.«

Inge hakte sich unter. Im Überqueren der Straße drehte sie sich noch einmal zu der Freundin um, die missbilligend die Augen verdrehte.

Es war im Sender allgemein bekannt, dass Curt Schäfer zwar verheiratet war, diesem Umstand aber wenig Bedeutung beimaß, wenn es darum ging, um seine weiblichen Kolleginnen herumzuscharwenzeln. Erstaunlicherweise stellte Inge fest, dass sie das

nicht störte. Sie fand den Chorleiter überraschend charmant, und mit seinem dunklen Haar und dem Grübchen am Kinn sah er blendend aus. Er hätte gut als Filmstar durchgehen können. Das Wissen um seine Attraktivität schenkte ihm ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, das auf Inge äußerst anziehend wirkte.

»Na, was haben Sie gestern noch Schönes gemacht?«, fragte er sie im Gehen.

»Ich hatte ein Vorsingen im Palastcafé und habe ein Engagement erhalten.«

»Ach was, dann sind Sie tatsächlich eine kleine Sängerin? Hoffentlich hegen Sie keine Ambitionen, im Rundfunkchor unterzukommen. Ich habe derzeit keine Position frei, und Herr Bronnen wäre sicherlich ungehalten, falls ich ihm seine Sekretärin abspenstig mache.«

Sie blieb stehen und sah zu ihm empor. »Keineswegs, Herr Schäfer. Ich habe andere Pläne. Aber wenn Sie donnerstags abends mal Zeit haben – ich trete von neun bis zehn auf.« Nun war sie es, die ihm zuzwinkerte, wofür sie mit einem breiten Lächeln belohnt wurde, bei dem der Chorleiter seine gepflegten weißen Zähne entblößte.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die erst vierzehnjährige Norwegerin Sonja Henie gewinnt den Weltmeistertitel im Eiskunstlauf.«

Ihr Sieg wurde als Fehlurteil der größtenteils norwegischen Preisrichter gewertet. Sonja Henies unterlegene Konkurrentin Herma Jaros-Szabo beendete daraufhin ihre Laufbahn. Für die junge Norwegerin war es der Start einer bemerkenswerten Karriere, die ihr zahlreiche Titel und sogar Hollywoodverträge bescherte.

Am Freitagabend Punkt achtzehn Uhr war die freudige Aufregung, die Gesa durchströmte, kaum mehr auszuhalten. Zusammen mit Carla Simonetti stand sie vor dem Mikrofon im Senderaum und wartete auf ihren Einsatz. Die beiden Frauen kamen in der ersten Szene des Kriminalhörspiels dran, und gleich würden ihre Stimmen hinaus zu den Menschen getragen werden. In Häuser und Wohnungen, Salons und gute Stuben, zu Großfamilien ebenso wie zu alleinstehenden Damen und Herren. Zu allen, die sich in ihren vier Wänden vor den Rundfunkgeräten versammelten, um sich von Radio Frankfurt unterhalten zu lassen.

Unwillkürlich dachte Gesa an das Zeitungsbild aus London, das sie auch an diesem Tag in ihrer Handtasche bei sich trug. Die Stadt am Main holte auf. Dank Albert Bronnens Ehrgeiz. Sie lächelte. Bei den letzten Proben hatte sich die Laune von Frau Simonetti etwas gebessert, sie war zudem stets pünktlich erschienen, aber auf Gesa war sie seit dem Vorfall schlecht zu sprechen. Was deren Bewunderung nicht minderte. Für sie war es nach wie vor eine Ehre, mit ihrem großen Vorbild zu arbeiten.

Vor ihnen auf dem Boden lagen ein paar Steinfliesen, über die sie in wenigen Augenblicken schreiten würden, um durch die Geräuschkulisse ihrem Spiel noch mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ernst Gehring hatte hinter ihnen Position bezogen, neben der tragbaren Tür, die er gleich öffnen und schließen würde, bevor er Regen simulieren musste. Dazu stand in einer Wanne eine Glasplatte bereit und eine randvolle Gießkanne mit Brausekopf.

Gesa sah hinüber zum Orchester im zweiten Studio, das durch eine Scheibe von ihnen getrennt war. Die Musiker saßen eng zusammengedrängt, und sie fragte sich, wie sie in einem derart kleinen Raum spielen konnten. Margot erwiderte ihren Blick. Sie nickten einander aufmunternd zu. Es beruhigte Gesas flatternde Nerven ein wenig, dass die Freundin ebenfalls anwesend war. Dann ging es los.

Die Streicher stimmten die ersten Takte der Titelmelodie an. Das Stück wurde leiser geblendet, damit Albert Bronnen persönlich zur Hintergrundmusik die Ankündigung

machen konnte.

»Meine Damen und Herren, Radio Frankfurt präsentiert Carla Simonetti und Theodor Conrad in *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora*, ein Kriminalhörspiel in acht Teilen von H. P. Michaelis. Episode eins: *Kleine Fische*.«

Die Musik schwoll wieder an, und Gesa war begeistert von Margot. Sie beherrschte ihr Cello wirklich und spielte voller Hingabe.

Dann begann die erste Szene mit Carla Simonetti und Gesa. In der Geschichte kehrte die Industriellengattin Frieda Winterstein mit ihrer Hausdame Magda Klein vom Einkaufen zur heimischen Villa zurück, zu der fünf Marmorstufen hinaufführten. Drinnen läutete das Telefon, und die beiden mussten sich sputen.

Sobald die Titelmelodie des Orchesters verklungen war, ertönte das leise Klingeln eines Telefonapparats, gerade so, wie man es durch eine geschlossene Tür hört. Gesa und Frau Simonetti simulierten laute Schritte auf den Platten, als würden sie die Treppe hinaufeilen. Damit man sie noch besser wahrnahm, lag eine dünne Sandschicht auf den Fliesen, die zusammen mit den Ledersohlen der Schuhe die realistischen Geräusche verstärkte.

»Nun machen Sie schon, Magda, öffnen Sie«, setzte Carla Simonetti ein.

»Moment, Frau Winterstein, ich suche noch nach dem Schlüssel. Hier ist er«, antwortete Gesa.

»So beeilen Sie sich doch!«

Ernst Gehring schepperte mit einem Schlüsselbund. Dann öffnete er die Tür, ließ sie laut wieder ins Schloss fallen, und Gesa trippelte auf anderen, glatteren Bodenfliesen ohne Sand darauf durch das fiktive Hausinnere, als würde sie rennen.

»Residenz Winterstein, wer spricht?«, meldete sie sich als Hausdame am Telefonapparat.

Nachdem sie die ersten Sätze hinter sich gebracht hatte, fiel das Lampenfieber von Gesa ab. Sie hielt das Skript nicht zu nah ans Mikrofon, wie Albert Bronnen es ihr beigebracht hatte, und trug ihren Text sicher vor. Mittlerweile kannte sie ihn ohnehin so gut wie auswendig.

Weil sie merkte, dass jede Minute ihrer Darbietung perfekt saß, begann sie sich im Studio wohlfühlen. Dank des Intendanten, der sie hatte proben lassen, bis sie es im Schlaf beherrschte. Das Umblättern der Skriptseiten klappte geräuschlos. Ihre Stimme hörte sich gut an, sonor und fest. Gesa war nicht mehr übel vor Aufregung, und sie zitterte auch nicht mehr. Stattdessen erlaubte sie es sich, das Stück zu genießen. Die Industriellengattin und ihre Hausdame fanden die Leiche im Fischeich, riefen die Polizei, und Kommissar Feldmann trat auf. Gesa hatte Pause. Sie überließ Theodor Conrad ihren Platz am Mikrofon. Er nickte ihr anerkennend zu, als er übernahm.

Episode eins verflog geradezu, obwohl sie eine volle Stunde dauerte, was Gesa bei den Proben immer lang vorgekommen war. Das Orchester spielte erneut die Titelmelodie, und Albert Bronnen las die Liste der Mitwirkenden vor. Als er sagte »als Magda Klein hörten Sie Gesa Westhof«, hätte sie vor Freude fast laut gejubelt. Sobald die Kanäle geschlossen waren, brach Applaus im Studio los.

»Herzlichen Glückwunsch«, übertönte der Intendant die Schauspieler. »Das hat wunderbar geklappt, ich danke Ihnen allen. Aber jetzt heißt es, nicht auf den ersten

Lorbeeren ausruhen, sondern weitermachen. Wir sehen uns morgen früh für die ersten Proben zu Episode zwei. Heute in einer Woche sind wir wieder auf Sendung, es gibt reichlich zu tun.«

Gesa winkte hinüber zu Margot, machte ihr Zeichen, dass sie draußen auf sie warten würde.

»Mensch, das war eine Wucht!«, sprudelte es aus der Cellistin heraus. Auf dem Flur fielen sie einander in die Arme. Sich gemeinsam über einen Erfolg zu freuen war ein Gefühl, das Gesa noch nie erlebt hatte. Daran konnte sie sich gerne gewöhnen.

»Ich glaube nicht, dass ich jetzt einfach heimfahren und Rasierhobel zusammenschrauben kann.«

Gesa verstand nicht ganz, was die Freundin mit den Rasierhobeln meinte, aber ansonsten ging es ihr ähnlich. Auf keinen Fall würden sie jetzt zur Tagesordnung übergehen. »Komm mit, Margot, ich weiß, was wir machen.«

»Etwas Schönes?«

»Ich denke, es wird dir gefallen.«

»Aber es darf nicht viel kosten.«

Für einen Moment kehrte die Ernsthaftigkeit in Margots Gesicht zurück.

»Keine Sorge, was ich im Sinn habe, ist umsonst.«



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die erfolgreiche britische Liebesromanautorin Mary Barbara Hamilton heiratet Captain Alexander George McQuorquodale.«

Die damals Fünfundzwanzigjährige erlangte später Weltruhm als Barbara Cartland, verkaufte über eine Milliarde Bücher und wurde die Stiefgroßmutter von Diana, Princess of Wales.

Einige Kollegen beschlossen, die gelungene erste Ausstrahlung in einer Kneipe zu begießen, und wollten sie überreden mitzukommen, aber die beiden hatten keine Lust auf eine feuchtfrohliche Sause. Margot ließ ihr Instrument über Nacht im Sender, wie die anderen Musiker auch, da sie es am nächsten Morgen ohnehin wieder brauchen und realistischerweise bis dahin nicht üben würde.

»Ich fahre«, beschloss Gesa kurzerhand und nahm ihr das Fahrrad ab. »Setz du dich hinten drauf.«

Kichernd wie Schulmädchen kurvten sie durch die Altstadt, durch die Gallusanlage, vorbei am Kriegerdenkmal und bis zum Fluss in die Nähe der Untermainbrücke.

»Wir sind da.« Gesa stellte das Rad am Untermainkai ab und strich sich das vom Fahrtwind zerzauste Haar glatt.

»Wo?«

»Am Nizza.«

Verständnislos sah sich Margot um. »Wie bitte? Und müsste es nicht eigentlich in Nizza heißen, wenn überhaupt?«

Sie überquerten die Straße und stiegen über die Kaitreppe hinunter in eine ausgedehnte Parkanlage, die sich entlang des Mainufers erstreckte. Palmen und Bananenstauden standen dicht an dicht in riesigen Pötten, und allerlei exotische Pflanzen wuchsen beidseits des Weges. Die unzähligen Blumen hatten in den Abendstunden ihre Blütenköpfchen geschlossen, aber die angelegten Beete waren dennoch eindrucksvoll üppig.

»Es ist doch erst April«, staunte Margot. »Hier sieht es aus wie im Sommer.«

»Die Frankfurter nennen diesen Abschnitt am nördlichen Mainufer das Nizza, weil es hier immer viel milder ist als anderswo. Bitte frag mich nicht nach der genauen Erklärung, aber wie du siehst, gibt es hier Pflanzen, die sonst nur im Süden wachsen.«

Die hübsch verschnörkelten altmodischen Straßenlaternen erhellten den dämmerigen Abend. Noch immer hielten sich zahlreiche Spaziergänger in der Anlage auf. Manche flanierten Arm in Arm. Auf einer Parkbank saßen ein blonder junger Mann und eine zierliche Brünette und küssten einander hingebungsvoll. Sicherlich hatten sie alles um

sich herum vergessen.

»Muss Liebe schön sein.« Margot seufzte.

»Wenn man den Richtigen findet.« Nachdem sie Willis Verrat erfolgreich verdrängt hatte, um sich auf das Hörspiel zu konzentrieren, musste sich Gesa jetzt bemühen, die plötzlich wie Sodbrennen aufsteigende Traurigkeit zu unterdrücken. Nach der gelungenen Ausstrahlung mochte sie sich den Abend nicht verderben lassen, aber Gefühle ließen sich eben nicht auf Dauer wegsperren. Sie entwickelten ein Eigenleben, wenn man es am wenigsten brauchte.

»Was ist das dort vorne?«

»Das wollte ich dir zeigen, komm.«

Sie liefen bis zum westlichen Abschnitt des Nizza.

»Darf ich vorstellen, die Mosler'sche Schwimm- und Badeanstalt, die größte schwimmende Flussbadelandschaft in Deutschland. Ob Alt oder Jung, Profischwimmer oder Badeplanscher, hier findet jeder seinen Spaß. Und Verpflegung obendrein. Außerhalb der Saison wird alles eingewintert. Vor ein paar Tagen habe ich gesehen, dass sie die Pontons wieder aufbauen, die die Becken begrenzen und auf denen das Flusscafé steht. Ganz fertig sind sie noch nicht, aber das Restaurantschiff hat schon wieder angelegt. Und die Ruder- und Paddelboote, die man ausleihen kann, sind ebenfalls bereits zu Wasser gelassen.« Gesa atmete tief durch. »Ich finde es absolut herrlich hier. Wie in einer anderen Welt.«

Margot riss die Augen auf. Drei Becken erstreckten sich entlang des Kais. Sie wurden umlaufend von Pontons begrenzt, die alles noch weitläufiger wirken ließen. Als würde das Land Teile des Flusses umfassen. Badegäste konnten auf ihnen komplett um die von Mainwasser durchfluteten Schwimmbecken laufen. Neben zahlreichen Umkleidekabinen ragte ein Sprungturm in den Himmel, und auch eine rasant aussehende Wasserrutsche gab es. Allerdings war die erst zur Hälfte fertiggestellt. Dahinter wurde gerade ein riesiges Floß zusammengebaut, auf dem Liegestühle und Tischtennisplatten standen. Das war ebenfalls noch nicht ganz fertig. Und noch weiter hinten entstand ein schwimmendes Eiscafé.

»Die Eröffnung ist übernächste Woche, leider können wir noch nicht rein.« Gesa deutete auf eine Bank am Flanierweg, und sie setzten sich. »Aber wir können den Anblick von hier genießen und uns vorstellen, es wäre ein lauer Sommerabend.«

»Unglaublich. So etwas habe ich noch nie gesehen«, staunte Margot. »Das ist ja wie ein Urlaubsparadies. Oder zumindest so, wie ich mir eines ausmale, ich war ja noch nirgends.«

»Gigantisch, nicht wahr? Dachte ich mir, dass dir das gefällt. Als ich es zum ersten Mal gesehen habe, war ich auch überwältigt.« Gesa lachte. »Ehrlich gesagt habe ich letzten Sommer jede freie Minute hier verbracht. Dort unten, auf einem dieser Liegestühle, fühlt es sich an, als wäre man wahrhaftig am Meer. Also vermutlich. An einem richtigen Strand war ich nämlich auch noch nie.«

»So was gibt es auf dem Land nicht. Ich habe in einem Fischweiher schwimmen gelernt. Restaurantschiff. Eiscafé auf dem Fluss. Von so was konnte ich als Kind nur träumen.«

»Deswegen wollte ich es dir zeigen. Ich hatte nämlich den Eindruck, dass du in

Frankfurt noch nicht ganz angekommen bist. Vielleicht hilft dir das dabei, dich auf das Leben hier einzulassen.« Gesa zog zwei Stück Sandkuchen aus der Tasche, die sie am Morgen in Butterbrotpapier gewickelt hatte.

»Kaffee hab ich leider keinen, aber mit Kuchen kann ich dienen.«

Margot grinste und kramte nun ihrerseits in der Handtasche. »Und ich hätte einen Apfel. Außerdem noch eine halbe Flasche kalten Hagebuttentee.« Sie schraubte den Deckel von der Stahlflasche, der gleichzeitig als Becher diente, goss ein und reichte ihn Gesa. »Zum Wohl.«

Die beiden jungen Frauen stießen an und genossen die Abendstimmung, während sie das mitgebrachte Essen verzehrten. Sanft schwappte das Mainwasser gegen die Uferbefestigung und verbreitete ein entspanntes Flair.

»Geht es dir wieder besser?«, fragte Margot irgendwann leise.

Gesa schluckte den letzten Bissen Kuchen hinunter. Sie wusste, worauf die Freundin anspielte, hatte sie sich doch nicht nur bei Inge, sondern ebenfalls bei Margot ausgehult. »Verlassen werden tut weh, vor allem derart überraschend und kaltherzig. Das wird eine Weile dauern. Auch wenn Inge meint, ich müsste jeden Tag erleichtert sein, dass Willi mir nicht mehr mein sonniges Gemüt wegschmarotzt. Ganz ehrlich, sonnig ist so ziemlich das Gegenteil von meinem derzeitigen Zustand. Aber nach der Sendung heute habe ich das Gefühl, die Wolken könnten sich langsam ein wenig verziehen. Und du? Wie kommst du mit dem schrecklichen Bienefeld zurecht? Hier in Hessen nennen sie so einen en uffgeblasene Stinkstivvel.«

Margot verzog das Gesicht. »Die Bezeichnung trifft ihn perfekt. Der wird nicht mehr. Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mir ein reichlich dickes Fell zuzulegen. Der ist in seinen Ansichten derart eingefahren, dass er sich kaum ändern wird.«

»Das ist schlimm.« Gesa verstummte. Nach einer Minute wechselte sie das Thema.

»Hast du einen Freund, Margot? Einen Verlobten vielleicht, der dir zur Seite steht?«

»Es gab mal jemanden. Das ist schon eine Weile her.«

»Hat er dich auch verlassen?«

Margot ließ den halb gegessenen Apfel in den Schoß sinken, und ihr Blick richtete sich in die Ferne. »Ja, das hat er.«

Mehr gab sie nicht preis. Sie saßen schweigend und sahen auf den Fluss hinaus. Die Dämmerung verwandelte sich in Dunkelheit, am Nachthimmel erschienen immer mehr Sterne, die sich im Wasser spiegelten, und die Uferlaternen tauchten die beiden Frauen in gelbes Licht, das nicht wärmte.

»Ich werde durchhalten. Für meine Familie.«

Gesa warf Margot einen Seitenblick zu. »Wie meinst du das?«

»Einen Großteil meines Gehalts schicke ich nach Hause zu meinen Eltern. Es ist absolut wichtig, dass meine Familie versorgt ist. Ich bin nämlich ...«, sie druckste herum, »also ... ach, es ist schon spät, und mir wird kalt. Lass uns gehen. Ich mag es nicht, nachts allein mit dem Fahrrad durch Frankfurt zu fahren.«

Sie liefen zurück zur Untermainbrücke, und Gesa fragte sich, ob sie nicht weiter hätte insistieren sollen. Margot hätte ihr beinahe etwas sehr Persönliches erzählt, und sie war ein wenig enttäuscht, dass sie es sich dann doch anders überlegt hatte.

»Dann sehen wir uns morgen im Sender«, sagte Gesa zum Abschied. Sie konnte ihre Wohnung zu Fuß erreichen, Margot hatte einen längeren Heimweg vor sich. »Weißt du, wenn du mal reden willst, ich bin keine Klatschtante, ich kann Sachen für mich behalten.«

»Danke, Gesa. So hatte ich dich auch eingeschätzt.«

Zu Hause wurde Gesa von einer aufgeregten Inge empfangen. »Wo warst du denn so lange?« Sie deutete auf das Radiogerät in der Stube, für das sie alle drei zusammengelegt hatten. Weil es nicht angehen konnte, dass sie als Rundfunkmitarbeiterinnen das eigene Programm nicht verfolgten, da waren sich Inge und Gesa einig gewesen. »Rolf und ich haben alles angehört. Das Stück ist richtig spannend, und du warst eine Sensation. Besser als die Simonetti! Ich kann kaum erwarten, wie es weitergeht. Bestimmt geht es vielen Hörern da draußen so, dass sie sich schon jetzt auf Folge zwei freuen.« Inge drückte die Freundin an sich und klopfte ihr auf den Rücken. Ein warmes Gefühl durchrieselte Gesa. Diese Überschwänglichkeit tat gut.

»Danke. Deine Meinung bedeutet mir viel. Wo ist Rolf?«

»Längst ausgegangen. Aber hier, ich habe eine Flasche Schaumwein organisiert, die machen wir jetzt auf. Wenn das heute kein Anlass zum Anstoßen ist, was dann?«

Eigentlich war Gesa müde, doch sie ließ sich von Inges Freude anstecken. Sie prosteten einander zu.

»Auf Gesa Westhof, den Star von *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora*.«

»Auf Inge Jacobs, den aufgehenden Stern des Palastcafés.«

Natürlich leerten sie die ganze Flasche. Denn selbst mit Deckel drauf würde die Kohlensäure ihren Weg hinausfinden und es wäre eine Schande gewesen, den guten Tropfen nicht frisch und perlend zu genießen.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die berühmte deutsche Schauspielerin Agnes Sorma stirbt in Amerika.«

Bereits mit dreizehn Jahren stand sie in ihrer Heimat Schlesien auf der Theaterbühne. Sie trat in vielen Städten auf, und der junge Thomas Mann verehrte sie. Agnes Sorma heiratete einen italienischen Grafen und bekam einen Sohn. Während des Ersten Weltkriegs war sie als Krankenschwester tätig ebenso wie als Schauspielerin in einem Fronttheater. Später zog sie zu ihrem Sohn auf dessen Farm in Arizona.

Am nächsten Morgen wachte Gesa mit hämmernden Kopfschmerzen und einem trockenen Hals auf. Das besserte sich auch nicht, als sie ihr Gesicht in ein Becken voll mit eiskaltem Wasser tauchte. Sie war es nicht gewöhnt, einen über den Durst zu trinken, und nun zahlte sie den Preis dafür. Die Busfahrt zur Arbeit verursachte ihr Schwindel. Später im Sender verschwamm die Schrift des neuen Skripts vor ihren Augen. Es war schwer, sich zusammenzureißen, doch sie kämpfte tapfer.

Ernst Gehring und Peter Nagel sahen ebenfalls zerknittert aus. Die beiden waren am Vorabend federführend gewesen, als es galt, möglichst viele Kollegen für den Kneipenbesuch zusammenzutrommeln. Im Gegensatz zu Gesa hatten sie allerdings weniger Text, konnten sich im Hintergrund halten, und ihr Kater fiel nicht weiter auf.

»Sie sind heute nicht bei der Sache«, kritisierte Carla Simonetti, als Gesa zum dritten Mal an derselben Stelle einen Fehler machte.

»Tut mir leid.«

»Wer feiern kann, kann auch arbeiten«, zitierte Frau Simonetti mit schadenfrohem Gesicht eben jenen Spruch, den Gesa gerade am wenigsten hören wollte.

»Ich gebe mir Mühe.«

Das reichte der bekannten Schauspielerin nicht. Sie verlangte eine andere Szene zu proben, in der Gesa nicht vorkam, und blamierte sie auf diese Weise vor der versammelten Kollegenschaft.

»Wir machen später mit Ihrem Text weiter, Fräulein Westhof. Trinken Sie erst mal eine Tasse Kaffee, dann helfen Sie Herrn Gehring und Herrn Nagel, die Requisiten für die Geräuschkulisse zusammenzustellen.« Auch Albert Bronnen wirkte wenig erfreut über den holprigen Probenverlauf, schenkte Gesa aber trotz strenger Stimme ein winziges Lächeln. Er machte stets einen ausgeglichenen Eindruck, unerschütterlich, als hätte er alles unter Kontrolle. Wie schwierig musste es ein, einen Sender zu leiten und gleichzeitig noch reichlich Energie in das Hörspiel zu stecken. Bei dessen Umsetzung eine gewisse Person ständig gelobt und hofiert werden wollte. Gesa sah unter halb

geschlossenen Liedern zu Carla Simonetti. Gerade an diesem Tag spürte sie ihre Begeisterung für die Mimin schwinden. Was war falsch daran, freundlich zu sein? Gehörte es dazu, sich kratzbürstig zu benehmen, wenn man berühmt war? Theodor Conrad ging doch auch anständig mit allen Kollegen um. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte die Diva von Anfang an etwas gegen ihre junge Kollegin gehabt, trotzdem hatte Gesa gehofft, sie durch Leistung überzeugen zu können. All ihre Bemühungen liefen ins Leere. Und gerade heute, wo sie ihr Potenzial ein einziges Mal nicht hundertprozentig abrufen konnte, spürte Gesa Carla Simonettis Böswilligkeit überdeutlich.

Die Schadenfreude des Stars brannte ihr förmlich im Nacken, als sie ihren beiden Kollegen hinaus folgte. Peter Nagel, der nicht mehr ohne Klemmbrett anzutreffen war, meinte lakonisch: »Lass sie, die kriegt sich schon wieder ein«, bevor er von seiner Liste die Dinge vorlas, die sie für die Geräusche in Folge zwei benötigen würden. An den Kaffee dachte niemand mehr, und Gesa hatte ohnehin keine Lust darauf.

Der Großteil der Requisiten war in einem schwarz lackierten Ungetüm von Schrank verstaubt, der im Flur zwischen dem Probenraum und einem der Sendestudios stand. Er reichte bis hinauf zur Decke. Ernst Gehring musste auf einen Holzschemel steigen, um das oberste Fach zu erreichen. Als er sich streckte, spannten seine Hosenträger derart, dass Gesa befürchtete, die Schnappverschlüsse könnten aufspringen. Vorsorglich wich sie ein wenig zur Seite aus. Ernst räumte heraus, was Peter verlangte, und reichte es Gesa, die alsbald voll beladen mit verschiedensten Kleinteilen und Gerätschaften war. Ein Gartenschlauch mit Metalltrichter daran hing um ihren Hals, eine Tasche voller unterschiedlicher Materialien wie Papier, Stoff und dergleichen baumelte an ihrem Handgelenk.

»Wofür brauchen wir die Säcke?«, fragte sie, als Ernst sie ihr auf die ausgestreckten Arme lud.

»Da ist Heu drin, damit simulieren wir Laufen auf Gras.« Seine Stimme tönte schon wieder dumpf aus dem Schrankinneren.

Sie schaffte es, sich einen der Beutel unter den Arm zu klemmen. »Ich kann diese Holzplatten gleich nicht mehr halten, die sind mir zu schwer.«

»Gib her.« Peter nahm ihr die Teile aus den Händen. »Das sind Parkettmuster von einem Bodenverleger, verflixt, haben die ein Gewicht. Es reicht erst mal, Ernst, mehr geht wirklich nicht.«

Gemeinsam schleppten sie alles hinüber in den Probenraum, möglichst leise, um die anderen nicht zu stören.

»Ich kann heute nicht länger«, verkündete Carla Simonetti soeben. »Die Szenen mit der Hausdame müssen wir ohnehin morgen machen, wenn die kleine Kollegin ihren Rausch ausgeschlafen hat.«

»Ich muss doch sehr bitten!« Entrüstet meldete sich Gesa zu Wort. »Weder bin ich betrunken, noch muss ich mich ausschlafen.«

Die Simonetti verdrehte die Augen, griff sich ihre Handtasche und flüsterte Gesa im Hinausgehen zu: »Das Kaffeetrinken hat wohl nichts genutzt. Sie haben immer noch eine ordentliche Fahne.«

Ehe Gesa erneut protestieren konnte, klatschte Albert Bronnen in die Hände. »So,

Herrschaften. Es geht weiter. Wir lesen die Szene, in der die Hausdame den Kommissar auf dem Präsidium aufsucht, um ihre Chefin anzuschwärzen. Das dürfte von der Stimmung gerade gut passen. Fräulein Westhof, überlassen Sie den Kollegen die Requisiten.«

»Sehr gerne«, sagte Gesa vernehmlich und klopfte ein paar Heustängel von ihrem Rock, die aus dem Sack gefallen waren. Sie stellte sich neben Theodor Conrad. Wie immer war er tadellos gekleidet in einen grauen Tagesanzug mit Krawatte. Sie blätterte im Skript und blies eine Haarsträhne aus ihrer Stirn, die gleich darauf hartnäckig zurückfiel.

»Ich gebe zu, sie benimmt sich manchmal wie ein bissiger Terrier«, raunte er ihr zu. »Carla ist nicht ohne, sie kläfft eben gern. Aber auch wenn es für Sie nicht so scheinen mag, sie hat das Herz am rechten Fleck.«

»Im Eisschrank?«

Er lachte leise.

Die Arbeit mit ihm machte Spaß. Gesa profitierte von Theodor Conrads großem Erfahrungsschatz, den er bereitwillig mit ihr teilte, ohne dabei belehrend aufzutreten. Er hauchte der Rolle des Kommissar Feldmann Charakter ein. Seine nuancierte Stimme war der Star der Sendung. Nicht Carla Simonetti, da war sich Gesa nun sicher. Die Nervosität, die sie in Gegenwart der Simonetti stets empfand, verschwand durch die Arbeit mit Theodor Conrad. Gleichzeitig mit den Kopfschmerzen.

»Sehen Sie, läuft doch wunderbar«, lobte er sie am Ende der Probe. Der Schauspieler war am Vortag nicht mit den Kollegen feiern gegangen. Überhaupt hielt er sich zurück, was Privates betraf. Er machte seine Arbeit, suchte aber keine neuen Freunde, das fiel Gesa auf. Damit brachte er Peter Nagel schier zur Verzweiflung. Wie sie wusste, hätte er nur zu gern engeren Kontakt zu seinem berühmten Kollegen gehabt.

»Darf ich Ihnen einen Rat geben?«, riss Theodor Conrads Stimme Gesa aus ihren Gedanken. Der Intendant und die meisten anderen waren bereits gegangen. Peter und Ernst sortierten nun, da sie niemanden damit störten, die Utensilien für die Geräusche nach den entsprechenden Szenen. Am nächsten Tag würden sie bereits zum Einsatz kommen – auch das Hintergrundambiente wollte geübt werden.

»Natürlich, Herr Conrad.«

»Gehen Sie Carla einfach aus dem Weg.«

»Warum?«

Er seufzte. »Ich weiß nicht, ob es mir zusteht, darüber zu sprechen ... Carla und ich kennen uns seit über fünfzehn Jahren. Nicht besonders gut, aber unsere beruflichen Wege haben sich oft gekreuzt. In den Anfängen wurde sie von allen extrem hofiert, wegen ihrer außergewöhnlichen Schönheit und ihres Talents. Aber mittlerweile hat sie erkannt, dass nicht einmal sie die ewige Jugend besitzt. Das macht ihr zu schaffen. Neue, aufstrebende Schauspielerinnen sind ebenso gut wie sie, dazu noch jünger und manchmal eben auch schöner. Ich fürchte, bei dieser Produktion führen Sie, Fräulein Westhof, ihr diesen Umstand jeden Tag vor Augen.«

Gesa versuchte vergeblich, in ihren Mantel zu schlüpfen. Theodor Conrad nahm ihn und half ihr hinein. »Danke. Sie meinen, Frau Simonetti fühlt sich durch mich bedroht?«

Er verzog das Gesicht. »Wenn Sie so wollen.«

»Aber ich bin völlig unbekannt und habe keinerlei Ambitionen, was Bühne und Film betrifft. Ich will ausschließlich Hörspielsprecherin sein. Meine Arbeit gut machen. Und ich bewundere Frau Simonetti.«

»Hm, ja, das haben wir alle mitbekommen. In unserer Branche gibt es leider viele aufstrebende Starlets, die vermeintliche Bewunderung gezielt als Schmeichelei einsetzen, um sich an die Fersen von jemandem zu heften, der bereits erfolgreich ist. Ich vermute, das ist bei Ihnen nicht der Fall. Aber nehmen Sie es Carla nicht übel, wenn sie misstrauisch ist.«

Zu Hause im Bett dachte Gesa über diese Worte lange nach. Wollte Theodor Conrad bei ihr um Verständnis für Carla Simonetti werben? Das wäre abstrus, denn weder hatte sie das nötig, noch würde sie es von Gesa bekommen. Sie nahm sich fest vor, am folgenden Tag keinerlei Fehler zu machen, sondern allen zu zeigen, wie professionell sie war.

Es klopfte leise, und Inge steckte den Kopf zur Tür herein.

»Schläfst du schon?«

»Nein.«

»Stimmt es, dass du morgen schon wieder Probe hast? Der Bronnen meinte so was.«

Gesa setzte sich im Bett auf. »Ja. In nächster Zeit wird es kaum freie Tage geben, weil die acht Episoden Schlag auf Schlag im Wochenabstand gesendet werden.«

»Aber sonntags arbeiten?«

»Nur zwei Stündchen, das geht schon.«

Inge lächelte sie an. »Du bist mit ganzem Herzen bei der Sache, was? Schlaf gut.«

* * *

Tatsächlich war Gesa ein wenig bange vor der nächsten Probe. Sie begann nachmittags um zwei und zunächst vielversprechend. Laut Skript rückte die Industriellengattin alias Carla Simonetti zur Hauptverdächtigen auf, immerhin war sie die Alleinerbin. Doch dann stellte sich heraus, dass die Hausdame, die Gesa spielte, ein Verhältnis mit dem Mordopfer gehabt hatte. Beiden Darstellerinnen fiel es nicht schwer, die konfliktgeladene Atmosphäre wiederzugeben, die das Drehbuch forderte.

Die Simonetti war mit einer Packung Pralinen und zwei Flaschen Wein, eine rot und eine weiß, zur Probe erschienen. Ein Verehrer hatte ihr das alles draußen vor dem Sender geschenkt, und sie regte sich lautstark darüber auf, weshalb man ihr Schokolade und Alkohol zusteckte.

»Mache ich den Eindruck, als würde ich trinken? Gern Süßes essen? Sehe ich etwa fett aus?« Sie fuhr sich mit beiden Händen über die schmalen Hüften, die in ihrem cremefarbenen Seidenkleid besonders zur Geltung kamen. Die anwesenden Herren protestierten lautstark.

»Ich weiß nicht, was dieser Kerl sich dabei gedacht hat ...«

Albert Bronnen, die Nase im Skript, hatte als Einziger nicht aufgesehen und murmelte: »Wahrscheinlich hat er sich überlegt, wie er Ihnen eine Freude bereiten könnte. Schande über ihn.«

»Oh.« Carla Simonetti sah ihn an. »Ja. Nun. Möglicherweise. Trotzdem möchte ich die Sachen nicht, ich werde sie hierlassen. Sicher findet Fräulein Westhof Verwendung für den Wein.« Sie erhob sich von ihrem Samtsessel und schlug ebenfalls ihren Text auf.

Alle Darsteller waren dazu übergegangen, im Stehen zu proben, als stünden sie vor dem Mikrofon. Außer den allerersten Leseproben, die machten sie im Sitzen.

Carla Simonetti legte los. »Was fällt Ihnen ein, mich bei Kommissar Feldmann anzuschwärzen, Magda!«

Und Gesa antwortete: »Frau Winterstein, ich habe nur die Wahrheit gesagt. Dass Sie und Ihr Gatte am Mordtag Streit hatten, weil er Sie verlassen wollte.«

Der Dialog heizte sich auf, Gesa war mit Feuereifer bei der Sache. Sie hatte ein gutes Gefühl, was ihre Leistung betraf. In einer Hand das Skript gestikulierte sie unbewusst mit der anderen und las: »Ihr Mann hat Sie durchschaut, er hat mir erzählt, dass ...« In diesem Moment stieß sie gegen die nachlässig auf einem Sessel abgelegte Pralinenschachtel, die wegrutschte und wiederum die danebenstehende Flasche umkippte. Ausgerechnet die mit dem Rotwein. Es war eine Kettenreaktion. Die Weinflasche fiel derart ungünstig auf den Boden, dass sie trotz der geringen Höhe zerplatzte und sich ein Schwall über Frau Simonettis Schuhe ergoss, ihre feinen Seidenstrümpfe tränkte und das helle Leder dunkelrot färbte. Gesa, vor Schreck erstarrt, war fassungslos. Ein Regen aus roten Tropfen und Tröpfchen hinterließ Flecken auf der cremeweißen Seide des Kleides. Außer Carla Simonetti bekam erstaunlicherweise niemand etwas ab.

»Ach, du lieber Gott«, hauchte Gesa. Sie hatte das Gefühl, jeden Augenblick ohnmächtig zu werden. »Es tut mir unendlich leid. Ich weiß nicht, wie das passieren konnte.«

»Weil Sie eine Dilettantin sind!«, schrie die Schauspielerin. »Und böswillig dazu! Das wird ein Nachspiel haben!« Sie warf Gesa ihr Skript vor die Füße und stürmte aus dem Raum.

»Das wollte ich nicht ...«

»Fräulein Westhof, bleiben Sie hier.« Albert Bronnen stellte sich ihr in den Weg, als sie Carla Simonetti nachlaufen wollte.

Gesa starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Gedanken rasten durch ihren Kopf. Alles war blitzschnell geschehen. Eben noch hatte sie die Rolle von Magda gespielt, Freude daran empfunden, und jetzt diese Katastrophe.

»Aber sie denkt, es war Absicht!« Schwer atmend drehte sie sich zu den Kollegen um. »Das stimmt nicht.«

»Wissen wir«, sagte Ernst Gehring. »Eigentlich hat sie selber Schuld. Wenn man 'ne volle Flasche auf einen Polstersessel legt, muss man damit rechnen, dass sie runterfällt.«

»Ihr Kleid, es ist ruiniert. Die Schuhe auch.«

»Beruhigen Sie sich, Fräulein Westhof. Frau Simonetti braucht ein wenig Zeit, dann wird sie erkennen, dass alles ein dummes Missgeschick war.« Der Intendant schenkte ihr einen mitfühlenden Blick, in dem Gesa las, dass er selber nicht daran glaubte, was er sagte. »Lassen wir es für heute gut sein. Gehen Sie nach Hause. Schönen Sonntag

zusammen.«

Mit diesen Worten eilte er davon. Bestimmt versuchte er, seinen Star einzuholen und die Wogen zu glätten. Und wollte nicht, dass Gesa ihr erneut unter die Augen trat und die Situation noch verschlimmerte. Über alldem verloren sie einen Probenstag.

Ernst Gehring klopfte ihr auf die Schulter. »Mach dir keinen Kopf, Gesa. Morgen früh sieht alles wieder anders aus.«

* * *

Am Montag erschien weder Carla Simonetti noch Albert Bronnen zur Probe. Was ungewöhnlich war, denn der Intendant verspätete sich nie. Als das Ensemble eine Viertelstunde lang gewartet hatte, wurde Gesa ans Telefon gerufen.

»Du sollst sofort in die Verwaltung kommen«, hörte sie Inges Stimme am anderen Ende der Leitung. Sie klang besorgt. Flüsternd setzte sie hinzu: »Sag mal, Gesa, was ist eigentlich los?«

Mit wild klopfendem Herzen und einem entsetzlich flauen Gefühl im Magen lief Gesa direkt vom Telefon und ohne Mantel hinaus an die Haltestelle und bestieg die nächste Straßenbahn in Richtung Elbestraße. Der Waggon trug eine übergroße Reklame für *Bemberg Damenstrümpfe aus Bembergseide – nur echt mit dem Goldstempel* und erinnerte Gesa an ihr gestriges Rotweinmalheur. Als ob sie es vergessen hätte.

Direkt vor dem Eingang des Verwaltungsgebäudes parkte ein nagelneuer Mercedes Sportwagen Typ S, der aussah, als wäre er durchaus auch für Rennstrecken geeignet. Ein derart teures Automobil hatte Gesa hier noch nie gesehen.

Sie erklimmte die Stufen und klopfte an Inges Bürotür. Das Gesicht der Freundin sprach Bände.

»Was die da drinnen aufführt, ist die hohe Schule der Schauspielkunst«, verkündete sie dumpf und nahm Gesa direkt mit ins Zimmer des Intendanten. Wo Carla Simonetti mit verweinten Augen auf einem Stuhl saß, daneben stand ein Herr, den Gesa nicht kannte. Und Albert Bronnen.

»Sie sind also das Fräulein Westhof«, begrüßte sie der fremde Mann knapp. Er trug einen Nadelstreifenanzug mit stark betonten Schulterpolstern, die ihn sehr breit erscheinen ließen, und hatte den Hut nicht abgenommen. Vermutlich war er um die sechzig Jahre alt, kleidete sich aber deutlich jünger. War er Carla Simonettis Freund? Verheiratet war die Mimin nicht, das stand zumindest in den Klatschzeitschriften.

»Guten Tag. Wenn es um mein Missgeschick von gestern geht, dafür entschuldige ich mich nochmals in aller Form. Natürlich übernehme ich die Kosten für die Reinigung des Kleides ...«

»Das war maßgeschneidert. Aus Maulbeerseide. Es ist ruiniert, reinigen kann man das nicht mehr. Die Schuhe sind übrigens ebenfalls hinüber, und die Strümpfe erwähne ich gar nicht erst, ich will nicht kleinlich sein.« Carla Simonettis Stimme klang, als würde sie vom Tod eines nahen Verwandten berichten. Sie presste ein Taschentuch vor die Nase. Der Herr legte eine Hand auf ihre Schulter, sie die ihre darüber, und so verharrten sie wie in stiller Trauer. Gesa verstand, was Inge gemeint hatte. Worum ging es hier in Wirklichkeit?

»Dann werde ich Ihnen alles ersetzen«, warf sie ein.

Der Herr schnaubte. »Das können Sie sich doch gar nicht leisten.«

»Aber es ist ein guter Vorschlag«, meldete sich nun der Intendant zu Wort. »Immerhin war das Ganze lediglich ein bedauerliches Missgeschick und keine Absicht. Fräulein Westhof bemüht sich um Wiedergutmachung, das müssen Sie ihr zugestehen.«

Frau Simonetti ließ das Taschentuch sinken. »Sehen Sie, da bin ich mir nicht sicher. Ich hatte mehrfach den Eindruck, dass die Kollegin *mich* gern ersetzen würde, und gestern war nicht das erste Mal, dass sie mir gegenüber unangenehm auffiel. Ich denke nicht, dass ich auf diese Art und Weise weiterarbeiten kann.«

»Carla!« Der unbekannte Herr gab sich schockiert. »Ich bitte dich, sag das nicht. Als Star des Hörspiels wäre es eine Katastrophe, wenn ausgerechnet du ...« Er brach ab. Fixierte nun Gesa. »Sie sind entlassen«, teilte er ihr knapp in einem endgültigen Tonfall mit, der sie zusammenzucken ließ.

Auch Albert Bronnen sah überrascht aus. »Aber Herr Ehlers, das wird nicht notwendig sein.«

»Ich fürchte, doch.« Carla Simonetti setzte sich über den Protest des Intendanten hinweg. »Eine kleine Nebenrolle ist rasch wieder besetzt, machen Sie sich keine Sorgen, Herr Bronnen. Es wird nicht weiter ins Gewicht fallen, wenn die da weg ist.«

»Sie können nicht einfach eine meiner Sprecherinnen entlassen.«

Herr Ehlers straffte die Schultern. »Doch, das kann ich. Als Mitglied des Aufsichtsrats vertrete ich das Interesse des Senders und ...«

Beim Wort Aufsichtsrat schaltete Gesa ab. So war das also. Carla Simonetti war auf Du und Du mit einem hohen Tier, dessen Stimme gewichtiger war als die von Albert Bronnen. Vermutlich hatte sie lediglich auf eine Gelegenheit gewartet, um Gesa loszuwerden. Theodor Conrads Worte kamen ihr in den Sinn, dass die ältere Kollegin in ihr eine Bedrohung sah. Während Herr Ehlers redete und redete, blendete sie seine Stimme aus. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht loszuheulen. Tränen würde sie Frau Simonetti keine zeigen, schwor sich Gesa und blinzelte entschlossen.

Gefeuert wegen einer Ungeschicklichkeit. Absurd, was die Diva veranstaltete, und einer professionellen Schauspielerin nicht würdig. Gesa hätte ihr eigentlich applaudieren müssen, eine Zugabe fordern, für diese Farce. Allein ihre gute Erziehung verbot das. Und ihr Stolz.

Sie sah hinunter auf ihre Zehenspitzen, rang um Beherrschung und nickte dann. »Ich verstehe. Auf Wiedersehen.« Die Worte kamen gepresst aus ihrem Mund, das ging nicht anders mit dem Kloß im Hals.

Draußen im Vorzimmer sprang Inge von ihrem Stuhl auf, um auf sie zuzueilen, doch Gesa hob abwehrend die Hand. Sie konnte nichts erklären, wollte nur noch allein sein.

Schon wieder lief sie mit gebrochenem Herzen durch Frankfurt. Dieses Mal war der Schmerz ein anderer. Willis Verrat hatte wehgetan. Das Ende ihrer Karriere als Hörspielsprecherin aber brachte sie fast um den Verstand. Es konnte ihr doch nicht alles, wofür sie hart gekämpft hatte, was sie sich erträumt hatte und wofür sie jeden Tag dankbar war, wegen der Laune einer einzigen Person entrissen werden.

Ohne lange nachzudenken, ging Gesa ans Flussufer, ins Nizza, wo sie sich kürzlich

noch mit Margot über die gelungene erste Folge gefreut hatte. Sie setzte sich auf eine Bank neben einer ausladenden Bananenstaude. Die dicken Blätter berührten leicht ihren Arm, als wollten sie sie beruhigen. Mit einem Seufzer legte Gesa die Hände auf den schwarzen Wollstoff ihres Rocks in den Schoß und den Kopf in den Nacken. Dann schloss sie die Augen, atmete langsam durch die Nase ein und durch den Mund wieder aus. Einmal, zweimal, dreimal. Tränen liefen über ihre Schläfen und verschwanden im Haar.

Gesa atmete so lange weiter, bis sie versiegt. Erst dann öffnete sie die Augen und blinzelte hinauf in einen wolkenverhangenen Himmel. Es tat gut, das Holz der Bank im Rücken zu spüren und den Kiesweg unter ihren Füßen. Nichts bewegte sich. Die Menschen um sie herum nahm Gesa kaum wahr. Sie saß einfach nur da, versuchte sich von dem Druck auf ihrer Brust nicht zerquetschen zu lassen. Was aus ihr werden sollte, wovon sie die Miete bezahlen, ihren Lebensunterhalt bestreiten sollte, darüber konnte sie im Moment nicht nachdenken. Sie musste warten, bis der Schmerz nachließ.

Erst als ihre Finger eiskalt waren und der Wind sie schauern ließ, fiel Gesa auf, dass sie ihren Mantel in der Aufregung im Aufenthaltsraum hatte liegen lassen. Mittlerweile war es früher Abend, sie saß seit Stunden auf der Bank. Sicherlich hatten die anderen ohne sie geprobt, und alle wussten Bescheid. Wenigstens würde Gesa niemanden mehr antreffen, wenn sie nun den Mantel holte, denn den brauchte sie dringend. Fröstelnd machte sie sich auf den Weg zum Postscheckamt, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie betrat es durch den Hintereingang und fuhr mit dem Lift nach oben. Ernst Gehring legte im Sendestudio Schallplatten auf, aber er war beschäftigt und sah Gesa nicht vorbeihuschen.

Wehmut überfiel sie, als wäre sie ewig nicht mehr hier gewesen, und sie kämpfte erneut mit den Tränen. Schniefend griff sie sich ihren Mantel, stand unschlüssig herum und warf einen letzten Blick auf ihre Arbeitsstelle, die sie so sehr liebte. Die Pralinenschachtel und die Flasche Weißwein lagen noch immer ungeöffnet da. Der ausgelaufene Rotwein hatte auf dem Boden keine Flecken hinterlassen, war restlos aufgewischt worden, als wäre nichts geschehen.

In einem letzten trotzigem Aufbegehren nahm sie die heile Flasche samt Schokolade an sich, machte einen Umweg über die Teeküche und öffnete den Wein. Dann betrat Gesa den leeren Übungsraum des Rundfunkorchesters und stieg durchs Fenster hinaus aufs Dach. Sie setzte sich auf eine der Obstkisten. Windgeschützt, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, wärmte sie der Mantel. Und sicherlich auch gleich noch der Alkohol von innen. Gesa nahm einen großen Schluck direkt aus der Flasche und schauderte. Wirklich gut schmeckte er nicht, doch er würde seinen Zweck erfüllen. Ihre Sinne betäuben und den Schmerz nehmen, zumindest für eine kleine Weile. Abwechselnd aß sie eine Praline und trank vom Wein. Einen schönen Sonnenuntergang gab es nicht zu sehen, die Dämmerung senkte sich unspektakulär über Frankfurts Dächer. Auf den Straßen und in den Häusern gingen die Lichter an.

Langsam setzte die berauschende Wirkung des Alkohols ein, und wie sie gehofft hatte, ließ das Gewicht auf Gesas Seele nach. Dafür begannen Gedanken in ihrem Kopf herumzuspukeln. Sie fühlte sich mittlerweile in Frankfurt zu Hause, mehr als sie

erwartet hatte, und wollte nicht wieder umziehen. Allein, wenn sie weiterhin vorhatte, beim Radio zu arbeiten, musste sie nach Berlin zum Konkurrenzsender gehen. Zwar gab es seit zwei Jahren eine Zweigniederlassung der SÜWRAG in Kassel, aber Gesa schätzte, das war für sie sprichwörtlich verbrannte Erde. Niemand dort würde sie einstellen, nachdem sie hier in Frankfurt rausgeflogen war. Es war nicht einmal sicher, dass sie bei Radio Berlin unterkommen würde. Dort war der Andrang um die begehrten Stellen noch größer, der Bedarf an jungen unbekannten Sprecherinnen hingegen mit Sicherheit überschaubar.

Hatte sie eine Pechsträhne? Hätte sie bei ihrer Tante bleiben sollen und sich mit der ihr zugedachten Position in der Welt abfinden? Meinte das Schicksal es nicht gut mit ihr? Es war alles schrecklich. Sie nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche und spürte zusammen mit einem plötzlichen Schwall Selbstmitleid schon wieder Tränen in sich aufsteigen. Dann weinte sie eben. Das stand ihr zu. Keiner sah sie. Dieses ewige Zusammenreißen führte doch zu nichts.

Laut aufschluchzend kramte Gesa nach einem Taschentuch und schnäuzte. Sie erhob sich von der Obstkiste und stakste auf unsicheren Beinen in Richtung der Dachkante, um die Lichter der Stadt besser sehen zu können, nun, da es vollständig dunkel war.

Gerade als sie sich etwas vorbeugte, ließ eine Stimme sie zusammenzucken.

»Fräulein Westhof, bleiben Sie stehen! Warten Sie, ich bin gleich bei Ihnen!«

Noch bevor sie sich umdrehen konnte – der Wein verlangsamte ihre Reaktionsfähigkeit –, legten sich zwei Hände um ihre Taille und zogen sie bestimmt nach hinten, ein großes Stück weg von der Kante. Gesa fuhr herum.

»Herr Bronnen!« Schwankte sie? »Hallo. Was machen Sie denn hier?«

»Das könnte ich Sie fragen.«

»Ich feiere Abschied. Von meinem Traum, den die grausame Carla Simonetti zerstört hat. Das herzlose Monster.«

»Haben Sie getrunken?« Seine Frage war überflüssig, Gesa merkte selber, dass sie ein wenig lallte. Sie zeigte auf die fast leere Weinflasche.

»Frau Simonettis nicht geschätztes Geschenk. Die Pralinen habe ich auch aufgegessen. Alle. Die mochte sie ja ebenfalls nicht.«

Noch immer hielt Albert Bronnen Gesa fest, er dirigierte sie zu einer Obstkiste. Sobald sie sich unelegant darauf niedergelassen hatte, zog er eine zweite dicht heran und nahm Platz, sodass sie Schulter an Schulter saßen. Wollte er vermeiden, dass sie umkippte? Oder sie am Weglaufen hindern? Wohin sollte sie gehen, bitte schön? Sie befanden sich auf einem Hausdach. Warum ließ er sie nicht allein? Gesellschaft war das Letzte, wonach sie sich im Moment sehnte. Am allerwenigsten die seine.

»Das hier ist aber keine Lösung«, sagte Albert Bronnen.

»Wieso nicht? Ist doch nur herrenlose Schokolade und viel zu lieblicher Wein. Das gibt wieder Kopfschmerzen. Soll mir nicht einmal mehr das gegönnt sein?«

»Das meine ich nicht.« Er deutete auf die Dachkante, aber sie verstand nicht.

Er fischte ein Zigarettenetui aus der Innentasche seines Jacketts. »Rauchen Sie?«

»Heute schon.«

Nachdem er ihnen beiden Feuer gegeben hatte, sagte er leise: »Es tut mir sehr leid, was geschehen ist. Herr Ehlers sitzt im Aufsichtsrat. Er hatte eigentlich nur um einen

kurzen Gesprächstermin gebeten, ich wusste nicht, dass er Frau Simonetti mitbringen würde und was die beiden im Sinn hatten.«

»Da sind Sie ja auch übertölpelt worden. Nicht nur ich. Wie gemein!« Gesa schnippte den Zigarettenstummel in die Dunkelheit und legte, ohne groß nachzudenken, ihren Kopf an Albert Bronnens Schulter. Der Stoff seiner Jacke fühlte sich rau an ihrer Wange an, aber er roch gut und war irgendwie beruhigend.

»Da stimme ich Ihnen zu. Ein sehr unprofessionelles Verhalten von der Kollegin. Unter uns gesagt.«

»Dabei war Folge eins sicher ein Bombenerfolg, und ich hätte so gern weitergearbeitet. Der Autor des Stücks kann wirklich schreiben. Jede Szene ist spannend und abwechslungsreich, und am Ende der Folge brennt man sogar als Mitwirkender darauf zu erfahren, wie es weitergeht.«

»Genau das finde ich auch. Herr Michaelis hat angekündigt, bei einer der nächsten Proben dabei sein zu wollen, weil er sehen möchte, wie die Schauspieler mit seinem Stück arbeiten.«

Sie merkte, wie er den Kopf drehte, aber nicht von ihr abrückte.

»Ach, Mensch. Den hätte ich gern kennengelernt.« Beide schwiegen eine Weile, dann lockerte der Alkohol Gesas Zunge, und sie verspürte einen gewissen Mitteilungsdrang.

»Wissen Sie, Herr Bronnen, es ist ja wunderbar, wenn auf dem Sender viel Musik läuft. Die Leute lassen sich bestimmt gern tagsüber damit berieseln. Aber dieses groß aufgemachte Kriminalhörspiel, das ist eine andere Nummer. Wie Theater zu Hause. Etwas, das die Zuhörer an die Geräte bannt, worauf sie sich freuen können. Ich wette, manche werden ihre Wochenplanung danach ausrichten, weil es so spannend ist, dass sie es nicht verpassen wollen.«

Als er antwortete, hörte sie an seiner Stimme, dass er lächelte. »Ihre Begeisterung habe ich von Anfang an gespürt, Fräulein Westhof. Die merkt man Ihnen einfach an.«

»Nur schade, dass wir immer nur einen Versuch haben.«

»Wie bitte?«

»Na ja, ich meine unsere Aufführung, die Geräuschkulisse, der ganze große Aufwand. Wäre es nicht irrsinnig fortschrittlich, wenn wir es vorher aufzeichnen könnten? Wie mit einem Diktafon. Dann wüssten wir, dass es klappt, bevor es rausgeht. So wie Musik auf einer Schallplatte, da sind auch keine Fehler drauf. Ich weiß schon, das geht nicht, aber es wäre viel praktischer, man könnte es sogar mehrfach senden. Wann immer man will. Darüber habe ich schon oft gegrübelt. Wir betreiben einen hohen Aufwand für lediglich eine einzige Sendung. Die Theaterschauspieler bringen ihr Programm mehrfach hintereinander. Das macht natürlich im Radio keinen Sinn. Wir müssten unser Hörspiel aufheben können, um es nach einer gewissen Zeit noch mal zu senden. Einfach auf Knopfdruck. Aber das sind nur Überlegungen ...« Sie ertappte sich selbst beim Plappern und verstummte.

Die Muskeln in seinem Arm spannten sich, und Gesa hob den Kopf. Er betrachtete sie mit einem äußerst eigentümlichen Blick, als würde er sie in diesem Moment zum ersten Mal richtig sehen. Oder sie bildete sich das nur ein, weil der Alkohol ihrem Gehirn Streiche spielte.

Im spärlichen Licht wirkten seine Wangenknochen noch markanter als sonst. Albert

Bronnen sah höllisch gut aus. Eine Mischung aus Denker und Rebell. Was für blödsinnige Vorstellungen geisterten in ihrem Kopf herum? Sie sollte aufstehen und gehen.

Stattdessen verharrte Gesa, ihr Gesicht nur wenige Zentimeter von Albert Bronnens entfernt.

»Meinen Sie das wirklich?« Er lächelte, was er selten tat und was ihn noch anziehender machte.

Sie musste sich konzentrieren. »Es war nur so ein Gedanke.«

»Ein ziemlich guter. Den nur jemand haben kann, dessen Herz für das Radio schlägt.«

Nun ja, das war zwar schön gesagt, änderte aber nichts an der Tatsache, dass Gesas Karriere bei eben jenem Radio beendet war, noch bevor sie richtig begonnen hatte. Schlagartig verursachte der Weißwein ihr Kopfschmerzen. Sie rückte ein Stück von ihm ab, warf einen letzten Blick über Frankfurts Dächer in den Abendhimmel und stand langsam auf.

»Was haben Sie vor?« Albert Bronnens Stimme klang alarmiert. Auch er erhob sich. »Gehen Sie bloß nicht wieder vor an den Rand.«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, ich könnte mir was antun?« Sie blinzelte, verspürte plötzliche Rührung. »Sie sind ein guter Mensch, Herr Bronnen. Ich wünsche Ihnen alles Gute und viel Erfolg mit Radio Frankfurt.«

Besser war es, schleunigst zu verschwinden, bevor sie ihm noch um den Hals fiel. Mit unsicheren Schritten stakste sie auf das Fenster zu, aus dem sie vorhin herausgeklettert war.

»Warten Sie«, rief er ihr nach. »Morgen proben wir erst nachmittags. Um fünfzehn Uhr. Seien Sie pünktlich. Und ausgeschlafen.«

Gesa erstarrte. »Treiben Sie keine Scherze mit mir.«

»Das würde ich mir bei einem derart wichtigen Thema nie erlauben. Außerdem haben wir dafür auch gar keine Zeit, die Uhr für Kommissar Feldmann tickt.«

»Ich wurde entlassen.«

»Und ich stelle Sie wieder ein. So.«

»Geht das denn?« Sie drehte sich zu ihm um.

Sein Lächeln wurde zu einem breiten, jungenhaften Grinsen und schickte eine Welle von Emotionen durch Gesas Körper, die mit Sicherheit dem Alkohol geschuldet waren.

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«



ALBERT

Radionachrichten 1927:

»Die Politikerin Olga Rudel-Zeynek wird Präsidentin des Bundesrats in Österreich.«

Sie war die erste Frau in der modernen Geschichte, die einem staatlichen Parlament vorstand. Olga Rudel-Zeynek wurde zweimal wiedergewählt, bis der Bundesrat 1934 aufgelöst wurde. Nach dem Krieg setzte sie sich dafür ein, dass Frauen von ihrem politischen Stimmrecht Gebrauch machten.

Hatte er sich zu weit aus dem Fenster gelehnt? Um bei dem Bild zu bleiben, das noch immer durch Alberts Kopf geisterte. Das von Gesa an der Hauskante. Er hatte ernsthaft befürchtet, sie wolle sich das Leben nehmen. Als er sie auf dem Dach hatte stehen sehen, war ihm die volle Wucht von Carla Simonettis Intrige schlagartig bewusst geworden. Aus einer Laune heraus ruinierte sie die berufliche Zukunft eines anderen Menschen. Sei es verletzte Eitelkeit, Angst vor Konkurrenz oder einfach nur Abneigung, nichts davon rechtfertigte ihr Benehmen – es war schlicht und ergreifend abstoßend. Schon immer war Albert Ungerechtigkeit zuwider gewesen. Nicht nur ihm selbst gegenüber, sondern auch anderen. Wer es nicht schaffte, seine Ziele im Leben auf faire Art zu verwirklichen, der hatte keinen Erfolg verdient. Nach dem Gespräch mit Gesa hatte er so spontan wie entschieden beschlossen, sie nicht gehen zu lassen. Er würde sich nicht von Gesa Westhof trennen.

Mit einer Schiebermütze auf dem Kopf wegen des Fahrtwinds radelte Albert durch das abendliche Frankfurt hinüber nach Sachsenhausen, wo seine Wohnung lag. Statt jedoch nach Hause zu fahren, bog er in eine Straße am südlichen Mainufer ein, in der sich Villa an Villa reihte. Vor einer besonders imposanten, mit zwei Erkern ausgestatteten und schneeweiß getünchten hielt er an. Sein Fahrrad wirkte seltsam deplatziert neben dem säulengetragenen Vorbau, der den Eingang überdachte. Hier lebte Hans-Hermann Velbert, der Aufsichtsratsvorsitzende der SÜWRAG, der den jungen Intendanten höchstpersönlich nach Frankfurt geholt hatte.

Kurz fragte sich Albert, warum genau er hier war. Wirklich nur wegen Gesa? Oder auch wegen seiner eigenen verletzten Eitelkeit? Weil es nicht angehen konnte, dass er als Sendeleiter derartig ausmanövriert wurde? Wenn er zuließ, dass eine Hörspielsprecherin mit Heimtücke durchkam, ihn übertrumpfte, indem sie einem Herrn vom Aufsichtsrat schöne Augen machte – dann konnte er gleich seinen Hut nehmen. Jeder einzelne Mitarbeiter musste zweifelsfrei begreifen, dass Albert im Sender die Entscheidungen traf. Nicht mehr und nicht weniger wollte er an diesem Abend sicherstellen.

Als er die Stufen erklomm, öffnete sich die Tür der Villa, und Herr Velbert erschien auf der Schwelle, zusammen mit einem kleinen Mann mittleren Alters, der eine Hornbrille trug. Mit Handschlag verabschiedeten sich die beiden herzlich voneinander.

»Bronnen, das ist aber eine Überraschung. Kommen Sie zu mir?« Mit einer einladenden Geste schwang der Hausherr die Eingangstür weit auf. Albert zog die Mütze, als der Gast an ihm vorbeischnitt, der grüßte zurück und ging zu Fuß davon. Kein Wagen wartete auf ihn, nicht einmal ein Taxi, was in dieser Gegend sicher ungewöhnlich war.

»Vielen Dank, Herr Velbert, das ist nett, dass Sie mich so spät und noch dazu unangemeldet empfangen. Ich will Sie auch nicht lange aufhalten.«

»Nun treten Sie erst mal ein in die gute Stube.« Hans-Hermann Velbert war neben seiner Position als Aufsichtsratsvorsitzender zudem Geschäftsmann. Albert wusste einiges über ihn, denn vor ihrem ersten Treffen, als es darum gegangen war, sich gegenseitig zu beschnuppern, hatte er sich informiert. Die zwei Männer hatten einander auf Anhieb gemocht, was zu einer zügigen Vertragsunterzeichnung geführt hatte. Velbert hatte Rechtswissenschaften studiert, interessierte sich passioniert für die Hochfrequenztechnik und war zudem noch Mitglied einer Freimaurerloge. Eine vielschichtige Persönlichkeit, deren Herz, wie das von Albert, heftig für das neue Medium Rundfunk schlug. Der schlanke Mann mit den hellen Augen und dem blonden Haar, das nun, da er auf die sechzig zuing, bereits ein wenig schütter zu werden begann, geleitete seinen Gast ins Arbeitszimmer, das im Erker des Erdgeschosses lag.

»Na, haben Sie ihn erkannt?«, fragte er.

»Ihren Besuch? Nein, wer war das denn?«

»Herr Lacroix, der Suppenkönig.«

Albert schüttelte den Kopf und Herr Velbert fuhr fort: »Eugen Lacroix hat drüben in Niederrad eine Delikatessenfabrik. Getrübte Gänseleberpastete, Ochsenchwanzsuppe, feine Sachen werden dort en gros hergestellt. Jetzt will er ins Schildkrötengeschäft einsteigen.«

»Wie bitte?«

»Er importiert tiefgefrorene Schildkröten und macht Suppe daraus. Dazu verkauft er auch gleich die passenden Porzellanschüsselchen. Unnötiges Zubehör, wenn Sie mich fragen, sehr chichi, aber der Renner bei den Leuten, die es sich leisten können. Seine Produktion läuft auf Hochtouren. Wenn der Wind richtig steht, bilde ich mir manchmal sogar ein, den Suppengeschmack von Niederrad bis hier rüber zu erschnuppern.« Er lachte. »Herr Lacroix war zum Abendessen bei uns. Meine Frau hat den ganzen Tag überlegt, was sie ihm kredenzen soll. Weil ihm natürlich sein Ruf als Feinschmecker vorauseilt.«

Statt sich hinter seinen Schreibtisch zu setzen, ließ sich Herr Velbert auf einem von zwei modernen Sesseln nieder und bot Albert den anderen an. Die Sitzmöbel bestanden aus einem Stahlrohrgestell, das mit schwarzen Lederstreifen bespannt war, die Sitzfläche, Rückenlehne und Armlehnen bildeten. Obwohl er wenig komfortabel aussah, fand Albert den Stuhl erstaunlich bequem. Er wippte ein wenig.

»Clubsessel«, erklärte Herr Velbert. »Nagelneu. Der Glastisch auch. Also, Herr

Bronnen, was führt Sie an diesem Abend zu mir?«

Bevor er antworten konnte, erschien eine Hausangestellte und fragte nach ihren Wünschen. Hans-Hermann Velbert bestellte ein Bier, was Albert ziemlich bodenständig fand, im Vergleich zu den exklusiven Möbeln, mit denen sich sein Gastgeber umgab. Er schloss sich an.

»Es geht um eine Angelegenheit im Sender, bei der ich um Ihre Unterstützung bitte. Heute war Herr Ehlers bei mir, zusammen mit Carla Simonetti, und hat eine meiner Hörspielsprecherinnen entlassen.«

»Hoi!« Erstaunt hob der Hausherr die Augenbrauen. Offensichtlich hatte er von der Sache noch nichts gehört. »Warum denn?«

Das Hausmädchen brachte die Getränke und verließ leise wieder den Raum.

»Nun ja, Fräulein Westhof, so heißt die Sprecherin, war ein wenig ungeschickt und hat eine Weinflasche umgeworfen. Die Frau Simonetti allerdings vorher ungesichert und zusammen mit allerlei anderem Zeug auf einem Polstersessel abgelegt hatte. Als der Rotwein runterfiel, gab es Flecken auf Frau Simonettis Garderobe.«

»Oje. Von Frau Simonettis Temperament habe ich gehört. Sie hat einen kurzen Geduldsfaden. Wahrscheinlich hat sie sich fürchterlich aufgeregt?«

»Nicht nur das. Weil sie sich weigert, weiterhin mit der Kollegin zu arbeiten, hat Herr Ehlers Fräulein Westhof kurzerhand hinausgeworfen, ohne mich oder sonst jemanden in seine Entscheidung einzubeziehen. Natürlich weiß ich, dass er als Mitglied des Aufsichtsrates gewisse Befugnisse hat, aber diese Einmischung geht zu weit. Fräulein Westhof ist eine äußerst talentierte Sprecherin, die noch großen Erfolg haben wird – vorausgesetzt, man bootet sie nicht mit unfairen Mitteln aus. Und ich empfinde es als inakzeptabel, dass meine Autorität als Sendeleiter derartig untergraben wurde. Vielleicht möchte Herr Ehlers gern meinen Posten bekleiden, wenn er schon Dinge entscheidet, als wäre er der Intendant?«

Herr Velbert stützte die Ellenbogen auf den Armlehnen ab und legte seine Fingerspitzen aneinander, führte sie an die Lippen und betrachtete Albert eingehend. »Na, na, nun mal langsam. Ich vermute, dieses Fräulein Westhof ist jung und obendrein hübsch anzusehen? Ebenso wie ehrgeizig und motiviert? Jemand, der nicht gerade das Herz einer alternden Diva erwärmt?«

Was sollte er darauf antworten? Velbert hatte die Problemlage klar erfasst. Schulterzuckend rutschte Albert auf seinem Sessel hin und her und setzte noch einmal an: »Haben Sie die Kritiken zum ersten Teil von *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* gelesen?«

»Alle Zeitungen sind sich einig, dass der Kommissar nicht nur extrem souverän ermittelt, sondern dass das Stück spannend und packend inszeniert ist. Ich dachte ehrlich gesagt, dass Sie deswegen heute hier sind. Um sich ein verdientes Lob abzuholen.«

»Dagegen hätte ich zwar nichts einzuwenden, aber darum geht es nicht. Unseren Erfolg haben wir jedem einzelnen Mitwirkenden zu verdanken. Nicht nur den Stars. Wenn Fräulein Westhof wegfällt und durch jemand anderen ersetzt wird, fällt das auf. Zuerst den Kritikern. Man wird Fragen stellen.« Albert zog seine Trumpfkarte. »Bei meiner vorherigen Arbeitsstelle im Sender in Berlin stand immer das große Ganze

im Vordergrund. Ich glaube, wir hatten deshalb solchen Erfolg, weil wir alle an einem Strang gezogen haben. Und wenn es mal gekracht hat, haben wir uns hinterher wieder vertragen, ohne dass gleich jemand gehen musste.«

Er wusste, dass es Hans-Hermann Velberts erklärtes Ziel war, so schnell wie möglich zu Radio Berlin aufzuschließen. Der Frankfurter Sender sollte ebenso erfolgreich laufen wie der in der Hauptstadt.

Velbert lockerte seine Krawatte und knöpfte den obersten Knopf seines Hemds auf. Ganz offensichtlich hatte die Unterredung für ihn privaten Charakter. War das ein gutes Zeichen?

»Was schlagen Sie vor, Herr Bronnen?«

»Dass Sie die Entscheidung von Herrn Ehlers revidieren und Fräulein Westhof umgehend wieder eingestellt wird. Sie macht sich nicht nur als Sprecherin gut, sondern hat zudem ein Ohr für eine authentische Geräuschkulisse. Das kann auch nicht jeder.«

»Aber abspringen darf uns die Simonetti auch nicht. Immerhin ist sie zusammen mit dem Conrad das Zugpferd der Serie.«

»Dann halten wir sie eben bei der Stange.«

Auf dem Glastisch zwischen ihnen stand ein Zigarettenspender aus Mahagoniholz. Velbert drehte das Rad an der Seite, bis eine Zigarette ins Ausgabefach fiel. Fragend sah er Albert an, der schüttelte dankend den Kopf.

»Und wie, mein lieber Herr Intendant, würden Sie dabei vorgehen?«

Das erklärte Albert seinem Chef gerne.

Es war spät, als er endlich zu Hause in die Kissen sank und den langen Tag beenden durfte. Trotzdem fand er schwer in den Schlaf. Er musste sich bemühen, um seine angespannten Schultern zu lockern, die Muskeln in seinen Beinen zu entspannen und loszulassen. Das dauerte. Immer wieder erwischte er sich dabei, wie er den Nacken verkrampfte, weil ihm allzu viel durch den Kopf ging. Die Begegnung mit Gesa Westhof auf dem Dach hatte Albert stärker aufgewühlt, als er sich zunächst eingestanden hatte.

Hatte sie tatsächlich vorgehabt zu springen? Mittlerweile war er sich nicht mehr ganz sicher. Ihr Anblick an der Dachkante hatte ihm einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Doch möglicherweise war sie lediglich angeheitert herumgelaufen, und er hatte die Situation falsch interpretiert. Eigentlich war Gesa überhaupt nicht der Typ für Verzweiflungstaten. So zumindest schätzte Albert sie ein. Andererseits kannte er sie kaum. Auch wenn er sie in Gedanken seit der Begegnung auf dem Dach mit Vornamen ansprach, weil sie schlagartig persönlicher für ihn geworden war, mehr Gesa als Fräulein Westhof. Vom Ausmaß ihrer Begeisterung für den Sender hatte er nichts geahnt. Dass sie darüber nachdachte, wie man die Sendequalität verbessern könnte, war erstaunlich. Noch mehr verblüffte ihn allerdings, dass sie dafür dieselben Ideen hatte wie er. Es wäre jammerschade, sie zu verlieren. Menschen wie Gesa Westhof gab es nicht an jeder Straßenecke.

Er hoffte inständig, dass sein Vorhaben gelingen würde. Denn nüchtern betrachtet konnte sich Albert nicht erlauben, allzu lang auf Zwistigkeiten einzugehen. Die Zeit drängte, und er wollte auch mit Folge zwei Qualität liefern. Nein, er wollte nicht nur,

er würde Qualität liefern.

Irgendwann schlief er dann doch ein. Wie immer bei offenem Fenster. Deshalb wohnte er nicht drüben in der ewig lärmenden Altstadt, sondern am Rand von Sachsenhausen. Zentrumsnah, aber doch mit etwas Distanz, sodass die kühle Nachtluft zu ihm hereinwehen konnte und nichts mit sich brachte als Entspannung.

»Fräulein Jacobs, fahren Sie doch bitte rüber nach Niederrad und lassen Sie bei Lacroix einen Präsentkorb zusammenstellen. Ich brauche ihn nachmittags zur Hörspielprobe. Rechnung an den Sender, bitte schön.«

Die Sekretärin ließ den Bleistift sinken und bedachte ihren Chef mit einem ernsten Blick. Die Fröhlichkeit, die sie für gewöhnlich an den Tag legte, fehlte darin gänzlich, und Liedchen gesummt hatte sie heute noch kein einziges.

»Wie Sie wünschen, Herr Bronnen.«

Er stand in der Tür zu seinem Büro, einen Stapel Papier in Händen, den er eiligst durchsehen musste. Hin- und hergerissen zögerte er einen Moment. »Stimmt etwas nicht, Fräulein Jacobs?«

Sie presste die Lippen zusammen und schlüpfte in ihren Mantel. Dann nahm sie den Schirm. Es regnete wie aus Kübeln. War sie schlicht nicht erfreut darüber, noch mal rauszumüssen? Dabei fuhr die Straßenbahn direkt gegenüber ab, und sie würde sicher nicht nass werden.

»Alles in Ordnung.«

»Das scheint mir nicht so.«

Sie stemmte eine Hand in die Hüfte. »Wissen Sie, ich wohne mit Gesa Westhof zusammen und habe mitbekommen, dass sie die ganze Nacht geweint hat. Erst wollte sie nicht mit der Sprache rausrücken, aber dann hat sie erzählt, was gestern geschehen ist. Gesa ist vollkommen fertig mit den Nerven.«

Darum ging es also. Albert sah auf seine Uhr. »Verstehe. Aber dann müssten Sie auch erfahren haben, dass ich Fräulein Westhof gebeten habe, heute zur Probe zu erscheinen.«

»Ja, Herr Bronnen.«

Mehr sagte sie nicht. Es erschloss sich Albert nicht, ob Inge Jacobs ihm nicht glaubte, ob sie ungehalten war, traurig oder einfach nur müde, weil auch sie bestimmt wenig geschlafen hatte. Zudem beabsichtigte er nicht, mit ihr darüber zu diskutieren. Er traf seine Entscheidungen alleine und rechtfertigte sie nicht vor der Sekretärin.

Als sie ihm den Geschenkkorb später auf den Schreibtisch stellte, war er beeindruckt. Ein hübsch geflochtener Weidenkorb, ausgelegt mit goldfarbenem Seidenpapier. Darin befanden sich Delikatessen, die auch einen eingefleischten Gourmet überzeugen würden. Albert entdeckte die obligatorische Ochsenschwanzsuppe und einige getrüffelte Produkte. Dazwischen frisches Obst, Weintrauben, Bananen, sogar eine Ananas. Mit dem Fahrrad würde er den Korb nicht hinüber in den Sender befördern können, daher gönnte er sich ein Taxi.

Als er am Postscheckamt ankam, hatte es aufgehört zu regnen, und Carla Simonetti entstieg gerade einem Wagen.

Albert dachte daran, wie er Gesas Stelle retten würde, und knipste ein charmantes

Lächeln an.

»Frau Simonetti, schönen guten Tag. Haben Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit, während Ihr Fahrer noch wartet?«

Er hievte den Präsentkorb aus dem Taxi und zeigte ihn der Diva.

»Mit den besten Grüßen von Hans-Hermann Velbert überreiche ich Ihnen dieses Zeichen seiner Wertschätzung.«

Ihre Augen weiteten sich. »Köstlichkeiten von Lacroix vom Aufsichtsratsvorsitzenden persönlich?«

»Herr Velbert bedauert den Zwischenfall mit Fräulein Westhof und die Unannehmlichkeiten, die Ihnen dadurch entstanden sind.«

»Er hat davon Kenntnis?«

Alberts Lächeln wurde breiter. »Natürlich. Der Vorsitzende und ich stehen in engem Austausch, er interessiert sich für alle Belange des Senders.«

Sie machte eine Handbewegung in Richtung des wartenden Autos. »Stellen Sie ihn hinein. Mein Fahrer wird ihn nach Hause bringen. Und bestellen Sie Herrn Velbert meinen herzlichen Dank. Es ist gut zu wissen, dass er sich um seine Mitarbeiter sorgt.«

»Das tut er. Um alle seine Mitarbeiter. Auf Fräulein Westhof hält er besonders große Stücke, er möchte nicht auf sie verzichten. Deswegen liegt ihm sehr daran, die Sache zu klären, damit die Proben zügig und ungehindert mit vollständigem Ensemble weitergehen können.«

Ihre Brauen waren in die Höhe geschneilt, daher redete er schnell weiter. »Herr Velbert wird Ihr ruiniertes Kleid im Modellsalon Marie Latz neu anfertigen lassen. Dort lässt auch seine Gattin schneiden. Und er lädt Sie zu einer Cocktailparty in seine Villa, bei der unter anderem auch Herr Lacroix persönlich anwesend sein wird. Neben anderen wichtigen Personen der Frankfurter Gesellschaft. Er hofft auf Ihre Großzügigkeit, darauf, dass Sie Fräulein Westhofs Ungeschicklichkeit verzeihen.«

Carla Simonetti beugte sich hinunter und sprach ins Innere des Wagens zum Fahrer, dann schlug sie die Tür zu. Sie war wie immer hochelegant gekleidet. An diesem Tag trug sie ein taubenblaues Ensemble aus Kleid und Mantel mit passendem Cloche sowie Spangenschuhe mit Absätzen. Die Spitzen ihres glänzend schwarzen Haars lugten unter dem Hut hervor. Sie standen auf dem Gehweg vor dem Haupteingang des Postscheckamtes, die Passanten, die vorbeiwollten, mussten ihr ausweichen.

»Ich habe Sie falsch eingeschätzt, Herr Bronnen. Hatte geglaubt, Sie wären unsicherer. Mein Fehler. Dabei sind Sie eindeutig rigoros und kalkulierend.« Undamenhaft verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Sie haben den Aufsichtsratsvorsitzenden der SÜWRAG dazu gebracht, sich über Georg Ehlers' Kündigung hinwegzusetzen und diese Gesa Westhof wieder einzustellen. Und um mich zu besänftigen, damit ich nicht abspringe, fahren Sie schweres Geschütz auf. Feinkost, Couture und eine Einladung, für die so manche Schauspielerin alles tun würde.« Sie fixierte ihn. Albert sagte nichts, hielt ihrem Blick stand und wartete ab.

»Na schön. Ihre Strategie funktioniert. Richten Sie dem Chef aus, ich danke und nehme die Einladung an. Hoffentlich ist sie Ihre Mühe wert, Herr Bronnen. Das kleine Fräulein Westhof, meine ich. Nicht dass sie Ihrer Karriere irgendwann noch schadet.« Damit ließ sie ihn stehen und marschierte hoch erhobenen Hauptes in den Sender. Es

fröstelte ihn, und das lag nicht daran, dass der Regen wieder eingesetzt hatte.

Oben im Flur neben dem Requisitenschrank wartete Gesa auf ihn.

»Haben Sie sich hier versteckt?« Amüsiert folgte er ihr, als sie ihn mit sich in die Teeküche zog.

»Frau Simonetti ist eben an mir vorbeigerauscht und hat ein komisches Geräusch von sich gegeben. Es klang wie ein Schnauben. Wenn es Ihnen lieber ist, dass ich wieder gehe ...«

»Auf keinen Fall«, schnitt er ihr das Wort ab. »Nun, da ich alles für Sie glattgebügelt habe, werden Sie nicht kneifen. Sie gehen da rein und liefern gute Arbeit ab, Fräulein Westhof. Das sind Sie mir schuldig.«

Sie lief dunkelrot an, nickte heftig. »Ich danke Ihnen von Herzen, dass Sie sich für mich eingesetzt haben. Ich weiß nicht, wie Sie es geschafft haben, aber dass ich meine Stelle wiederhabe, vergesse ich Ihnen nie.«

Kurz befürchtete er, sie würde ihm um den Hals fallen. Ungünstig, hier im Sender, wo überall Kollegen herumliefen. Irgendjemand beobachtete immer irgendwas, so viel hatte Albert in seiner Berufslaufbahn gelernt. Außerdem war er nicht der Typ für übermäßig emotionale Bekundungen. Es gab Leute, die andere gerne anfassten, Rücken tätschelten, Arme um Schultern legten. Curt Schäfer war so einer. Albert fühlte sich dabei schnell unwohl, daher dosierte er Berührungen sparsam. Mit Erleichterung nahm er zur Kenntnis, dass Gesa ihm lediglich die Hand hinstreckte. Die schüttelte er gerne. Andererseits, wenn er ganz ehrlich war, hätte er vielleicht doch nichts dagegen einzuwenden gehabt, von Gesa Westhof in den Arm genommen zu werden.

»Also dann, rein in den Probenraum mit Ihnen. Ich komme gleich nach.«

Er brauchte noch eine Minute, um sich zu sammeln und sich darauf zu konzentrieren, was er von sich und seinen Sprechern an diesem Tag erwartete.

Mit gestrafften Schultern, den Blick nach vorn gerichtet, startete er den Übungsdurchgang. Mit Episode zwei würden sie die Leistung der ersten Folge noch überbieten. Und zumindest bei einer seiner Sprecherinnen war er sich hundertprozentig sicher, dass sie mit dem gleichen Feuereifer daran arbeiten würde wie er.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die Amerikanerin Victoria Woodhall stirbt hochbetagt in Tewkesbury, England.«

Victoria Woodhall war eine moderne Frau mit radikalen Ansichten und ihrer Zeit weit voraus. Sie trat für die Gleichberechtigung von Frauen und Afroamerikanern ein und für die freie Liebe. Beruflich war sie unter anderem als Geistheilerin und Zeitungsverlegerin tätig sowie als Börsenmaklerin an der Wall Street. 1872 trat sie sogar als erste weibliche Kandidatin für das Amt des US-Präsidenten an.

Die emotionale Achterbahnfahrt der vergangenen Stunden und Tage verlangte ihren Tribut.

Nicht nur die abrupte Kündigung und die fast genauso abrupte Wiedereinstellung, auch die Trennung von Willi brannte Gesa noch auf der Seele. Sie fühlte sich wie ein Gefäß, in das ständig noch mehr hineingeschüttet wurde, obwohl es bereits randvoll war. Entweder würde sie bersten, überlaufen oder sich in ein tränentiefendes Häuflein Elend verwandeln. Nach Letzterem sehnte sie sich. Sich zu verkriechen, die Welt auszusperren und sich die Wunden zu lecken. Andererseits sollte sie derlei Gedanken besser ganz schnell verbannen, wenn sie ihre Position halten wollte. Sie durfte sich weder von emotionalen Tiefschlägen noch von einer unleidigen Kollegin ihre Stelle streitig machen lassen. Dafür hatte sie zu hart gearbeitet.

Das Gesicht, das Gesa aus dem Spiegel über dem Waschbecken in der Toilette des Senders entgegenblickte, sah erschöpft aus. Hatte sie Tränensäcke vom Weinen? Oder durfte sie das noch als leichte Schwellung bezeichnen? Sie erfrischte ihre Haut mit eiskaltem Wasser und bemerkte hinterher keinerlei Unterschied. Kaum Schlaf, Sorgen und Heulerei sorgten nun mal nicht für einen strahlenden Teint. Aber sie würde ein Lächeln aufsetzen und in den Probenraum gehen, wie sie es Herrn Bronnen versprochen hatte. Sie würde allen zeigen, wie unerschütterlich sie war.

Erwartungsgemäß fielen die Blicke der Kollegen neugierig aus. Gesa beschwor die unendliche Erleichterung erneut herauf, die sie durchflutet hatte, als der Intendant ihr von ihrer Wiedereinstellung erzählt hatte. Bevor sie weinerlich daheim in der Wohnung Inge die halbe Nacht von ihren Ängsten vorgejammert hatte. Im Gedanken an das positive Gefühl, einer Katastrophe entronnen zu sein, schaffte sie es, der Probe konzentriert beizuwohnen.

Während Theodor Conrad und Carla Simonetti eine Szene miteinander probten, beobachtete Gesa die beiden genau. Sie unterdrückte den Drang, an ihren Nägeln zu kauen. Das Spiel der zwei erfahrenen Mimen zog sie völlig in seinen Bann.

»Herr Kommissar, ich weiß nicht, warum Sie den Brief noch einmal sehen wollen, aber bitte«, las Frau Simonetti und nestelte gut hörbar an einem Blatt Papier herum.

»Weil er eine Fälschung ist, Gnädigste, eine schlecht gemachte noch dazu«, lautete Herrn Conrads Antwort, beziehungsweise die des Kommissars. Er zerknüllte den Zettel vor sich auf der Höhe, auf der später das Mikrofon stehen würde. Mittlerweile fiel es den Sprechern leicht, gleichzeitig zu lesen und an die Geräuschkulisse zu denken. Gesa empfand es sogar als hilfreich, den Text an realen Begleittönen entlangzuführen. Der Dialog zwischen Kommissar Feldmann und Frau Winterstein steigerte sich zu einem verbalen Schlagabtausch, bei dem klar herauskam, dass sie für ihn die Hauptverdächtige war. Am Ende der Szene herrschte für einen Moment komplette Stille, weil alle Anwesenden noch im Spiel der beiden Darsteller gefangen waren.

»Überragend!«, lobte Albert Bronnen, als die Spannung sich löste. »Ausgezeichnet. Wenn wir das am Freitag genau so bringen, werden sich die Leute daheim nicht in ihren Sesseln halten können. Sie werden aufspringen und zum Radiogerät rennen, um möglichst nahe dran zu sein am Geschehen.« Er klopfte mit dem zusammengerollten Skript in seine Handfläche. »So stelle ich mir das vor. Spannung. Unterhaltung. Bis man alles um sich herum vergisst.«

Unvermittelt wandte er sich Gesa zu. »Haben Sie bemerkt, wie Frau Simonetti mit der Stimmlage gespielt hat? Sie hat die Gefühle der Industriellengattin perfekt zum Ausdruck gebracht.«

Gesa nickte.

»Wir machen auf Seite zwölf weiter: Chauffeur Laurenz, der Kommissar und Frau von Abt.« Mit einem entwaffnenden Lächeln sah er Carla Simonetti an. »Es wäre sehr freundlich, wenn Sie derweil mit Fräulein Westhof ihre nächste Szene durchgehen und ihr zeigen könnten, wie sie durch kleine Modellierungen ihrer Stimme noch mehr Gefühl erzeugen kann.«

Die beiden Damen zogen sich in den hinteren Bereich des Probenraums zurück, Gesa mit einem Kloß im Hals. Wie sollte sie alle Facetten ihrer Stimme einsetzen, wenn sie in Gegenwart der Diva kaum einen Ton herausbrachte?

»Ist es Ihnen unangenehm, mit mir zusammenzuarbeiten?«, fragte die Schauspielerin.

Gesa unterzog ihren Blusenärmel einer eingehenden Musterung und zupfte einen imaginären Fussel weg, ehe sie ihrem Gegenüber in die Augen blickte. »Warum? Wegen meiner Ungeschicklichkeit mit der Weinflasche? Meiner Kündigung? Oder wegen meiner Wiedereinstellung? Oder weil Sie jetzt wahrscheinlich meinen, ich hätte was mit Herrn Bronnen, nur weil der sich für mich eingesetzt hat?« Deutlicher Trotz schwang in ihren Worten mit. Frau Simonetti runzelte die exakt gezupften Brauen, dann huschte ein Lächeln über ihr Gesicht.

»Das werde ich als ein Ja.«

Sie unterhielten sich leise, damit niemand das Gespräch mithörte. »Meinetwegen. Ich habe auch eine Frage an Sie. Werden wir das zusammen hinbekommen, oder haben wir ein Problem?«

Carla Simonettis Lächeln wurde überraschenderweise breiter und zeigte, wie Gesa fand, sogar eine Spur von Herzlichkeit. Doch dabei konnte sie sich ebenso gut

täuschen.

»Ich bin Profi, Fräulein Westhof. Solange Ihnen klar ist, dass es weder bei mir noch durch mich was zu holen gibt – karrieretechnisch, meine ich –, vermag ich ganz normal mit Ihnen zu arbeiten. Man muss seine Kollegen schließlich nicht mögen, um eine gute Leistung abzuliefern.«

Diese Direktheit grenzte an Dreistigkeit. Gesa biss sich auf die Lippen, sonst wäre ihr ein erboster Kommentar entschlüpft. Aber da Carla Simonetti sich beherrscht gab, riss sie sich ebenfalls zusammen.

»Das sehe ich genauso.«

»Außerdem, und das werden Sie sicher auch noch lernen, gibt es selten im Leben Dinge, die nur von Nachteil sind. In fast jeder Situation steckt ein Vorteil, wenn man schlau ist. Und das scheinen Sie mir zu sein.«

War das ein Kompliment? Verwirrung machte sich in Gesa breit. Carla Simonetti schlug indes ihr Skript auf und las den ersten Absatz. Wenn sie darauf hoffte, die unerfahrene Kollegin durch Selbstbewusstsein zu verwirren, täuschte sie sich. Gesa schluckte ihre Unsicherheit hinunter, atmete tief ein und gab sich Mühe, Ausdruck in ihre Worte zu legen.

»Nicht übel«, sagte Frau Simonetti. »Aber wenn Sie am Ende des Satzes ein wenig mit der Stimme hochgehen, verstärkt das den Effekt.« Sie nahm Gesa das Skript aus der Hand und zückte einen Bleistift. »Hier, damit Sie es nicht vergessen, machen wir ein kleines Häkchen über der letzten Silbe, so. Schauen Sie«, nun hielt sie ihren eigenen Text hoch, »das habe ich überall bei meinen Zeilen gemacht. Nicht gleich am Anfang, aber nach ein paar Durchgängen bin ich mir sicher, wie ich es bringen will, und male mir diese Kürzel drüber.«

»Wie persönliche Musiknoten?«

Überrascht blickte Frau Simonetti auf. »Ja, ganz genau. Also. In dieser Szene steht die Hausdame gewaltig unter Druck, sie ist nervös, fahrig, und gegen Ende hat sie richtig Angst, dass Frau Winterstein dahinterkommt, dass sie heimlich Geld abgezweigt hat. Wie würden Sie die jeweiligen Teile des Dialogs betonen, damit das Publikum den Wandel in Ihrem Gemütszustand heraushört? Gehen wir die Sätze zusammen durch, und wenn uns eine Version gefällt, machen Sie die entsprechenden Markierungen. Dann vergessen Sie es nicht mehr und werden sich bei der Ausstrahlung sicherer fühlen.«

Die nächste Viertelstunde verbrachten sie konzentriert über dem Skript. Einmal mussten sie sogar gemeinsam lachen. Aus dem Augenwinkel bemerkte Gesa, wie Albert Bronnen zu ihnen herübersah. Mit einem reichlich selbstzufriedenen Gesichtsausdruck. Aber auch sie musste sich eingestehen, dass diese Zusammenarbeit mit Frau Simonetti lehrreich für sie war. Und weil sie sich gut anstellte und die Hilfe der erfahreneren Sprecherin annahm, schien sich Carla Simonettis Abneigung gegen Gesa tatsächlich ein klein wenig zu legen. Die Frau war ein Mysterium. Und wankelmütig dazu, denn als sie sich am Ende verabschiedeten, sagte sie: »Dass Sie da nichts verwechseln. Gemeinsame Arbeit macht uns noch lange nicht zu Freundinnen.«

Nach der Probe wartete Albert draußen auf dem Flur auf Gesa.

»Kann ich Sie kurz sprechen?«

»Natürlich.«

Sie gingen einige Schritte den Gang hinunter, weg vom Aufzug. Er hielt sein Jackett in den Händen, hatte die Hemdsärmel aufgekrempt. Aus den zurückgekämmten Haaren hatten sich ein paar dunkle Strähnen gelöst, die ihm widerspenstig in die Stirn fielen, weil er genau am Haaransatz einen Wirbel hatte.

»Ich wollte Sie etwas fragen, das mir nicht mehr aus dem Kopf geht. Was hätten Sie getan, wenn ich nicht zufällig dazugekommen wäre, als Sie oben auf dem Dach standen und mit dem Schicksal haderten?«

»Wie meinen Sie das?«

Er sah über die Schulter zurück, ob einer der Kollegen in der Nähe war. Erst als er sich versichert hatte, dass niemand sie hörte, sagte er leise: »Sie standen verdammt nah an der Dachkante.«

Langsam verstand sie. »Herr Bronnen, wollen Sie mir allen Ernstes unterstellen, ich hätte vorgehabt zu ...« Sie konnte es nicht aussprechen. Aber er ruderte ohnehin schon zurück. Seine Frage schien ihm peinlich zu sein.

»Nein, auf keinen Fall.«

Gesa verzog das Gesicht. »Halten Sie mich für eine Selbstmordkandidatin?«

»Eigentlich nicht. Aber ich war dennoch erschrocken, Sie so nah an der Dachkante zu finden.«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich versichere Ihnen, ich würde mir niemals aus Verzweiflung etwas antun.«

Hatte er ihr die Stelle nur zurückgegeben, weil er glaubte, sie würde sonst Dummheiten machen? Nicht weil er von ihrem Können überzeugt war? Wenn es irgendetwas gab, das Gesa ablehnte, dann war das Mitleid.

»Lassen wir das Thema. Vergessen Sie, dass ich es erwähnt habe. Wie lief es mit Frau Simonetti? Es sah aus, als wären Sie miteinander klargekommen.«

»Ich kann viel von ihr lernen.« Gesa bemühte sich, das Gespräch schnell hinter sich zu bringen, weil es ihr unfassbar peinlich war, dass ihr Chef meinte, sie hätte wirklich vom Dach springen wollen.

So schnell es ging, eilte Gesa in die Elbestraße und wartete vor dem Verwaltungsgebäude darauf, dass Inge herauskam. Pünktlich um siebzehn Uhr erschien die Freundin, ihre Handtasche in der Armbeuge und den Hut in der Hand. Bis dahin hatte sich Gesa wieder beruhigt. Eigentlich war es doch nett vom Intendanten, sich um sie zu sorgen. Dass er sich für sie eingesetzt hatte, rechnete sie ihm hoch an. Seine Beweggründe dafür mussten ihr egal sein, für Gesa kam es allein darauf an, ihre Stelle wiederzuhaben.

»Das ist ja eine Überraschung. Holst du mich ab?«

Bevor Gesa antworten konnte, hörte sie Theodor Conrads Stimme hinter sich. »Fräulein Westhof, warum haben Sie nicht gesagt, dass Sie in die Verwaltung wollen? Ich hätte Sie im Wagen mitgenommen. Aber wie es aussieht, waren Sie ohnehin schneller als ich.«

Sie drehte sich um. »Vielen Dank, Herr Conrad. Die Straßenbahn fuhr gerade

vorbei, da bin ich gleich aufgesprungen.«

»Falls Sie ins Büro wollen, da ist keiner mehr. Herr Bronnen ist nach der Probe direkt nach Hause gefahren«, mischte sich Inge ein. »Aber wenn ich Ihnen helfen kann, gehe ich gern noch mal mit Ihnen hinauf, Herr Conrad.« Sie schenkte ihm ein Lächeln, das für Gesas Geschmack ein wenig zu breit ausfiel. Für den Schauspieler offenbar auch, denn er erwiderte knapp: »Das ist nicht nötig, vielen Dank. Ich komme einfach morgen früh wieder.« Und mit einem Blick auf Gesa: »Kann ich Sie vielleicht nach Hause bringen? Mein Wagen steht gleich um die Ecke. War nicht einfach, einen Parkplatz zu ergattern.«

»Na, das wäre eine feine Sache«, antwortete Inge an Gesas Stelle. »Wissen Sie, wir beide wohnen zusammen, und ich bin froh, wenn ich nicht laufen muss. Mir tun in meinen neuen Schuhen nämlich die Füße weh, sehen Sie.« Sie beugte sich hinunter und fuhr mit der Hand langsam von der Fessel ausgehend die Wade nach oben bis unter den Rocksäum. Die Geste wirkte aufreizend, und Gesa verdrehte die Augen. Warum musste Inge nur immer mit allen Männern flirten?

Theodor Conrad hatte Gesas Missbilligung offenbar gesehen, denn er grinste und bot ihr seinen Arm an. Inges Zurschaustellung ihrer Beine ignorierte er galant. »Dann kommen Sie mal mit. Alle beide.«

Er hatte an der Ecke Moselstraße geparkt, hinter dem Areal des Schumanntheaters, und öffnete ihnen die Tür eines olivgrünen Adler Standard mit braunem Dachaufbau. Das Fahrzeug war brandneu, es sah aus, als wäre er damit direkt von den Autowerken hierhergefahren.

Adler produzierte in Frankfurt, in der Gutleutstraße, die parallel zum Fluss vorbei am Westhafen aus der Stadt hinausführte. Mit dem Standard 6 hatten die Ingenieure einen Treffer gelandet. Er sah aus wie der begehrte Chrysler aus Amerika und verkaufte sich ausgezeichnet. Gesa wunderte sich allerdings, dass sich ein Schauspieler wie Theodor Conrad nicht für ein schickeres Modell, sondern für diesen bodenständigen Wagen entschieden hatte. Aber er schien hin und weg von seinem Fahrzeug, wischte mit dem Ärmel sogar übers Armaturenbrett, bevor er den Motor startete, obwohl kein Stäubchen darauf zu sehen war. Gesa musste schmunzeln. Seine Begeisterung für das Auto ließ den Kollegen jungenhaft erscheinen.

»Seit wann haben Sie den Adler?«

»Gestern abgeholt. Am Wochenende will ich damit nach Berlin fahren, schauen, wie er läuft. Und Freunde besuchen. Nur um des Fahrens willen würde ich natürlich nicht eine solche Strecke ...«

»Natürlich nicht.«

»Necken Sie mich etwa, Fräulein Westhof?«

Tat sie das? Von sich selbst überrascht, nickte Gesa. Noch vor einer Woche hätte sie viel zu viel Respekt vor dem bekannten Schauspieler gehabt, um überhaupt ein lockeres Gespräch mit ihm zu führen.

»Die Arbeit beim Sender tut Ihnen gut«, konstatierte Theodor Conrad, als könnte er ihre Gedanken lesen. »Anfangs waren Sie ziemlich schüchtern. Hätte nicht gedacht, dass Sie nach dem Krach mit der Simonetti die Kurve kriegen.«

»Ehrlich, Herr Conrad, das ist zum Großteil Herrn Bronnens Verdienst und der von

Frau Simonetti. Sie hat vorhin vollkommen normal mit mir geprobt.«

»Ich sagte Ihnen doch, dass sie nicht verkehrt ist.« Der Fahrtwind wehte durch das offene Fenster herein, und Gesa hielt ihren kleinen Hut auf dem Kopf fest. Theodor Conrad hatte den seinen abgenommen und hinten auf die Rückbank neben Inge gelegt. Er hatte sogar die Krawatte gelockert, was an dem stets korrekt gekleideten Herrn geradezu salopp aussah.

»Sie haben mir aber auch geraten, ihr aus dem Weg zu gehen, weil sie misstrauisch sein könnte, dass ich eine Trittbrettfahrerin wäre.«

»Hm. Merken Sie sich etwa alles?«

Gesa zuckte mit den Schultern. Natürlich – zumindest, wenn es wichtig war.

»Mich würde interessieren, was der Bronnen Carla versprochen hat, damit sie ihre Krallen wieder einfährt«, sinnierte er.

Sie drehte sich zu ihm, und der Wind blies ihr die Haare ins Gesicht. »Wie meinen Sie das?«

»Glauben Sie ernsthaft, eine Diva wie unsere geschätzte Kollegin würde es einfach so schlucken, wenn sich der Intendant über ihre Wünsche hinwegsetzt? Sie überstimmt? Und dann kurz darauf freundlich mit Ihnen proben?« Er lachte. »Sie ist gut, aber da dürfte selbst Carlas schauspielerisches Vermögen an seine Grenzen stoßen. Nein, nein. Irgendwas hat sie bekommen, um sich wieder zu beruhigen.«

»Gott, was für eine peinliche Situation, und an allem bin ich schuld. Wenn ich nicht derart ungeschickt gewesen wäre ...«

»... hätte sie einen anderen Vorwand gefunden, um Sie loszuwerden«, unterbrach er sie. »Schauen Sie, Fräulein Westhof, aus jahrelanger Erfahrung kann ich Ihnen versichern, dass eine Schlangengrube im Vergleich zu einem Schauspielensemble ein gemütlicher Ort ist. Meiner Ansicht nach war dieser Krach gleich zu Anfang gut. Herr Bronnen hat Frau Simonetti gezeigt, dass er die Hosen anhat. Musste er auch, sonst würde er dastehen wie ein Tölpel. Sie wird sicher irgendeinen kleinen Vorteil herausgepokert haben. So hat auch sie ihr Gesicht gewahrt. Und die Proben können vernünftig weiterlaufen.« Er hielt vor der Wohnung in der Ziegelgasse.

Gesa seufzte. »Mir ist das trotzdem alles sehr unangenehm. Sicher wird über mich getuschelt.«

»Wenn Sie sensibel auf Gerüchte reagieren, sind Sie in unserem Beruf fehl am Platz. Legen Sie sich ein dickeres Fell zu, das ist ein gut gemeinter Rat. Aber bewahren Sie sich auch diese frische, positive Ausstrahlung, dann wird es sicher was mit der Karriere.«

Gesa blickte ihrem Kollegen nachdenklich in die Augen. »Vielen Dank.«

Als sie und Inge ausgestiegen waren, hielt sie noch einmal inne. »Danke für alles, Herr Conrad. Bis morgen.« Damit schlug sie die Tür zu und folgte der Freundin hinein ins dunkle Treppenhaus und nach oben.

Was sie gesagt hatte, meinte sie ernst. Der erfahrene Mime hätte ihnen nicht anbieten müssen, sie heimzubringen. Er hätte nicht das Gespräch mit dem unerfahrenen Neuling suchen müssen, der den gesamten Probenablauf durcheinandergebracht hatte. Und ganz bestimmt hätte er ihr keinen Rat geben müssen.



INGE

Radionachrichten 1927:

»Lise Meitner forscht als Deutschlands erste Physikprofessorin an der Universität in Berlin.«

1933 wurde der gebürtigen Jüdin die Lehrbefugnis entzogen, 1938 musste sie das Land verlassen und emigrierte in die USA. Lise Meitner arbeitete dreißig Jahre lang mit Otto Hahn zusammen, dem »Vater der Kernchemie«, dem 1945 der Nobelpreis für Chemie verliehen wurde. Lise Meitners Leistung wurde dabei nicht berücksichtigt, obwohl Otto Hahn und mehrere andere Physiker sie für den Physik-Nobelpreis vorgeschlagen hatten.

Der Applaus klang beiläufig. Manche Gäste hatten sich weiter unterhalten, während sie auf der Bühne stand und sang. Irritiert überlegte Inge, ob es daran lag, dass ihre Darbietung nicht überzeugend gewesen war, oder ob das Publikum im Palastcafé einfach derart verwöhnt war, dass ihre Stimme niemanden zu Begeisterungstürmen hinriss. Die Bereitschaft zur Aufmerksamkeit hier war geringer als in der Erebos Bar, wer hätte das gedacht. Inges Gesang bildete lediglich eine willkommene Begleitung für Gespräche.

Herr Paschke winkte wohlwollend von der Bar herüber, als ihr Auftritt vorbei war und Inge sich verbeugte. Hatte sie wenigstens ihn überzeugt? Die Tische waren bis auf den letzten Platz besetzt. Selbst wenn das Publikum nicht zuhörte, so konsumierte es doch, und der Umsatz lief. War es nicht das, worauf es Herrn Paschke ankam?

Nach Inges Auftritt wurde eine kurze Tanzpause eingelegt, bis die Bühne für den nachfolgenden Künstler vorbereitet war. An diesem Abend unterhielt ein Kabarettist die Gäste, den Inge nicht kannte. Sie begegnete ihm an der Garderobe und wünschte toi, toi, toi, dann schloss sie die Tür und ließ sich auf den Stuhl am Schminktisch fallen. Sie tauchte ein Wattebällchen in den Tiegel mit der Coldcream, die sie zum Absminken verwendete, und wischte den dunklen Lippenstift restlos weg. Aus Inge der Sängerin wurde wieder einfach nur Inge.

Der erste Auftritt war geschafft. Müsste sie nicht euphorischer sein? Mehr in Feierlaune? Oder waren ihre Erleichterung und eine ruhige Zufriedenheit mit der eigenen Leistung genug? Sie spürte ihre Erschöpfung. Die vergangenen Tage hatten ihr gezeigt, auf welch wackeligen Beinen das Leben stand. Gesas Rauswurf, der nicht nur die Freundin, sondern auch sie selbst bis ins Mark erschüttert hatte, war wie ein Weckruf gewesen. Die zügige Wiedereinstellung hatte noch unterstrichen, wie weit außerhalb ihres Einflussbereichs das eigene Glück lag.

Innerhalb eines Tages hatte Gesa alles verloren, wofür sie hart gearbeitet hatte. Es dann zwar wiedergewonnen, jedoch in dem bitteren Wissen darum, dass es jederzeit

erneut vorbei sein konnte. Dabei handelte es sich in Gesas Fall um eine Anstellung bei einem Radiosender, nicht bloß, wie bei Inge, um ein mündlich vereinbartes Engagement mit allabendlicher Barentlohnung. Inge saß noch unsicherer auf ihrem Schleudersitz als die Freundin, das war ihr klar geworden. Was, wenn Herrn Paschke plötzlich einfiel, dass sie nicht ausreichend Publikum ins Café lockte? Dass sie doch nicht gut genug war?

Sie stützte die Ellenbogen auf den Frisiertisch, legte den Kopf in die Hände und starrte ihr Spiegelbild an, ohne wirklich etwas wahrzunehmen. Vielmehr blickte sie durch die Scheibe hindurch in eine ungewisse Zukunft, wie eine Wahrsagerin in ihre Kristallkugel.

»Selbstzweifel sind Selbstzerstörung«, sagte sie laut zu sich selbst.

Es klopfte an der Tür, und Herr Paschke trat ein.

»Na, das lief ganz flott. Haben Sie gut gemacht.« Er gab Inge die vereinbarte Gage. »Dann sehen wir uns nächsten Donnerstag wieder. Selbe Zeit.« Er wandte sich zum Gehen. »Ach ja, da ist ein Herr, der auf Sie wartet. Ich weiß nicht, wie Sie das bei Ihrem vorherigen Engagement gehandhabt haben, aber hier ist Herrenbesuch in der Garderobe nicht erlaubt. Wir sind ein Café, kein Varieté. Sie müssen auch niemanden zum Trinken animieren. Und wenn Sie sich mit Ihren Verehrern treffen wollen, bitte immer erst nach der Arbeit. Hinten, am Künstlereingang.«

Inge sah im Spiegel, wie sie rot wurde. Das ärgerte sie. »Keine Sorge, Herr Paschke. Ich werde mich an die Hausordnung halten.«

An der Küche und den Lagerräumen vorbei führte ein schlecht beleuchteter Flur zur Hintertür. Gleich draußen standen Mülltonnen und leere Holzpaletten, die der Küchenjunge zu Brennholz verarbeitete, wenn der Stapel zu groß wurde. Auf dem Boden lagen Zigarettenstummel. Hinter den Tonnen hörte Inge das Rascheln von Ratten, die den Müll sichteten. In dieser Umgebung kam wenig Glamour auf, weswegen sie nie auf die Idee gekommen wäre, den winzigen Hinterhof als Künstlereingang zu bezeichnen. Allerdings war Inge froh darüber, nicht durch das Café laufen zu müssen. Ihr war es lieber, unbemerkt von den Gästen kommen und gehen zu können.

Der Mann, der am Durchgang zur Hauptstraße auf sie wartete, drehte ihr den Rücken zu. Er trug einen langen Mantel und Hut.

»Herr Schäfer!«, entfuhr es Inge, als er sich zu ihr umdrehte. »Was machen Sie denn hier?«

Der Dirigent des Rundfunkorchesters warf ihr ein joviales Lächeln zu. »Sie haben mich doch eingeladen. Damit ich Sie singen höre. Und ich muss sagen, Fräulein Jacobs, Ihr Können überrascht mich. Aufs Angenehmste.«

Seit sie um kurz vor neun im Café angekommen war, hatte es geregnet. Mittlerweile hatten sich Pfützen auf dem Hinterhofboden gebildet. Vorsichtig lief Inge um eine besonders große herum. Aus dem Augenwinkel sah sie eine dicke Ratte von der Tonne bis hinter die Holzpaletten huschen. Sie unterdrückte ein Schaudern.

»So. Das überrascht Sie.« Inge war zu müde, um Begeisterung zu heucheln. Zudem wäre ihr eine andere Wortwahl des Dirigenten lieber gewesen. Was hatte er erwartet?

Dass sie die Töne nicht traf?

Sofort änderte sich seine gönnerhafte Art, er wurde ernst und sagte: »Verzeihung. Ich habe mich falsch ausgedrückt. Sie singen hervorragend. Ihre Stimme ist klar und sicher und hat einen ganz besonderen Ausdruck, der mich berührt. Ich bin zutiefst beeindruckt.«

Sie standen im Lichtkegel einer Straßenlaterne, und Inge versuchte Curt Schäfers Gesicht zu erkennen. Unter der breiten Hutkrempe lagen seine Augen im Schatten.

»Vielen Dank.«

»Was haben Sie jetzt vor, Fräulein Jacobs?«

»Ich fahre nach Hause.«

»Würden Sie mit mir noch etwas trinken gehen? Anderswo? Bitte.«

Einer der Kellner kam heraus, um eine Zigarette zu rauchen. Als er die Tür öffnete, tönten die schwungvollen Akkorde eines neuen Schlagers mit dem Titel *Wer hat bloß den Käse zum Bahnhof gerollt* in der Abendluft. Der Kabarettist drinnen schien ein buntes Programm zu bieten, wenn er auch singen konnte.

»Warum nicht«, sagte Inge.

Auf seinen Vorschlag hin spazierten sie zu einem Gebäude in der Nähe des Hauptbahnhofs, das wie ein buntes Juwel hell erleuchtet und weithin sichtbar in der Nacht schillerte.

Zwei Türme rahmten die imposante und aufs Üppigste verzierte Jugendstilfassade des Albert-Schumann-Theaters, das eine Institution im Frankfurter Nachtleben darstellte und meist nur *das Schumann* genannt wurde. Tagsüber erinnerte es Inge wegen des weißen Sandsteins immer ein wenig an eine Sahnetorte. Ursprünglich als Zirkusgebäude geplant, spielten Artisten mittlerweile eine eher untergeordnete Rolle im Programm. Die Bühne gehörte dem Varieté, bekannte Stars wie der Sänger und Kabarettist Otto Reutter oder der hessische Mundarthumorist Adam Müller gaben sich die Klinke in die Hand und unterhielten im Theatersaal die Massen.

Curt Schäfer führte Inge durch die hohe, weitläufige Eingangshalle hinüber in den linken Gebäudeflügel und in ein Weinrestaurant, dessen plüschig überladene Ausstattung sie an ein französisches Schloss erinnerte. Das Lokal stand im absoluten Gegensatz zu den typischen Apfelweinstuben drüben in Sachsenhausen und dem Rest der Stadt. Statt Bembelkrügen und gerippten Schoppengläsern trank man hier Wein aus hauchdünn geblasenen Gläsern mit Stiel, saß auf weich gepolsterten Sesseln, und ringsum an den Wänden hingen goldgerahmte Bilder mit Rokokomotiven.

»Über Geschmack lässt sich streiten«, raunte Curt Schäfer Inge zu, als sie sich ihren Weg zu einem freien Tisch bahnten. »Aber hier gibt es einen exzellenten Bordeaux, den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte.«

Da war er wieder, der großspurige Chorleiter. Mittlerweile fühlte sich Inge allerdings nicht mehr ausgelaugt. Sie war milde gestimmt. Es kam nicht häufig vor, dass sie ins Schumann ausgeführt wurde. Von den Leuten, die hierherkamen, wurde erwartet, dass sie Geld ausgaben. Spaß und Unterhaltung gab es hier reichlich, jedoch nicht umsonst. Schon als Kind hatte Inge davon geträumt, einmal ein Engagement in diesen heiligen Hallen zu bekommen. Damals hatte sie zusammen mit Rolf und ihrem Vater eine Zirkusveranstaltung besucht. Noch nie in ihrem jungen Leben hatte sie etwas derart

Magisches erlebt. Der Graben vor der Bühne, der für manche Veranstaltungen tatsächlich mit Wasser gefüllt wurde, war abgedeckt und zur Reitbahn umgebaut gewesen. Dreizehn Schimmel mit Federn auf dem Kopf hatten eine Art Ballett darauf aufgeführt. Der kleinen Inge war es vorgekommen, als hätten die Pferde nur für sie getanzt. Und dann war wie aus dem Nichts unter der viele Meter hohen Kuppel des Theatersaals ein Engel erschienen. Genauer gesagt eine Sängerin mit Flügeln auf dem Rücken, die auf einer Schaukel saß und in schwindelerregender Höhe ein Lied sang, während links und rechts von ihr Trapezakrobaten halsbrecherische Kunststücke vollführten.

Noch heute erinnerte sich Inge an jedes Detail ihrer glitzernden Kostüme, und im Rückblick war dies wohl der Augenblick gewesen, in dem sie beschlossen hatte, ebenfalls etwas Besonderes zu werden. So wie der Engel unter der Theaterkuppel.

Curt Schäfer legte sich mächtig ins Zeug. Er bestellte teuren Wein und sogar Käse, Weintrauben und französisches Weißbrot, weil Inge beiläufig bemerkte, dass sie noch nichts gegessen hatte. Dazu plauderte er angeregt, hauptsächlich über sich.

Sie lächelte, ließ sich den Camembert schmecken und lauschte ihm. Die Anspannung des Auftritts war vollkommen von ihr abgefallen.

»... könnte ich mir schon vorstellen, dass Sie in meinem Chor vorsingen«, hörte sie Curt Schäfer gerade sagen. Inge hatte ihm nur mit halbem Ohr zugehört.

»Wie bitte?«

»Nun ja, das wollten Sie doch, oder?«

Sie konnte sich nicht erinnern, ihm gegenüber einen derartigen Wunsch geäußert zu haben. Lediglich Gesa hatte sie in einer schwachen Minute davon vorgejammert, wie bequem und sicher eine Stelle im Rundfunkchor wäre, ernsthaft in Erwägung zog sie das allerdings nicht. Wie ihre Freundin richtig bemerkt hatte – Inge war Solosängerin.

»Ich bin die Sekretärin des Intendanten. Haben Sie neulich nicht selbst gemeint, es käme nicht infrage, dass ich wechsle?«

»Da hatte ich Sie noch nicht singen gehört.« Mit Schmelz in der Stimme warf er ihr einen bedeutungsvollen Blick zu und hielt ihr sein Glas zum Anstoßen hin.

Das komische Gefühl, das sie vorhin auf der Bühne gehabt hatte, machte sich wieder bemerkbar. Konnte sie es sich überhaupt leisten, ein solches Angebot abzulehnen?

»Was stellen Sie sich denn vor?«, fragte sie ausweichend.

»Wie wäre es, wenn Sie morgen nach Büroschluss rüber in den Sender kommen, Fräulein Jacobs? Ich bin bis achtzehn Uhr im Probenraum. Dann können Sie mir Ihren Stimmumfang ganz persönlich präsentieren.«

»In Ordnung«, sagte sie.

Sein Gesichtsausdruck war verblüfft, er schien mehr Enthusiasmus erwartet zu haben. Aber nach den unruhigen letzten Tagen, dem Lampenfieber vor dem Auftritt, ihren gemischten Gefühlen auf der Bühne, zwei Gläsern Wein und einem üppigen Stück Käse hatte Inge schlicht und ergreifend keine Energie mehr, um auf Biegen und Brechen gefallen zu wollen.

»Äh, ja, gut. Dann verbleiben wir so.«

Erneut ging er dazu über, von sich zu erzählen, wobei er seine Gattin mit keinem Wort erwähnte. Inge wusste, wie alle Mitarbeiter von Radio Frankfurt, dass Frau

Schäfer nicht hier, sondern in Wiesbaden lebte. Ob es ihr dort einfach besser gefiel oder ob der Dirigent seine Künstlerfreiheit inklusive eigener Stadtwohnung brauchte, darüber wurde gerätselt. Maximal ein, zwei Tage die Woche verbrachte Curt Schäfer bei seiner Frau. Wenn es die Arbeit zuließ.

»Ich begleite Sie nach Hause«, entschied er, als sie sich auf den Weg machten. »Wo wohnen Sie?«

»Das ist nicht notwendig, vielen Dank.«

»Doch, doch. Immerhin ist es schon spät, und ich will nicht, dass Ihnen nachts auf Frankfurts Straßen etwas zustößt.«

Sie standen auf dem Platz vor dem Theaterbau, der von zahlreichen Straßenlaternen hell erleuchtet war.

Ein Bus hielt direkt neben ihnen an der Haltestelle, und Inge stieg flugs ein.

»Keine Sorge, der fährt mich bis vor die Haustür. Vielen Dank für den schönen Abend, Herr Schäfer, wir sehen uns dann morgen zum Vorsingen.«

Bevor er etwas einwenden konnte, schloss sich die Tür, und das Gefährt fuhr auf dem Kopfsteinpflaster rumpelnd an.

Wenn es darum ging, Herren mit nach Hause zu nehmen, zog Inge die Grenze. Dass Theodor Conrad sie neulich heimgefahren hatte, war etwas anderes. Der hegte keinerlei Hintergedanken, sondern war einfach nur ein Kollege von Gesa. Aber Herr Schäfer würde bestimmt mit hinaufgehen wollen, und das kam nicht infrage. Die kleine, dunkle Altstadtwohnung war ihr sicherer Hafen, das Haus, in dem ihre Eltern gelebt hatten und davor schon die Großeltern. Fremde unerwünscht. Auch Gesa hielt es so. Nie hatte sie Willi Steffel mitgebracht. Und Rolf erzählte ohnehin nichts von seinen Damenbekanntschaften. Die große Schwester fragte nicht danach, damit klappte es ganz gut.

Curt Schäfer war eindeutig interessiert an ihr. Ebenso wie an jedem anderen weiblichen Lebewesen auf zwei Beinen, vermutete Inge. Und war froh über ihre Entscheidung.

»Tut mir leid, dass ich nicht dabei sein konnte. Wie war es?« Gesa stand in der Küche und erwärmte Milch. Es war kurz vor Mitternacht.

»Gut, denke ich. Im Palastcafé läuft es anders als in der Erebus Bar. Die Beleuchtung ist nicht schummrig, es gibt weniger Tänzer, dafür mehr Gäste, die sich unterhalten. Gerade auch während gesungen wird.«

Gesa verzog das Gesicht. »Hattest du keine gute Zeit?«

»Doch, doch. Sämtliche Tische waren besetzt, viel los. Und Herr Paschke schien zufrieden. Stell dir vor, der Schäfer war da.«

Überrascht drehte sich Gesa vom Herd weg und setzte sich zu Inge an den Tisch. Sie trug Klammern im Haar, damit es in Wellen trocknete. Und einen Morgenmantel über dem Nachthemd.

»Der Dirigent aus dem Sender?«

»Extra erschienen, um mich singen zu hören. Anschließend war er so begeistert, dass er mich in dieses piekfeine Weinlokal im Schumann ausgeführt hat. Morgen soll ich für

seinen Rundfunkchor vorsingen.«

Auf dem Herd kochte der Topf über, und der Geruch von angebrannter Milch erfüllte die Küche.

Fluchend schnappte sich Gesa einen Lappen und zog das Gefäß vom Feuer. »Wieso das denn?«, fragte sie über die Schulter zurück. Sie füllte die Milch in eine Tasse und ließ Wasser in den Topf laufen.

»Er meint, es wäre sicherlich mein Wunsch, in seinen Chor aufgenommen zu werden.«

»Und er hofft, dass du aus lauter Dankbarkeit für ihn die Beine ...«

»Bitte, sag es nicht.« Abwehrend hob Inge die Hand. Natürlich hatte sie denselben Gedanken gehabt, aber es aus Gesas Mund hören wollte sie nicht. »Ohne Ausbildung bekomme ich so eine Chance kein zweites Mal. Weißt du, ich muss mir genau überlegen, wohin mich meine musikalische Karriere führen soll.«



MARGOT

Radionachrichten 1927:

»Die Berliner Komikerin Senta Söneland besucht als Straßenverkäuferin verkleidet den Hofball bei Zille im Sportpalast.«

Senta Söneland war eine Offizierstochter und hatte sogar eine höhere Töchterschule absolviert, bevor sie sich für eine Karriere auf der Bühne und beim Film entschied. Nach dem Ersten Weltkrieg engagierte sie sich für das Frauenwahlrecht und hielt flammende Reden. 1934, nachdem ihr Mann plötzlich verstorben war, beging sie Selbstmord.

Durch das große, in die Wand eingelassene Fenster spähte Margot ins Sendestudio, in dem Friedrich Milanski gerade die Nachrichten verlas. Konzentriert sah er aus. Der Kopfhörer hielt seine widerspenstigen Locken aus der Stirn. Er saß am Tisch, vor ihm stand das Mikrofon, und beim Sprechen zeigte er eine ausdrucksstarke Mimik, was ihm sicherlich nicht bewusst war. Margot beobachtete ihn fasziniert.

Als er fertig war, legte er eine Schallplatte auf das Grammophon und schob das Mikrofon näher an den Trichter.

Peter Nagel, der in der folgenden Stunde Musik abspielen würde, eilte den Flur herunter auf Margot zu, verschnaufte kurz und legte den Finger an seine Lippen. Er war spät dran. Während er in den Raum schlüpfte, durfte kein Laut zu hören sein. Friedrich Milanskis Stimme drang zu ihnen heraus, als er die Tür öffnete und eintrat.

»Geschätzte Damen und Herren, im Anschluss an die Nachrichten präsentiert Ihnen Peter Nagel das Wunschkonzert mit den Liedern der Woche. Als Erstes hören Sie *Liebesfeier*, gesungen von Franz Völker, in einer Aufnahme aus dem Frankfurter Opernhaus.«

Sobald die Musik einsetzte, tippte Peter Nagel seinem Kollegen auf die Schulter, und die beiden Männer tauschten die Plätze. Im Aufstehen bemerkte Friedrich Milanski Margot. Er schenkte ihr ein Lächeln und winkte sie herein. Auch er legte dabei den Finger an die Lippen.

Hinter Peter Nagel, still nebeneinanderstehend, lauschten sie den Klängen von *Liebesfeier*. Mit seiner runden, vollen Stimme sang der Tenor: »*An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft. Ein Jubelchor von Sängern schmettert im Walde voller Blüt und Duft.*«

Wohlige Schauer liefen über Margots Rücken.

Sobald das Lied zu Ende war, verließen sie den Raum.

»Fantastisch! Das ist eines meiner Lieblingsstücke. Ich könnte es hundertmal hören.« Friedrich Milanski lächelte sie erneut an. »Wirklich? Ich mag es ebenfalls sehr gern.

Wussten Sie, dass Franz Völker eigentlich Bankbeamter war? Im vorigen Jahr hat er seine Stelle aufgegeben. Die Städtischen Bühnen Frankfurt haben ihm unverzüglich einen Fünf-Jahres-Vertrag angeboten, und seitdem ist sein Stern stetig im Steigen. Ist es nicht unglaublich, was alles möglich ist im Leben, wenn man nur Mut hat?«

Sein Enthusiasmus wirkte ansteckend. »Dann meinen Sie, es besteht noch Hoffnung, dass auch ich mich in der Männerdomäne Radiomusik behaupte?«

»Auf jeden Fall. Nur nicht nachlassen.«

»Dieses Lied, *Liebesfeier*, das habe ich kürzlich in der Interpretation von Meta Seinemeyer gehört. Mit einem langen, getragenen Aufklang, bevor ihr Sopran einsetzte. Gerade in der Musik ist es so bereichernd, wenn es eine männliche und eine weibliche Variante ein und desselben Stückes gibt. Kreativität hat unendlich viele Facetten.«

Gemeinsam schritten sie den Flur hinunter in Richtung Ausgang.

»Das stimmt. Und Meta Seinemeyers Stimme ist himmlisch. Sie hat momentan ein Engagement an der Semperoper in Dresden. Ich habe mir schon oft überlegt, einmal hinzufahren, um sie singen zu hören.«

»Das würde mir auch gefallen.« Sie blieb stehen und sah zu ihm auf. »Ich wusste nicht, dass Sie musikalisch derart begeistert sind, Herr Milanski.«

»Bin ich. Mich interessieren aber auch die Geschichten hinter den Liedern und Sängern. Frau Seinemeyer ist zum Beispiel verlobt mit dem Dirigenten Frieder Weissmann. Der hat sogar einen Dokortitel und ist hier in Frankfurt aufgewachsen. Sein Vater war Vorbeter in der Hauptsynagoge in der Börnestraße. Doktor Weissmann begleitet Frau Seinemeyer bei all ihren Grammofonaufnahmen. Wenn Sie mal auf eine ihrer Schallplatten sehen, steht immer sein Name mit drauf.« Er verstummte, als ob er zu viel geplappert hätte, und strich sich eine Locke aus der Stirn.

Für Margot vollzog er in dieser Minute die Wandlung von einem hübschen jungen Mann zu einem absolut faszinierenden, den sie unbedingt näher kennenlernen wollte. Vor diesem Gedanken erschrak sie.

»Bitte, reden Sie weiter«, stieß sie hervor. »Ich finde das bemerkenswert.«

Er schluckte. »Ich muss los.«

»Oh. Ach so. Natürlich, ich will Sie nicht aufhalten.«

»Sind Sie fertig?«

»Wie bitte?« Margot blinzelte verwirrt. Der feurige Musikliebhaber war verschwunden, stattdessen wirkte Friedrich Milanski plötzlich schüchtern, sogar ein wenig unsicher.

»Ich meine, ob Sie für heute im Sender fertig sind. Falls ja, wäre es schön, wenn Sie mich begleiten würden.«

»Wohin?«

»Zum Gallustor. Ich könnte Hilfe gebrauchen bei einer Berichterstattung.«

Er steckte wirklich voller Überraschungen. Dazu konnte Margot schlecht Nein sagen. Außer ihrem täglichen Arbeitsweg kannte sie in Frankfurt nur wenig. Wo das Gallustor lag, wusste sie nicht, und das Wort Berichterstattung machte sie zugegebenermaßen neugierig.

»Ich bin gerne dabei.«

Er warf ihr einen überraschten Seitenblick zu. »Dann kommen Sie, wir müssen uns

beeilen.«

Draußen im Hinterhof parkte ein abenteuerlich aussehendes Gefährt, in das Friedrich Milanski die beiden Taschen lud, die er bei sich trug. Dann hielt er Margot die Beifahrertür auf, aber die musste sich den Wagen erst einmal ansehen.

»Hat der eine Saharadurchquerung hinter sich?«

Er grinste. »Könnte man meinen, nicht wahr? Nein, das ist nur ein alter Omnibus mit reichlich Kilometern auf dem Buckel. Herrn Bronnens neueste Errungenschaft. Für ein schickeres Auto hat das Senderbudget nicht gereicht.«

Weiß war sicherlich nicht die erste Farbe des Busses, dem dick aufgetragenen Lack nach zu urteilen. Seine Motorhaube war mit zwei Lederriemen festgezurrt, weil sie nicht mehr ordentlich schloss. Auf dem Einstiegsbrett an der Beifahrerseite war ein Reserverad montiert. Hoffentlich würden sie das nicht brauchen. Daneben führte eine Leiter aufs Dach, auf dem ein Schild mit großen schwarzen Lettern prangte: *Rundfunk Werbewagen! Werdet Rundfunkteilnehmer!*

Selbsterklärend, fand Margot. Und wenig subtil. »Funktioniert die Reklame denn?«

»Natürlich. Die Zahl unserer Hörer steigt jeden Tag. Weil wir uns alle ins Zeug legen und allerhand bieten. So wie ich mit meiner Reportage gleich.« Er half ihr beim Einsteigen, setzte sich hinters Steuer und fuhr los.

»Aber dieser Bus ist viel mehr als nur eine wandelnde Litfaßsäule. Bald werden ihn alle Frankfurter kennen, und wenn sie ihn sehen, werden sie wissen, dass ich als Berichterstatter unterwegs bin und irgendwo was Interessantes passiert.«

Seine Begeisterung war zurück. Die Stimme des Kollegen klang nicht mehr schüchtern, sondern wieder sicher und sonor, während er durch die Straßen kurvte. »Und für mich ist er praktisch, weil ich sonst meine notwendige Ausrüstung nicht mitführen könnte. Mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn wäre das unmöglich.«

Rasant ging es die breite Friedensstraße hinunter bis direkt vors Frankfurter Schauspielhaus, dessen wuchtiger Bau mit seiner Jugendstilfassade den Platz dominierte. Friedrich Milanski parkte den Werbewagen gut sichtbar neben dem Märchenbrunnen. Das marmorne Mainweibchen in der Mitte blickte amüsiert auf sie herunter. Sowohl die zahlreichen Fußgänger und Motoristen als auch die Fahrgäste der vorbeirumpelnden Tram nahmen auf diese Weise sicherlich Notiz von Radio Frankfurts Anwesenheit am Schauspielhaus.

»Also schön, was genau machen wir hier?«, verlangte Margot zu wissen.

Ihr Kollege war gerade dabei, die beiden Taschen sowie verschiedene andere technische Utensilien aus dem Bus zu räumen.

»Wir führen ein Interview mit Carla Simonetti.«

»Hier? Jetzt? Wäre das nicht einfacher, wenn sie sowieso im Sender ist? Dann könnten Sie beide sich gemütlich in ein Übertragungsstudio setzen, und Sie müssten nicht Ihre gesamte Ausrüstung durch Frankfurt transportieren.«

Er richtete sich auf, schwer beladen, und Margot nahm ihm ungefragt ein paar Teile ab.

»Schon. Aber für die Hörer ist es weit spannender, wenn wir direkt vor Ort eine Reportage machen und sie im Hintergrund Verkehrsgeräusche oder andere Stimmen oder was auch immer hören. Dann haben sie das Gefühl, direkt dabei zu sein,

verstehen Sie? Und schalten nächstes Mal wieder ein, wenn im Programmheft steht, dass Friedrich Milanski für sie unterwegs ist.«

Carla Simonetti gab, parallel zu ihrem Engagement als Hörspielsprecherin, im Schauspielhaus das Käthchen in *Der Widerspenstigen Zähmung* von William Shakespeare. Aufgrund von Gesas Beschreibung vermutete Margot, dass die Rolle gut zu ihr passte, da würde sie sich nicht groß verstellen müssen. An diesem Tag hatte die Generalprobe stattgefunden, abends war Premiere. Friedrich Milanski wollte das Flair vor der ersten Aufführung einfangen.

Zusammen warteten sie auf die Schauspielerin, die sich natürlich verspätete. Als die Simonetti endlich erschien, scharte sich sofort eine Reihe Schaulustiger um sie. Geduldig und gut gelaunt gab sie Friedrich Milanski Auskunft über das Schauspiel. Und darüber, wie sämtliche Termine getaktet worden seien, damit Frau Simonetti auch bei *Kommissar Feldman und der Fall Aurora* im Radio mitwirken konnte. Der Reporter stellte seine Fragen geschickt und rührte die Werbetrommel für das Hörspiel unauffällig, aber ordentlich.

Ein junges Paar hatte sich auf den Rand des Märchenbrunnens gesetzt und beobachtete die Gruppe Menschen, die sich um die Simonetti, den Reporter und Margot drängte. Dabei aßen sie Weintrauben aus einer Papiertüte. Während des Interviews achtete Margot darauf, dass niemand über die technischen Geräte fiel oder sich an ihnen zu schaffen machte, damit Friedrich Milanski sich ungestört auf Frau Simonetti konzentrieren konnte. Sie hatte ordentlich zu tun, denn die Neugier der Umstehenden war groß. Schließlich hob sie das Mikrofonkabel vom Boden auf und hielt es hoch. Ihr Kollege nickte ihr dankbar zu, auf diese Weise war es vor den Füßen der Passanten geschützt. Nach wenigen Minuten tauchte ein Zeitungsreporter auf, der die Szene ablichtete, inklusive der Kabelträgerin und der beiden Beobachter auf dem Brunnenrand im Hintergrund. Wie Margot den cleveren Kollegen mittlerweile einschätzte, hatte der den Herrn von der *Frankfurter Zeitung* sicherlich im Vorfeld informiert. Frau Simonetti hob den Kopf und lächelte in die Kamera. Sie trug eine runde Sonnenbrille, eine glitzernde Spange im Haar und hatte auf einen Hut verzichtet. Der Zeitungsreporter wartete geduldig, bis Friedrich Milanski all seine Fragen gestellt hatte und sich dankend von Frau Simonetti verabschiedete. Dann trat er an sie heran, zückte Bleistift und Notizblock und übernahm.

Margot half ihrem Kollegen beim Einpacken.

»Das hat prima geklappt. Die Simonetti war in bester Laune, das wird den Hörern gefallen haben. Sie hat geplaudert, als würden wir bei ihr daheim im Wohnzimmer sitzen. Aber ich habe schon gehört, dass sie vor Publikum spitze ist. Toll, dass sich so viele Schaulustige eingefunden haben, das kam uns zugute.« Er trommelte fröhlich aufs Lenkrad. Langsam fuhren sie am Theater vorbei, und Margot warf einen Blick zurück aus dem Fenster. Das Interview war über eine Telefonleitung direkt ins Programm eingespielt worden, daher die langen Kabel. Sie verstand gut, dass er erleichtert war. Immerhin hatte auch er eben auf einer Art Bühne gestanden. Nervlich gesehen bestand kaum ein Unterschied zwischen seiner Darbietung und der, die Margot als Musikerin bringen musste. Beide hatten sie stets nur eine Chance, die Zuhörer zu überzeugen.

»Ich vermute, dass so was nicht immer reibungslos läuft?«

Er lachte, setzte den Blinker und bog links ab. »Na, davon können Sie ausgehen. Mal abgesehen davon, was technisch alles schiefgehen kann, erinnere ich mich an eine Reportage, bei der ich vom Anlegen eines Schiffes am Untermainkai berichtet habe. Es sollte ein kurzer Beitrag werden. Schiff kommt, macht fest, die Leute steigen aus. Ein bekannter Fußballspieler von der Eintracht war an Bord, quasi mein Zugpferd, das die Hörer interessierte. Aber irgendwie hat der Kapitän das mit dem Anlegen nicht hinbekommen. Er brauchte vier Versuche, bis es endlich geklappt hat.« In Erinnerung an das Ereignis schüttelte Friedrich Milanski den Kopf. »Statt einer Viertelstunde Sendezeit hat es eine halbe gedauert, und ich musste die Leute irgendwie bei der Stange halten.«

»Das stelle ich mir schwierig vor.«

»Ich habe ziemlich geschwitzt. Gut, dass man mich nur gehört, aber nicht gesehen hat.« Er zwinkerte Margot zu. »Jedenfalls habe ich frei erfunden, dass der Wind einer Dame den Hut vom Kopf ins Wasser geweht hat und ein Herr ihn mit einem Stock wieder herausfischen musste. Als die Passagiere dann endlich von Bord gingen, war ich hochofregt, dass der Fußballer nicht allein war, sondern Frau und Kind dabei hatte und ich davon erzählen konnte.«

»Ihr Beruf ist wirklich aufregend«, sagte Margot.

»Schon. Auch wenn ich nie über die wirklich wichtigen Dinge berichte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, alles, was die Welt beschäftigt, Politisches eben, das kriegen wir von der Dradag und lesen es nur ab, wie es reinkommt.«

Margot verstand nicht. »Was ist die Dradag?«

»Der Drahtlose Nachrichtendienst in Berlin. Laut Gesetz dürfen Rundfunksender nur unpolitische Nachrichten selbst verfassen. Sport, Wetter, Wirtschaft und Soziales. Alles andere erstellt die Dradag, schickt es an die Sender, und wir verlesen es so, wie die das schreiben.« Er sah Margot von der Seite an. »Ist es für Sie in Ordnung, wenn wir kurz in der Verwaltung vorbeifahren? Herr Bronnen möchte mich sprechen.«

Nach dem Interview und der aufregenden Geschichte fühlte sich Margot beschwingt, sie hatte nichts dagegen, Friedrich Milanski noch länger durch seinen Tag zu begleiten. Spannend war es außerdem. Genau genommen wusste sie nämlich reichlich wenig über ihren gemeinsamen Arbeitsplatz. Sie kannte den Probenraum, Ewald Bienefelds Launen und ganz oberflächlich ein paar der Kollegen. Diejenigen, die sich trauten, gelegentlich ein Wort mit ihr zu wechseln, ohne die Missbilligung des Dirigenten zu fürchten.

Vor dem Verwaltungsgebäude gab es keinen freien Parkplatz, daher stellte Friedrich Milanski den Bus neben der Litfaßsäule auf der gegenüberliegenden Straßenseite ab, und Margot blieb beim Wagen. Sie stieg aus, lehnte sich an die Seite und ließ sich die späte Nachmittagssonne ins Gesicht scheinen. Ihr leichter Wollmantel stand offen, darunter trug sie ein knielanges Kleid mit hellgrünem Rock und gemustertem Blusenteil. Die langen brünetten Locken hatte sie zu einer modischen Bobfrisur hochgesteckt, die sie oft an den Frankfurter Damen sah. Sich die Haare kurz schneiden zu lassen, wie so viele derzeit, so weit war sie noch nicht.

Margot schloss die Augen und genoss den Moment, dachte an nichts anderes als die Sonnenstrahlen, die ihre Haut wärmten. Bis sie Friedrich Milanski rufen hörte.

Er stand im Eingang des Verwaltungsgebäudes, winkte ihr wild zu und wartete darauf, die Straße überqueren zu können. Gerade kamen einige Autos nacheinander, dann ein Motorradfahrer, aber schließlich war die Fahrbahn frei, und er rannte zu ihr. Er strahlte über das ganze Gesicht.

Ehe sie es sich versah, riss er sie in seine Arme und drückte ihr einen Kuss auf den Mund, mitten auf dem Bürgersteig. Er hob sie sogar kurz hoch und drehte sich gemeinsam mit ihr einmal um die eigene Achse. Dann stellte er sie wieder ab.

»Bevor Sie mir jetzt eine runterhauen«, stieß er atemlos hervor, »hören Sie mich an. Ich wurde soeben befördert! Stellen Sie sich das mal vor! Zum Leiter der Abteilung für Zeitgeschehen. Ist das nicht eine Sensation?«

Die vollkommen verdatterte Margot schob eine Haarnadel, die sich gelöst hatte, zurück in ihre Frisur. Langsam, um Zeit zu gewinnen, weil die Situation sie überforderte. Seine Lippen auf den ihren hatten sich aufregend angefühlt, auch wenn der Kuss nur wenige Sekunden gedauert hatte. Hätte er sie nicht derart überrascht, hätte sie – was? Protestiert? Ihm tatsächlich eine Ohrfeige gegeben? Oder den Kuss am Ende erwidert?

»Gratulation.« Auch Margot war jetzt außer Atem. Bestimmt hatte sie rote Flecken am Hals, wie immer, wenn sie verlegen war. »Ich freue mich für Sie.«

»Dann lassen Sie uns feiern gehen! Ich lade Sie ein.«

»Das geht nicht. Ich habe einen weiten Heimweg, und wenn ich nicht ...« Nur langsam erlangte sie die Kontrolle über sich zurück.

»Ihr Fahrrad und das Cello laden wir in den Bus. Ich bringe Sie später nach Hause.«

Sie zögerte, noch immer von Verlegenheit ergriffen, und wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich werde Sie nicht mehr küssen, versprochen. Das ist nur im Überschwang meiner Freude passiert.«

Mit skeptischem Blick musterte sie ihn prüfend.

»Es sei denn, Sie möchten, dass ich es noch mal tue.«

»Herr Milanski!« Eigentlich wollte sie streng sein, aber sie musste lachen. Wie sollte sie ihm böse sein, an diesem Tag, der so viel für ihn parat hielt? Ebenso wie für Margot. Innerhalb weniger Stunden hatte sie zahlreiche unerwartete Facetten an Friedrich Milanski entdeckt. Sie reichten von Musikleidenschaft über Schüchternheit bis hin zu unbändiger Freude und jungenhaftem Witz. Eine Prise Dreistigkeit war auch dabei. Der Mann war mit einem Wort unwiderstehlich – und sich dessen nicht einmal bewusst.

»Kommen Sie, das können Sie mir nicht abschlagen. Opfern Sie sich und feiern Sie mit mir. Für den Sender.«

»In Ordnung. Aber nur ein Stündchen, dann muss ich wirklich nach Hause.«

»Wartet jemand auf Sie?«

»Meine Cousine Gerda und ihre Familie. Ich wohne bei ihnen.«

Weil er sie weiterhin abwartend ansah, fügte sie hinzu: »Falls Sie wissen wollen, ob ich verheiratet oder verlobt bin, so lautet die Antwort nein.«

Sie fuhren zurück in den Sender und holten Margots Sachen. Das Cello und auch das

Fahrrad passten problemlos in den Bus, vor allem da der Kollege sämtliche Übertragungsgerätschaften ausräumte und im Sender ließ. Dann schlugen sie den Weg über die Obermainbrücke nach Sachsenhausen ein und steuerten das Lokal *Zu den drei Steubern* in der Dreieichstraße an. Über dem Eingang hing eine Laterne an einem schmiedeeisernen Halter. Sie brannte bereits, obwohl es noch nicht dunkel war. Drinnen herrschte reges Treiben in geselliger Lautstärke. Am Stammtisch, den ein Messingschild als solchen kennzeichnete, spielte ein Mann mit Vollbart und Zigarette im Mundwinkel auf einer Ziehharmonika. Margot kannte das Lied. Es war *Auf dieser Welt hab ich kein Freund*.

Sämtliche Wände waren mit dunkelbraunem Holz vertäfelt, eine umlaufend angebrachte Leiste mit Kleiderhaken bot Platz für jedermanns Jacken und Mäntel. Doppelhängelampen, ebenfalls aus Messing und mit Milchglasschirmen, spendeten warmes Licht. Für Neuankömmlinge wurde auf den langen Sitzbänken einfach ein Stück zusammengedrückt.

Auf dem Tresen stand ein Glas mit Soleiern und daneben ein riesiger Bembel mit Apfelwein aus eigener Kelterei in einem Gestell, das dem Wirt das Ausgießen erleichterte.

Friedrich fand einen Platz weit entfernt vom Musikanten, an dem sie sich unterhalten konnten, ohne einander anzuschreien. In einer Nische am Fenster stand ein kleiner Tisch für zwei Personen, mit gegenüberliegenden, in die dicke Hausmauer eingelassenen Sitzen, auf denen sie Platz nahmen. Der Wirt kam mit einem Kupfertablett EbbelwoiGläser vorbei und stellte ihnen wortlos zwei randvolle Gerippte hin, so nannte man in Frankfurt die typischen Gläser. Dann sah er sie an. Er war ein älterer Herr mit weißem Haarkranz und Falten, die sich tief von den Mundwinkeln bis hinunter zum Kinn eingegraben hatten. Seine Unterlippe war deutlich prominenter als die obere, und er schob sie in stummer Frage noch ein Stück weiter vor.

»Äh, ich nehme Rippchen mit Brot«, sagte Friedrich Milanski. »Und Sie?«

Margot überlegte kurz. »Handkäs, bitt schön.«

»Mit Musik oder ohne?« Der Wirt sprach in hessischem Dialekt und freundlichem Tonfall.

»Ohne.«

»Is recht. Sonst noch ebbes?«

»Einen Wasserweck«, fügte Margot rasch hinzu, bevor er wieder ging.

»Hier wird nicht viel mit den Gästen palavert«, erklärte Friedrich Milanski.

»Das merke ich schon«, Margot sah sich um. »Dafür reden die Gäste untereinander umso mehr. Ich finde es urig hier. Wie in einer dunklen, warmen Höhle.«

»Nicht wahr? Eine richtig ehrliche Wirtschaft. Hier ändert sich nie was. Meistens sitzen sogar jeden Tag dieselben Leute auf denselben Plätzen. Deshalb komme ich gern nach der Arbeit vorbei. Es beruhigt mich irgendwie, wenn ich nach einem ereignisreichen Tag einfach hier sein kann.«

Ihre Bestellung wurde gebracht. Margot liebte den bekannten Frankfurter Sauermilchkäse, der in einer Marinade serviert wurde. Die Musik, die Zwiebeln, ließ sie meistens weg. Dafür aß sie gerne die typischen Brötchen mit dunkler Kruste dazu.

Über Essen und Geplauder entspannten sich die beiden zusehends. Es war

offensichtlich, dass beide die Gesellschaft des anderen genossen, und natürlich war es nicht mit einem Stündchen getan, wie Margot anfangs verkündet hatte. Draußen wurde es dunkel.

»Lassen Sie uns Brüderschaft trinken«, schlug Friedrich Milanski schließlich vor.

Margot zögerte. »Das geht nicht. Sie wissen doch, wie es um meine Position in der Rundfunkkapelle bestellt ist. Wenn wir uns duzen, und Herr Bienefeld erfährt das, wird er noch mehr auf mir herumhacken. Ich kann ihn förmlich hören, wie er behaupten wird, ich würde Ihnen schöne Augen machen und so weiter und so fort.«

Über den Tisch hinweg griff er nach ihrer Hand und hielt sie fest, als sie versuchte, sie wieder wegzuziehen. Margot gab den Widerstand auf und hörte ihm zu.

»Wollen Sie damit sagen, wir beide dürfen uns nicht anfreunden, weil Sie Bammel vor dem Unsinn haben, den ein alternder Nörgler von sich gibt? So oder so, egal was Sie machen?«

Das klang in der Tat lächerlich. »Vielleicht, wenn wir uns nur privat duzen?«

»Ganz oder gar nicht. Viele der Kollegen sind untereinander per Du. Damit geht man keinerlei Verpflichtung ein, und wenn sich jemand das Maul darüber zerreißen will, soll er das.« Er ließ ihre Hand los, und Margot schluckte. Sie musste ihre Position beim Rundfunk um jeden Preis halten, durfte nichts riskieren. Aber was war dabei? Gesa duzte ihre Kollegen Ernst Gehring und Peter Nagel und die meisten anderen auch, und Inge hielt es ebenso.

»Also schön.« Sie erhob ihr Glas.

Er nahm das seine und fasste um ihre Armbeuge herum. Jeder trank einen Schluck Apfelwein.

»Ich heiße Margot.«

»Friedrich. Besser Fritz.« Abwartend blickte er in ihre Augen und rührte sich nicht von der Stelle.

Sie stellte ihr Glas ab, stand auf, beugte sich über den Tisch und hauchte einen Kuss auf seine Wange.

Nachdem sie sich wieder hingesetzt hatte, sah er sie weiterhin eindringlich an.

»Manchmal lohnt es sich, ein wenig mutig zu sein und sich nicht um die anderen zu scheren.«

»Ich weiß. Aber als einzige Frau in einer Männerdomäne, und noch dazu mit einem gehässigen Dirigenten, ist das schwierig.«

»Wir haben es alle nicht leicht, das kannst du mir glauben. Vor ein paar Jahren, als Radio Frankfurt noch in den Kinderschuhen steckte, waren unsere Gehälter derart mickrig, dass niemand ordentlich davon leben konnte. Ich hatte ursprünglich eine Anstellung als Bauzeichner. Was in Zeiten wie diesen, in denen halb Frankfurt saniert wird und überall Neues entsteht, eine sichere Bank war. Trotzdem habe ich meinen Beruf aufgegeben, um mit vollem Einsatz fürs Radio arbeiten zu können. Ähnlich wie der Sänger, über den wir vorhin gesprochen haben, wenn auch nicht mit gleichartig durchschlagendem Erfolg.« Ein Lächeln spielte um seine Lippen. »Ich musste in eine kleinere Wohnung ziehen, mich finanziell einschränken. Aber da ich alleinstehend bin und für niemanden die Verantwortung trage, war das möglich. Seit heute, durch meine Beförderung, sieht die Sache schlagartig wieder anders aus. Durchhalten lohnt sich,

Margot. Und mach dir nicht dauernd Gedanken über die anderen.«

Nun war sie es, die ihn anstarrte. »Du kannst deine Lebensumstände nicht mit meinen vergleichen. Du kennst mich überhaupt nicht.«

Kurz kehrte wieder die Unsicherheit in sein Gesicht zurück. »Es tut mir leid. Ich wollte dir nicht zu nahe treten. Oder belehrend klingen.«

Sie trank ihren Apfelwein aus. »In Ordnung. Ich möchte jetzt bitte nach Hause, es ist schon spät.«

Die Fahrt von Frankfurts Süden bis nach Ginnheim verbrachten sie schweigend. Margot biss auf ihrem Daumennagel herum. Ihr fiel nichts ein, was sie hätte sagen können, um die Situation wieder aufzulockern.

Vor dem Haus ihrer Cousine lud Friedrich zuerst das Cello aus und dann das Fahrrad.

»Soll ich dir beim Hineintragen helfen?«

»Nein, nein«, sagte sie ein wenig zu schnell.

Er machte einen Schritt zurück und steckte die Hände in die Hosentaschen. »Schön. Dann gute Nacht, bevor uns noch einer zusammen sieht.«

»Fritz, so meinte ich es nicht. Wir sind keine Backfische mehr. Es ist mir vollkommen egal, ob meine Cousine, ihr Mann oder ihre Kinder mitbekommen, dass wir beide zusammen aus waren. Es ist nur ...«

Er wartete ab, bis sie weitersprach, hielt den Kopf gesenkt und sah sie nicht an.

»Wie ich vorhin schon gesagt habe, du kennst mich nicht ...«

»Dann gib mir die Gelegenheit, dich kennenzulernen.«

Sie atmete tief durch, doch sie zögerte immer noch.

»Wovor hast du Angst?«

Wie hätte sie es ihm erklären können? Er würde augenblicklich nichts mehr von ihr wissen wollen. Margot schüttelte den Kopf, weil ihr keine unverfängliche Antwort einfiel.

Ohne noch etwas zu sagen, stieg er wieder in den Wagen und fuhr davon. Selbstverständlich hielt er sich an sein Versprechen, sie nicht noch einmal zu küssen. Ein Umstand, den Margot bedauerte, denn sie fand Friedrich Milanski unfassbar anziehend. Sogar wenn er wütend auf sie war. Aber er hatte keinen Platz in ihrem Leben. Besser, sie schlug sich schnell aus dem Kopf, dass aus ihnen jemals mehr werden könnte als freundschaftlich verbundene Kollegen.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die Schauspielerin Elisabeth Strickrodt heiratet den jungen Herzog Joachim Ernst von Anhalt.«

Elisabeth Strickrodt wurde 1903 in Sachsen als Tochter eines Opernsängers geboren. Ihre Ehe mit Herzog Joachim Ernst von Anhalt hielt nicht lange, sie wurde bereits 1929 wieder geschieden.

»Inge ist mit dem halben Sender auf Du und Du, Margot. Und ich auch mit vielen Kollegen. Das ist völlig normal, wenn man zusammenarbeitet und viel Zeit miteinander verbringt. Es ist nichts Anrühiges dabei. Nur weil du Friedrich Milanski duzt, wird dich niemand schief anschauen. Wir nennen ihn übrigens ebenfalls beim Vornamen.«

Gesa, Inge und Margot schlenderten durch das Kaufhaus Michael Schneider auf der Zeil. Einen Kaffee in der Alten Hauptwache gleich gegenüber gönnten sie sich selten, aber sie hatten es sich zur Angewohnheit gemacht, nach der Arbeit gelegentlich eines der zahlreichen Geschäfte auf Frankfurts größter Einkaufsstraße zu durchstöbern. Das kostete kein Geld und war äußerst unterhaltsam. Sie erfreuten sich am Anblick der vielfältigen Waren, die sie sich zwar nicht leisten konnten, die aber hübsch anzusehen waren. Außerdem machte es Spaß, sich vorzustellen, wie diese Sachen später einmal in ihr erträumtes Haus passen würden. Etwa die Möbel im dritten Stock des Kaufhauses. Es gab traditionelle Kredenzen, Tische und Stühle. Aber auch extravagante Sessel und Schreibtische. Im Geiste richtete Gesa Zimmer um Zimmer damit ein.

Inge setzte sich an einen runden Tisch mit polierter Platte und modernem Messingfuß. Sie ignorierte den Blick des Verkäufers, der im Hintergrund stand. Und sich ihnen nicht näherte, weil er mit Sicherheit wusste, dass sie keine potenzielle Kundschaft waren.

»Stellst du dich vielleicht deswegen ein wenig mädchenhaft an, weil du an ihm interessiert bist?«, fragte sie die Freundin geradeheraus und mit neckendem Unterton.

»Äh.« Auch Margot und Gesa setzten sich. »Natürlich nicht. Also, er ist schon nett. Und sieht sicherlich gut aus und hat eine wahnsinnig tolle Stimme. Aber ich brauche keinen Mann.«

»Brauchen tut die Männer keine von uns, meine Liebe, aber wir wollen sie trotzdem«, bemerkte Inge lakonisch, und Gesa verdrehte die Augen. Der Verkäufer setzte sich langsam in Bewegung und näherte sich ihnen, als würde er sich an einen Schwarm Vögel anschleichen, den es aufzuscheuchen galt. Die drei erhoben sich und

gingen weiter. Mit säuerlichem Gesichtsausdruck drehte ihr Beobachter ab und postierte sich neben einem Ensemble aus zwei Sesseln und einer Couch. Im Vorbeigehen lächelte Inge ihn betont freundlich an, aber seine Miene änderte sich nicht.

»Irgendwann werde ich so viel Geld haben, dass man es mir schon aus der Entfernung ansieht«, murmelte sie. »Dann werden mich Leute wie der da nicht mehr mustern, als wäre ich ein Ärgernis.«

»Sondern dich umwerben, damit du was kaufst? Mit falscher Freundlichkeit?«

»Genau, Gesa. Das wünsche ich mir.« Sie warf einen grimmigen Blick über die Schulter. »Aber zurück zu dir, Margot. Ist doch wunderbar, wenn ihr euch mögt, du und der Fritz. Oder spricht irgendwas gegen eine Liebelei? Gönn dir das, fürs Herz. Allein mit Musik wirst du nicht glücklich.«

»Wenn es nur so einfach wäre.« Ein tiefes Seufzen ließ Gesa aufhorchen. Warum machte Margot ein solches Drama aus einem Flirt? Warum gestattete sie sich nicht, ihren Gefühlen nachzugeben? Es war offensichtlich, wie sie für Friedrich Milanski schwärmte, sie sprach seit Tagen nur noch von ihm.

»Wie steht es eigentlich zwischen dir und dem Herrn Chorleiter, Inge?«, wechselte Gesa das Thema, um der Freundin eine Verschnaufpause zu gönnen. Sie schlenderten mit wippenden Rocksäumen über eine breite Treppe nach unten und durch die Kurzwarenabteilung, und Gesa warf einen sehnsüchtigen Blick in Richtung der zahlreichen Stoffe. Was könnte sie sich daraus alles Feines nähen!

»Alles bestens. Gestern hat er mich vorsingen lassen. Unter vier Augen«, sie grinste. »Und heute hat er mir mitgeteilt, dass er mich gern in den Rundfunkchor aufnehmen würde, weil meine Stimme eine Bereicherung wäre.«

»Gratuliere!«, rief Margot und klatschte in die Hände. »Das hat der Gute richtig erkannt. Spricht für ihn.«

Gesa blieb stehen. Sie versuchte, sich ihre Skepsis nicht anmerken zu lassen. War es wirklich Inges Stimme, die Schäfer überzeugt hatte? Es wäre das erste Mal, dass er weibliche Leistung ohne Hintergedanken honorierte. Sie wollte der Freundin nicht unterstellen, ihren Bemühungen durch körperliches Entgegenkommen Nachdruck verliehen zu haben, aber ganz verdrängen konnte sie den Gedanken auch nicht. Außerdem – Inge hatte bereits eine Aufgabe beim Sender. Eine, die ihre Anwesenheit von neun bis siebzehn Uhr erforderte, ebenso wie ihre volle Konzentration. »Du bist Herrn Bronnens Sekretärin. Wie willst du zwei Stellen gleichzeitig ausfüllen?«

Inges verletzter Blick rief ein schlechtes Gewissen in Gesa hervor. Sie hätte ihr gratulieren sollen, wie Margot. Anstatt gleich mit Bedenken herauszuplatzen.

»Herr Schäfer will mit ihm reden und ihn fragen, ob er mich für die Proben kurzfristig freistellt. Ich meine, die üben ja nicht ständig. Mal ein Stündchen hier, mal eines da, und dann eben die Sendungen. Falls der Bronnen das nicht gut findet, muss er sich eben eine neue Sekretärin suchen.«

»Aber als Intendant hat er eine gewichtigere Stimme als der Schäfer«, gab Margot zu bedenken. »Was, wenn er dich nicht freistellt?«

»Das wird er schon. Ich kann ganz gut mit ihm. Und er ist auch nur ein Mann, das kriege ich hin. Er wird damit einverstanden sein, mich mit dem Chor zu teilen.

Immerhin gibt es einige Mitarbeiter im Sender, die verschiedene Aufgaben machen. Das ist nichts Ungewöhnliches. Und wenn ich die Qualität der Gesangsdarbietungen verbessere, ist das gut für alle.«

Vor den Türen des Kaufhauses verabschiedeten sich die Freundinnen voneinander. Inge wollte sich auf ihren Auftritt im Palastcafé vorbereiten. Margot musste nach Hause und Cello üben.

Gesa überquerte geistesabwesend die Straße. Ein Motorradfahrer hupte sie an, weil sie ihm beinahe vor die Maschine gelaufen wäre und er einen Schlenker fahren musste, um ihr auszuweichen. Gesa wollte nicht, dass Inge mit Albert Bronnen flirtete, nur damit er sich kulant verhielt. Allein der Gedanke daran schnürte ihr die Kehle zu. Nicht jedes Problem ließ sich mit Schmollmund und Augenaufschlag aus der Welt schaffen. Bestimmt würde der Intendant Inge durchschauen. Oder war er wie alle Männer und weiblichen Reizen gegenüber immer aufgeschlossen? Warum dachte sie überhaupt darüber nach? Wenn Inge in den Chor wollte und sich dadurch Karrierechancen ausrechnete, sollte Gesa sie dabei unterstützen und alles befürworten, was sie dafür tat. Auch wenn sie nicht wirklich verstand, weshalb für die Solokünstlerin Inge plötzlich ein Chor infrage kam.

Noch immer tief in Gedanken, steuerte sie auf ein prächtiges Gebäude am Anfang der Zeil zu, auf dessen Dach ein weithin sichtbares Reklameschild mit einem großen Globus prangte. Die Buchhandlung Auffahrt, mit Lesestoff aus aller Welt, war eine ihrer liebsten Anlaufstellen in Frankfurt. Sie hatte gehört, dass das Haus bald abgerissen werden sollte, um einem weiteren Großkaufhaus Platz zu machen. Ein Umstand, den sie bedauerte, gab es für Gesa doch nichts Schöneres, als durch die Reihen der ausgestellten Bücher zu schmökern. Dabei fiel es ihr schwer, sich für einen Titel zu entscheiden, die Auswahl war einfach zu verlockend. Vor einem Aufsteller blieb Gesa stehen und nahm einen neu veröffentlichten Kriminalroman zur Hand. Der Klappentext versprach nicht das, was sie sich vorgestellt hatte. Aber das Exemplar daneben hatte einen spannenden Titel. Nach wenigen Minuten war sie derart in die Betrachtung der Bücher versunken, dass sie ihre Umgebung kaum mehr wahrnahm.

»Fräulein Westhof. Hallo? Hören Sie mich?«

Überrascht blickte sie auf und direkt in Albert Bronnens schokoladenbraune Augen. Er lächelte sie an. Einer seiner Schneidezähne war ein ganz klein wenig schief, wie ihr erst jetzt auffiel, und er trug dunkle Bartstoppeln in seinem für gewöhnlich glatt rasierten Gesicht. All das erfasste Gesa in einer Sekunde. Sie schnappte hörbar nach Luft.

»Habe ich Sie erschreckt? Das wollte ich nicht.« Zu ihrem Bedauern verschwand sein Lächeln. »Ich hatte Sie schon zweimal angesprochen, aber Sie waren zu sehr in Ihre Lektüre vertieft. Was ist das denn? Muss ja spannend sein.«

Er nahm ihr das Buch aus der Hand. »Herbstgedanken. Von Wilhelm Steffel. Können Sie das empfehlen?«

»Ah. Nein, ehrlich gesagt nicht. Ich kenne den Autor, daher hat es mich neugierig gemacht. Aber das ist nichts, was ich lesen möchte. Ich bevorzuge Kriminalromane.« Sie nahm ihm das Buch wieder ab und stellte es zurück ins Regal. »Eigentlich

schwanke ich zwischen diesen beiden.« Hauptsächlich um weitere Nachfragen zu vermeiden, aber auch weil seine Meinung sie interessierte, zeigte Gesa Albert Bronnen zwei Romane, die sie ansprachen, und wartete, bis er die Zusammenfassung auf den Buchdeckeln überflogen hatte.

»Hm, beide Klappentexte klingen spannend. Da fällt die Entscheidung wirklich schwer. Wissen Sie was?« Er reichte ihr eines der Bücher. »Sie nehmen den Roman hier und ich den anderen, und wenn wir sie gelesen haben, tauschen wir. Einverstanden?«

»Sie müssen das nicht machen, Herr Bronnen.«

Endlich lächelte er wieder. »Ich weiß. Aber wir sind anscheinend beide Krimifreunde. Also warum nicht, wenn jeder von uns einen Nutzen davon hat?«

»Na schön.«

Sie bezahlten die Bücher. Im Hinausgehen sagte er: »Ich bin ein schneller Leser, Fräulein Westhof, und Sie?«

»Geht so. Falls Sie vor mir fertig sind, müssen Sie auf mich warten.«

»Das mache ich gerne.« Die Art und Weise, wie er das sagte, verursachte bei Gesa ein Kribbeln im Bauch.

»Gehen Sie jetzt nach Hause?« Sie standen draußen auf dem Bürgersteig, die Buchhandlung würde gleich schließen, ebenso wie die anderen Geschäfte auf der Zeil.

Gesa nickte. Sie drückte das Buch an ihre Brust und sah ihn an. »Ja. Und Sie, Herr Bronnen?«

»Ich auch.« War es Unschlüssigkeit, mit der er sie ansah? Wollte er etwas vorschlagen? Vielleicht, ob sie zusammen noch was trinken gehen sollten?

Aber er sagte: »Dann bis morgen. Wir sehen uns zur Ausstrahlung von Teil zwei. Ich hoffe, Sie sind nicht mehr so nervös wie vor dem ersten Teil.«

Gesa erschrak. »Wieso? Hat man mir das angemerkt?«

»Nein, nein. Ich meine nur. Vor der ersten Sendung ist man doch immer recht aufgeregt, und dann legt sich das mit der Zeit. Oder etwa nicht?«

Nein, wollte sie sagen. Allein der Gedanke daran, morgen wieder direkt auf Sendung zu gehen, rief einen Zustand akuten Lampenfiebers bei Gesa hervor. Sie war sicher, dass sich das auch bei den folgenden Episoden nicht das kleinste bisschen beruhigen würde. Aber sie schwieg, nickte und lächelte. Erneut wirkte er, als wolle er etwas sagen. Albert Bronnen klemmte das Buch auf den Gepäckträger seines Fahrrads und schwang sich auf den Sattel.

»Also dann. Es war schön, dass wir uns getroffen haben.«

»Das finde ich auch, Herr Bronnen. Auf Wiedersehen.«

Sie blickte ihm nach, wie er in den Verkehr auf der stark belebten Straße eintauchte. Bald war er nicht mehr zu sehen. Gesa atmete tief durch. Wie war sie auf die Idee gekommen, er könne Zeit mit ihr verbringen wollen? Als Sendeleiter hatte er sicher keinerlei Bedürfnis, seine Angestellten auch noch nach Feierabend um sich zu haben. Wieder kam ihr sein Lächeln in den Sinn. Sie sehnte sich danach, es erneut zu sehen.

Am Freitag fuhr Gesa früh in den Sender, um bei den Vorbereitungen für die Ausstrahlung zu helfen.

Im Aufenthaltsraum traf sie auf Friedrich Milanski. Einen Bleistift hinters Ohr

geklemmt, saß er auf einem Stuhl in der Ecke und sortierte Zettel.

»Hallo, Gesa.« Er winkte sie zu sich. »Wie klingt das: *Einen großen sportlichen Sieg konnte der zweiundzwanzigjährige Boxer Max Schmeling im Halbschwergewicht über seinen französischen Gegner Francis Charles erringen. Schmeling wird bald zu Europas bekanntesten Kämpfern gehören und sich nicht nur ins Schwergewicht wachsen, sondern auch die amerikanischen Boxer herausfordern.*«

Sie setzte sich auf die Armlehne eines mächtigen Sessels, der neben Friedrichs Stuhl stand. »Gut. Sagt man das so? ›Sich ins Schwergewicht wachsen‹? Als ob er noch ein Kind wäre.«

»Hm, ja, das heißt so.« Er wühlte mit beiden Händen im Haar auf der Suche nach dem Bleistift. Das erklärte seine zerzauste Frisur. »Soll ich das mit Amerika weglassen, was meinst du? Klingt das zu sehr nach Wahrsagertante mit Kristallkugel?« Schon begann er, etwas auf seinem Zettel durchzustreichen.

»Nein, nein«, sagte Gesa schnell. »Ich finde es gut.«

»In Ordnung, dann lasse ich es drin. Was ist damit: *Gleich die erste deutsche Teilnahme am Motorradrennen Targa Florio auf Sizilien führte zum Sieg. Paul Köppen aus Berlin gewann auf seiner 500-ccm-BMW-Maschine in seiner Klasse.*« Er brach ab und kritzelte etwas aufs Papier. »Da hätte ich beinahe einen Fehler übersehen ...«

»Liest du gleich die Sportnachrichten?«, fragte Gesa.

Friedrich warf einen Blick zur Wanduhr. »In acht Minuten. Ticktack. Irgendwie geht es mir heute nicht von der Hand.«

»Solche Tage gibt es. Wahrscheinlich bist du mit dem Kopf woanders.« Sie nahm ihm das Blatt weg und überflog, was er mit der Schreibmaschine getippt und dem Bleistift nachbearbeitet hatte. »Wirklich, Fritz, es ist tadellos. Das kannst du getrost vortragen.«

»Danke, Gesa.« Er stand auf, zupfte an seinem Pullunder und strich sich das Haar mit mäßigem Erfolg glatt. Dann schlüpfte er ins Jackett, das er nachlässig über die Stuhllehne geworfen hatte. »Ich muss. Dir wünsch ich toi, toi, toi für später. Bin schon gespannt auf Folge zwei.«

Nachdem er gegangen war, sah Gesa hinaus auf den Flur. Von Peter Nagel und Ernst Gehring war noch nichts zu sehen. Dann würde sie eben warten, sie war früh dran. Jemand hatte eine illustrierte Zeitung liegen lassen. Damit stellte sie sich ans Fenster und schlug sie auf. Gleich auf Seite drei stieß sie auf eine *Khasana*-Annonce. Die Sonne fiel wie ein Scheinwerfer auf den markanten Firmenschriftzug und das gezeichnete Bild einer Frau am Frisiertisch, die sich Lippenstift auftrug. Der glänzende dunkle Bob der Werbeschönheit erinnerte an Carla Simonetti. Unter der Abbildung stand in geschwungenen Buchstaben Willis Reklametext. Augenblicklich spürte Gesa einen Kloß im Hals. Schnell blätterte sie um. Ein Artikel über die Verlobung der Schauspielerin Vilma Bánky mit dem ebenso gut aussehenden wie beliebten amerikanischen Filmheldendarsteller Rod la Rocque versprach Ablenkung. Besonders die Fotografien der beiden waren schön anzusehen. Blieb zu hoffen, dass ihnen mehr Glück vergönnt war als Gesa. Aber was sollte bei zwei derart erfolgreichen, vom Leben verwöhnten Menschen schiefliegen?

»Fräulein Westhof?«

Gesa fuhr herum und klappte dabei die Zeitschrift zu, als wäre sie bei etwas Verbotenem erwischt worden.

»Scheint, als hätte ich Sie schon wieder erschreckt.«

Albert Bronnen stand in der offenen Tür.

»Oder als wäre ich ständig mit meinen Gedanken ganz weit weg«, murmelte sie.

»Was machen Sie um diese Uhrzeit schon hier? Wir treffen uns erst in drei Stunden, und die Sendung läuft in vier.«

»Ich wollte den Kollegen mit der Requisite helfen, aber Peter und Ernst sind noch nicht da.«

»Dann haben Sie gerade nichts vor? Kommen Sie doch mit mir ins Verwaltungsgebäude. Ich würde Ihnen gern etwas zeigen. In meinem Büro.«

Ein wenig unschlüssig blickte sie sich um. »Was, wenn Peter und Ernst ...«

»Ach, Herr Nagel und Herr Gehring können sicherlich die Geräuschkulisse allein aufbauen. Da machen Sie sich mal keine Sorgen. Also, was ist?«

Der Intendant fixierte sie abwartend. Er lächelte nicht, wirkte aber trotzdem freundlich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Gehen wir.« Gemeinsam liefen sie den Flur entlang, winkten Friedrich im Studio zu und fuhren schweigend mit dem Lift nach unten. Draußen im Hinterhof fragte Gesa: »Nehmen wir die Straßenbahn? Oder den Bus?«

Albert Bronnen ging zu seinem Fahrrad, schwang sich auf den Sattel und bedachte sie mit einem seiner eigentümlich intensiven Blicke. Dann lächelte er endlich. Genau genommen war es eher ein schiefes Grinsen. »Ich dachte eigentlich an das hier.«

»Nicht wirklich.« Gesa verschränkte die Arme vor der Brust.

»Es ginge aber wesentlich schneller als mit einem öffentlichen Verkehrsmittel, und ich brauche das Rad nachher sowieso wieder.«

»Sind Sie sicher, dass das eine gute Idee ist?«

»Klar. Wollen Sie vorne oder hinten sitzen?«

Gesa schickte einen kurzen Blick in den Himmel, dessen kleine weiße Wölkchen ebenso harmlos aussahen wie Albert Bronnens Gesichtsausdruck. Dann entschied sie sich für den Gepäckträger. Sie dachte an ihren abendlichen Ausflug mit Margot, gleich nach der ersten Folge, als sie hinunter ins Nizza gefahren waren. Damals hatte Gesa auf dem Sattel gesessen und sich wesentlich sicherer gefühlt als jetzt auf dem Gepäckträger. Ob das an der Sitzfläche oder den Schmetterlingen im Bauch lag, konnte sie nicht sagen.

Um nicht herunterzufallen, musste sie sich zwangsläufig an ihm festhalten. War es peinlich, mit ihrem verflüxt gut aussehenden Vorgesetzten auf dem Fahrrad durch die Stadt zu kurven? War es unpassend, sich einzugestehen, dass die Sache Spaß machte?

Er wählte einen Weg durch die Altstadtgassen, abseits der breiten Straßen. Die Direttissima. Einmal musste er scharf bremsen, weil ein Gemüsekarren die Fahrbahn versperrte, und Gesa wäre beinahe heruntergefallen. Fortan hatte sie keine Scheu mehr, sich fester an seinen Rücken zu schmiegen und die Arme um ihn zu schlingen. Kurz hinter dem Taunusplatz hielt er an und ließ sie absteigen. Die letzten Meter schob er seinen Drahtesel und ging neben ihr her. Anscheinend legte er doch Wert darauf, seinen seriösen Ruf zu wahren.

»Amüsiert Sie etwas?«, fragte er mit einem forschenden Seitenblick.

»Ich dachte nur gerade daran, was passiert wäre, wenn Sie dem Handkarren nicht hätten ausweichen können.«

»Dann wären wir hineingeknallt, und bei meinem Glück würde morgen in der Zeitung stehen: Radiointendant rast mit hübschem Gepäck mitten in die Kartoffeln.« Sie mussten beide lachen. War ihm bewusst, dass er sie hübsch genannt hatte?

Angekommen in der Elbestraße, nahmen sie die Treppe hoch zur Verwaltung. Inge hielt überrascht im Tippen inne und sprang auf, als sie die Freundin erblickte.

»Was machst du denn hier, ist was vorgefallen? Äh. Herr Bronnen? Sie sind schon wieder zurück?«

»Offensichtlich, Fräulein Jacobs. Ich habe etwas mit Fräulein Westhof zu besprechen.«

Inges ohnehin große Augen wurden noch runder, als sie perplex hinterhersah, wie Albert Bronnen Gesa galant die Bürotür aufhielt. Die warf einen kurzen Blick zurück zur Freundin und deutete ein Schulterzucken an.

Vor ihrem Rauswurf, bei dem sie das Mobiliar kaum wahrgenommen hatte, war Gesa erst ein einziges Mal im Allerheiligsten des Intendanten gewesen, damals noch bei Albert Bronnens Vorgänger, als sie ihren Anstellungsvertrag unterschrieben hatte. Es hatte sich nichts verändert. Schreibtisch, zwei Besucherstühle davor, ein Bücherregal, ein abschließbarer Aktenschrank aus Metall und eine Art Sideboard mit Schiebetüren. Auf dem Sideboard allerdings stand ein unförmiger Kasten, der mit einem Tuch abgedeckt war. Herr Bronnen steuerte geradewegs darauf zu und zog das Leinentuch weg.

»Was ist das?« Gesa trat näher. Spulen, Drähte – eine technische Apparatur. Eine, die sie noch nie gesehen hatte und die ihr nicht im Mindesten bekannt vorkam.

»Ein Stahldraht-Diktiergerät.«

»Aha.« Das aufgeregte Glimmen in seinem Blick konnte sie zwar nicht einordnen, sie wollte sich aber auch nicht mit einer dummen Frage blamieren, und so wartete sie lieber ab.

»Wir haben doch neulich darüber gesprochen, wie sensationell es wäre, Sendungen aufzuzeichnen und sie erst später ins Programm einzuspielen.«

Noch größere Ratlosigkeit machte sich in Gesa breit.

»Wissen Sie nicht mehr? Oben auf dem Dach des Sendgebäudes?«

Nun fiel der Groschen, und sie befürchtete, rot zu werden. Wie unangenehm, schon wieder an diese peinliche Situation erinnert zu werden. »Richtig. Ja. Ich war vielleicht ein wenig forsch und wollte nicht besserwisserisch erscheinen ...«

»Oh nein, Fräulein Westhof, im Gegenteil. Ich freue mich über jeden, der sich ebenfalls Gedanken darüber macht, wie man das Radio qualitätsmäßig voranbringen kann. Dass ausgerechnet Sie das sind, hat mich zugegebenermaßen überrascht«, Gesa runzelte die Stirn, während er unbeirrt weiterredete, »aber ich finde es grandios. Daher wollte ich Ihnen das zeigen.«

Mit einem Schlag sah das technische Gebilde interessant aus, und sie streckte vorsichtig die Hand, um zart eine der Spulen zu berühren. »Sie meinen, damit könnte man Hörspiele aufnehmen?«

Bedauernd schüttelte er den Kopf. »Leider nein. Aber es ist ein großer Schritt auf dem Weg dorthin.« Albert Bronnen dirigierte Gesa zum Schreibtisch und bedeutete ihr, sich auf einen der Besucherstühle zu setzen. Anstatt hinter seinem Tisch Platz zu nehmen, ließ er sich auf dem anderen nieder. Er beugte sich vor, stützte die Ellenbogen auf seine Oberschenkel und sah sie von unten herauf an, was Gesas Konzentration kurzzeitig ins Wanken brachte. Er hatte wirklich verführerische Augen.

»Das Diktiergerät ist für Hörspiele leider nicht geeignet, sondern nur für kurze Texte. Aber ich stehe in Briefkontakt mit dem Mann, der es gebaut hat. Herr Stille ist ein irrsinnig schlauer Kopf. Chemiker und Physiker zugleich und kurz davor, den Durchbruch zu erzielen, was lange Aufnahmen in hoher Qualität betrifft. Noch ein, zwei Jahre, dann werden wir unsere Sendungen aufzeichnen können.«

Seine Begeisterung wirkte ansteckend. Ein Kribbeln ging durch Gesas Bauch. »Stellen Sie sich mal vor, was das bedeutet, Herr Bronnen. Der Druck, der von uns abfallen wird, weil wir nicht mehr auf den Punkt liefern müssen, nicht mehr nur eine einzige Chance haben, es richtig zu machen. Stattdessen können wir vorausplanen, wie es uns passt, Szenen sogar wiederholen, wenn wir unzufrieden sind.«

»Genau. Und Stille ist nicht der Einzige, der gerade an großen Neuerungen in dieser Richtung tüftelt. Da gibt es auch noch diesen Österreicher, Fritz Pfleumer, einen Ingenieur. Er arbeitet für eine Zigarettenmaschinenfabrik in Dresden und späht meilenweit über seinen Suppentellerrand hinaus, wenn es um Erfindungen geht. Und Ludwig Blattner, das ist ein richtiger Tausendsassa, der in England lebt und mit Herrn Stille zusammenarbeitet. Hach!«, er sprang auf und sah auf Gesa herab. »Wir müssen unbedingt vorne mit dabei sein, sobald diese Geräte auf den Markt kommen. Damit werden wir uns von der Konkurrenz absetzen.«

Die beiden fachsimpelten noch eine ganze Weile, Gesa vergaß darüber völlig die Zeit, und dem Intendanten ging es wohl ähnlich, denn er zuckte zusammen, als das Telefon läutete.

»Das ist mein nächster Termin«, sagte er entschuldigend, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte. »Wenn Sie kurz warten, fahre ich Sie anschließend wieder hinüber in den Sender.«

»Oh nein, vielen Dank, das ist nicht nötig. Ich nehme den Bus.« Gesa stand auf.

»Sie wirken erleichtert, wenn Sie das sagen.«

Neckte er sie? »Nicht wirklich. Der städtische Omnibus kann an Ihren Gepäckträger nicht heranreichen.«

Er lachte und begleitete sie zur Tür.

»Dann sehen wir uns nachher drüben zur Ausstrahlung, Fräulein Westhof.«

Bei Inge im Vorzimmer wartete ein Herr, den Gesa nicht kannte und der von Albert Bronnen freundlich begrüßt wurde. Als sich die Bürotür hinter den beiden schloss, atmete sie durch.

»Gesa Westhof. Was geht hier vor? Ich bitte um eine Erklärung.« Breitbeinig und die Hände in die Taille gestemmt, stand Inge vor ihr. »Zigarettenpause. Jetzt.«

Gemeinsam liefen sie hinunter zur Bank neben der Litfaßsäule, die mittlerweile so etwas wie ihr ganz persönlicher Kurztreff geworden war.

»Wie kommst du dazu, mit dem Bronnen allein in seinem Büro rumzuschäkern? So

was hat der noch nie gemacht. Und es rufen schon gelegentlich Fräuleins an, die ihn privat sprechen wollen. Da gibt er sich aber immer ganz spröde.«

»Wir haben nicht geflirtet. Sein Interesse an mir ist rein beruflich.«

Inge inhalierte den Rauch der Zigarette tief. »Natürlich.« Sie stieß ihn in einer dicken Wolke aus, die sich in der frischen Luft rasch auflöste. »Und der Weihnachtsmann kommt dieses Jahr im Sommer. Wenn ein Kerl Interesse zeigt, dann niemals nur beruflich, merk dir das. Vor allem einer wie Albert Bronnen, mit Temperament und Feuer. Da kann er noch so distanziert tun, unter seiner beherrschten Oberfläche ist der Mann voller Leidenschaft, lass dir das gesagt sein. Nicht so eine vertrocknete Schrumpfbirne wie der Bienefeld. In dem ist, glaub ich, alles abgestorben, was irgendwie die Säfte in Wallung bringen könnte.«

Gesa kicherte. »Du bist schlimm, Inge.«

»Aber weise.«

»Über die Maßen.«

»Ich muss wieder rein.«

»Warte noch kurz. Wie lief es gestern im Palastcafé?«

Mit einem zufriedenen Lächeln schnippte Inge den Zigarettenstummel weg. »Prima. Herr Schäfer war wieder da, dieses Mal mit deinem Herrn Bronnen. Er wollte ihm wohl vorführen, wie ich singe, damit er versteht, dass ich unbedingt in den Rundfunkchor muss. Und heute Morgen hat er mir prompt offiziell gestattet, dass ich mit Curt Schäfers Truppe proben darf. Wenn meine Aufgaben als Sekretärin nicht darunter leiden.«

»Das ist toll, Inge. Aber wie willst du das machen?«

»Ganz einfach. Der Chor tritt nur im Abendprogramm auf. In Bronnens Vorzimmer bin ich nachmittags um fünf fertig. Falls tagsüber eine Probe angesetzt ist, arbeite ich vor, und seine Termine lege ich so, dass es passt. Bis später, du Verführerin, du. Angel dir ruhig den Chef.« Mit einem kecken Grinsen ließ sie Gesa stehen und lief über die Straße ins Haus zurück. Dabei hielt sie sich demonstrativ die Ohren zu, um Gesas hinterhergerufene Proteste nicht zu hören.

Doch jeder Protest war ohnehin sinnlos, weil Inge nie verstehen würde, dass Gesa wirklich nur kollegial an Albert Bronnen interessiert war. Es traf einfach nicht zu, dass sie sein Lächeln wahnsinnig anziehend fand, seine dunklen Augen zum Dahinschmelzen und dass sich ihr Herzschlag beschleunigte, wenn sie daran dachte, wie er sie als hübsch bezeichnet hatte. Das redete sie sich zumindest ein, während sie auf den Bus wartete.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Brigitte Helm beeindruckt als Hauptdarstellerin in Fritz Langs monumentalem Filmwerk *Metropolis*.«

Bereits mit sechzehn Jahren schrieb sie dem Regisseur einen Brief, weil sie von ihrem Können überzeugt war. Mit einundzwanzig bekam Brigitte Helm schließlich jene Rolle, die ihren Durchbruch bedeutete und ihr einen Zehn-Jahres-Vertrag mit der UFA bescherte.

»Spielt unser Kommissar etwa den Prinzen?«, flüsterte Peter Nagel Gesa im dunklen Saal des Lichtspielhauses zu. Die einleitenden Klavierklänge waren verstummt, und die ersten Bilder des neuen Films mit Theodor Conrad flimmerten über die Leinwand.

Wie kürzlich bei Carla Simonettis Theaterstück erschien auch dieses Mal das gesamte Hörspiel-Ensemble, um den Kollegen zu unterstützen und die Aufmerksamkeit für Radio Frankfurt zu erhöhen.

»Quatsch«, antwortete Ernst Gehring an Gesas Stelle. »Dafür ist er dann doch 'n Stück zu alt. Der Stüwe spielt die Titelrolle, das haste doch auf dem Plakat gesehen.«

»Ach stimmt. Aber ich dachte, es wäre ein Tonfilm.«

»Nee, Peter. Wie kommste denn darauf? Bis die 'nen abendfüllenden Spielfilm ordentlich vertont hinkriegen, das dauert.«

»Glaub ich nicht. Ich habe erst kürzlich ...«

»Pscht!!!!«, zischte es aus der Reihe vor ihnen.

Gesa lehnte sich in den plüschigen Sessel und genoss, wie sich eine wohlige Zufriedenheit in ihr ausbreitete. Obwohl sie ihre Kollegen bereits länger kannte, hatte erst die Arbeit am Hörspiel sie zu einer eingeschworenen Truppe zusammenwachsen lassen. Mittlerweile waren sechs Folgen ausgestrahlt worden, und zwischen den Darstellern war eine freundschaftliche Vertrautheit entstanden, die Gesa gefiel. Zuletzt hatte sie sich in der Schule derart eingebunden gefühlt. Dass sie nun bei Radio Frankfurt eine ähnliche Zusammengehörigkeit erleben durfte, erschien ihr als zusätzlicher Bonus ihres Traumberufs. Sie dachte an die Ausstrahlung am Vortag, die abermals ein voller Erfolg gewesen war. Alle Akteure hatten harmonisch zusammengespielt, aufeinander geachtet und sich gegenseitig durch das Skript getragen. Frau Simonetti hatte Gesa am Ende sogar die Hand auf den Arm gelegt und ihn kurz getätschelt. Was für ihre Verhältnisse fast einer Umarmung gleichkam. Mehr Überschwang ging bei der Mimin nicht, vermutete Gesa. Und mitten im Stück hatte Ernst versehentlich ein Requisitenglas vom Tisch geschoben, das sicher zerschellt wäre, hätte er es nicht geistesgegenwärtig aufgefangen. Pannenfrei und rundum gelungen war

die Sendung verlaufen. Und heute Abend sahen sie nun den Conrad in einem Film, was Gesa ganz besonders fand. Wer kannte die Helden auf der Leinwand schließlich schon persönlich?

Prinz Louis Ferdinand hieß der Preußenfilm, ein derzeit stark gefragtes Genre, das Gesa nicht wirklich interessierte. Die Zensur hatte ihn als volksbildend und künstlerisch bezeichnet. Das klang wenig aufregend. Aber sie kam gern, um Theodor Conrad zu unterstützen, weil sie den Kollegen mochte. Zudem hatte sie noch nie einen Film mit ihm gesehen und war neugierig.

Es war lobenswert, wie rührig Friedrich Milanski darum bemüht war, Radio Frankfurt zum Gegenstand des Tagesinteresses zu machen. In seiner Funktion als Abteilungsleiter für Zeitgeschehen saß er schräg vor ihr, natürlich neben Albert Bronnen, und flüsterte ihm etwas zu. Darüber regte sich natürlich niemand auf.

Seit seiner Beförderung wurde nicht nur die Berichterstattung auf dem Sender stetig unterhaltsamer, sondern Friedrich ließ sich auch allerhand einfallen, um Werbung für Programm und Mitarbeiter zu betreiben.

»Du darfst die Macht eurer Stimmen nicht unterschätzen«, hatte er Gesa kürzlich während einer gemeinsamen Kaffeepause erklärt. »Zwar sehen euch die Leute nicht, aber durch die bisher gesendeten Episoden von *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* seid ihr fester Bestandteil ihrer Abendunterhaltung geworden. Und zwar nicht nur für ein paar Hundert Leute, wie sie in ein Theater passen, sondern für viele Tausende Menschen, die euch jeden Freitag in ihre heimischen Stuben lassen. Das weckt Interesse, Gesa.«

»Meinst du wirklich?« Skeptisch runzelte sie die Stirn. Wer sollte schon neugierig auf sie persönlich sein, nur weil sie einmal in der Woche eine Hörspielfigur sprach? Da gab es zweifelsfrei Faszinierenderes.

Aber Friedrich sah das anders. »Klar. Drüben in England ist der Rundfunk schon viel populärer als hier. Ich habe erst kürzlich gehört, dass eine Hörspielsprecherin in London Berge von Post erhalten hat, nicht nur Liebesbriefe und Heiratsanträge, sondern sogar eine Erbschaft.«

»Wie bitte?« Gesa hatte sich an ihrem Kaffee verschluckt. »Das klingt aber sehr abstrus.«

»Ist aber wahr. Eine alte Dame hat der englischen Kollegin rundheraus mitgeteilt, dass ihre Stimme mittlerweile derart vertraut für sie geworden ist, dass sie die Gute als Familienmitglied betrachtet. Und ihr deshalb nach ihrem Tod ihr Häuschen vererben will, weil sie keine Nachkommen hat.«

Kopfschüttelnd hatte Gesa ihren Zigarettenstummel in die Suppendose geworfen und war vom Dach wieder hinein ins Haus geklettert. Fritz tat es ihr gleich.

»Verrückt, so was«, murmelte sie. »Was hat die Sprecherin darauf geantwortet?«

»Dass sie keine große, smarte Blondine ist, wie die Figur, die sie verkörpert, sondern ein vollkommen anderer Mensch und dass sie das nicht annehmen kann. Weil sie nichts mit ihrem fiktiven Charakter gemeinsam hat und nicht als jemand gesehen werden möchte, der sie nicht ist. Sie ist sogar mehrere Hundert Kilometer gefahren, um sich persönlich bei der alten Dame vorzustellen, damit sie ihren Irrtum einsieht.«

»Und dann?«

»Als die Frau ein halbes Jahr später gestorben ist, hat die Hörspielsprecherin ein Cottage in Cornwall geerbt.«

Gesa lachte. »Fritz, was ist denn das für eine wilde Geschichte?«

Er blieb ernst. »Eine, die von der Macht der Fantasie erzählt. Ihr seid zwar unsichtbar, aber durch eure stimmliche Präsenz baut ihr Brücken zu den Hörern auf, Beziehungen sogar.«

»Wenn du meinst.« Darüber würde sie nachdenken. Diese zwischen Tür und Angel erzählte Begebenheit klang zu skurril, um sie einfach als belanglose Anekdote abzutun.

»Das müssen wir nutzen, um euch noch bekannter zu machen. Wenn euch die Leute auch sehen, werdet ihr realer. Laufende Werbeträger für Radio Frankfurt.« Friedrich hatte den Faden weitergesponnen.

»So wie dein Rundfunkbus?«

»Da kannst du meinetwegen Witze drüber machen, Gesa, aber innerhalb weniger Wochen hat das Gefährt eine unglaubliche Wirkung erzielt und Menschen auf uns aufmerksam gemacht, die Radiohörer geworden sind.«

»Und jetzt benutzt du uns zu Reklamezwecken?«

Nun grinste Friedrich. »Na klar. Wir sehen uns später vor dem Odeon. Wir marschieren alle für Theodor Conrad auf, damit die Leute sehen, wie wir zusammenhalten.«

Was mit Carla Simonetti als Zugpferd prima funktioniert hatte, würde sich auch beim zweiten Star des Hörspiels gut machen.

Und nun saßen sie im dunklen Kino, und der Stummfilm über den Preußenprinzen entspann sich zu dramatischer Klaviermusik. Gebannt starrten die Zuschauer nach vorn. Der junge Hans Stüwe mit seinen wie gemeißelt schattierten Wangenknochen machte sich ausgezeichnet in der Titelrolle. Als Theodor Conrad seine erste Szene als Schriftsteller Ernst Moritz Arndt hatte, war Gesa kurz versucht, ihm Szenenapplaus zu spenden, beherrschte sich dann aber.

Natürlich zeigte das neue filmische Werk auch amouröse Verstrickungen, schließlich ging es um den preußischen Apoll, dessen Schönheit bereits Fontane in einem Gedicht gepriesen hatte. Gerade als der Held eine Dame in seine Arme riss und leidenschaftlich küsste, drehte sich Albert Bronnen zu Gesa um. Sein Gesicht lag im Schatten, lediglich die Augen glitzerten, ließen keinen Zweifel daran, dass er genau sie ansah. Gesas Puls beschleunigte sich. Lautlos verließ der Intendant seine Sitzreihe – das gelang ihm problemlos, er saß am Rand – und verschwand in Richtung Ausgang. Ohne lange nachzudenken, schlüpfte Gesa ebenfalls hinaus und ging ihm nach. Er wartete an der Tür auf sie und hielt sie ihr auf. Schnell traten sie hindurch ins Foyer, damit kein Licht in den Kinosaal fiel.

Vor dem Eingang zum Saal zweigte ein Gang zu den Toiletten ab, der im Halbdunkel lag. Dorthin zogen sich die beiden zurück. Um die Schrittgeräusche zu dämpfen, war der gesamte Boden des menschenleeren Vorraums mit weinrotem Teppich ausgelegt.

Gesa stand mit dem Rücken zur Wand, Albert dicht vor ihr. Er stützte eine Hand neben ihrem Gesicht ab und sah ihr tief in die Augen.

»Gehen Sie nachher noch was trinken mit mir?«

»Gib es etwas zu besprechen?«, machte Gesa einen halbherzigen Versuch, die Eindeutigkeit der Situation zu leugnen.

»Nein. Es wäre rein privat.«

In diesem Moment wurde die Tür der Damentoilette aufgestoßen, und Carla Simonetti trat heraus. Mit einem Blick erfasste sie die Lage. Die beiden Ertappten fuhren auseinander. Gesa hätte sich am liebsten in Luft aufgelöst.

»Ach, Herr Bronnen, dass ich Sie hier draußen treffe.« Frau Simonettis Stimme klang anzüglich. Als Gesa einen Schritt von Albert Bronnen weg machte, griff er nach ihrer Hand und hielt sie fest. »Ich warte nach dem Film draußen«, sagte er, dann ließ er sie los, und Gesa schlüpfte zurück in den Vorführraum. Hinter sich hörte sie die Kollegin sagen: »War das eben Fräulein Westhof, die sich aus dem Staub gemacht hat?« Als ob sie das nicht ganz genau gesehen hätte!

So unauffällig wie möglich setzte sich Gesa wieder neben Peter Nagel. Warum sie vollkommen außer Atem war, konnte sie nicht sagen.

»Warst du auf dem Klo?«

Sie nickte. Was sollte sie auch antworten? Dass sie sich mit dem Chef in eine dunkle Ecke gedrückt und sie einander angeschmachtet hatten wie zwei Backfische bei der ersten Verabredung? Weil das Verhältnis der Hörspielsprecher untereinander mittlerweile beinahe familiär war, nahm Gesa Peter seine indiskrete Frage nicht übel. Im Gegenteil, sie schmunzelte erleichtert wegen der Harmlosigkeit. Und sank zurück in den Kinosessel. Von dem, was im Film geschah, bekam sie nicht mehr viel mit.

Rein privat, hatte er gesagt. Was für ein Zugeständnis von einem, der sie in den vergangenen Wochen zwar immer wieder mit intensiven Blicken bedacht, sich aber ansonsten stets äußerst professionell verhalten hatte. Das Letzte, was Gesa – und wahrscheinlich auch Albert Bronnen – wollte, war Getratsche im Sender. Wie unangenehm, ausgerechnet von der Simonetti erwischt worden zu sein. Das würde morgen jeder wissen.

Vielleicht sollte sich Gesa lieber doch nicht mit ihm treffen, sondern vernünftig bleiben?

Als der Film zu Ende war und das Licht wieder anging, verharrte sie unschlüssig auf ihrem Platz.

»Was ist? Kommst du nicht mit?«

Gesa zog die Füße ein, um Peter Nagel vorbeizulassen. »Nein, ich muss noch mal.«

»Schon wieder? Konfirmandenbläschen?«

»Lass sie doch.« Ernst Gehring kam ihr zu Hilfe. »Wir sehen uns morgen. Schönen Abend noch, Gesa.«

Weil sie nicht länger sitzen bleiben konnte, flüchtete sie tatsächlich auf die Toilette und wusch sich die Hände, um Zeit zu gewinnen. Dann zupfte sie im Spiegel ihre Frisur zurecht und trug ein wenig Lippenrot auf. Das war zu viel. Mit der Kuppe des Mittelfingers tupfte sie über den Lippenstift und verrieb den Überschuss auf den Wangen. Besser. Mit einem tiefen Atemzug machte sie einen Schritt zurück und straffte die Schultern. Sicher waren schon alle weg. Auch Herr Bronnen. Am besten, sie verschwand ganz schnell von hier.

Doch er stand noch da. Auf der anderen Straßenseite, außerhalb des Lichtkegels

einer Laterne, wartete er und rauchte eine Zigarette. Jetzt konnte sie nicht mehr davonlaufen.

»Wollen wir?« Nachlässig warf er den Zigarettenstummel zu Boden und trat ihn aus. Kurz dachte sie, er würde ihr seinen Arm anbieten, aber er steckte die Hände in die Taschen seines Jacketts und marschierte los.

»Wohin?«

»Haben Sie irgendwelche Präferenzen? Ins Café an der Hauptwache?«

»Bloß nicht!«

Grinsend blieb er stehen und fixierte sie. »Schämen Sie sich etwa mit mir, Fräulein Westhof? Haben Sie Angst, wir könnten zusammen gesehen werden?«

»Sie etwa nicht?«

Er verdrehte die Augen. »Ich hab's mir überlegt, und jetzt ist es mir egal. Frau Simonetti hat uns sowieso schon ertappt. Morgen sind wir Klatschthema, unabhängig davon, wo wir heute Abend noch hingehen.«

Das war eine recht pragmatische Sichtweise, der Gesa nichts entgegenzusetzen hatte.

»Na dann. Gehen wir in die Hauptwache. Die ist wenigstens gleich um die Ecke.«

Wie immer war das Lokal gut gefüllt, aber sie fanden einen freien Platz im hinteren Bereich und bestellten Getränke. Als die Bedienung serviert hatte und wieder ging, sah Albert Gesa über den Tisch hinweg mit einem Ausdruck an, der sich von seiner täglich vor sich hergetragenen Ernsthaftigkeit deutlich unterschied. Er sah heiter aus, jung und äußerst zufrieden.

»Es scheint, als könne ich mich in Ihrer Gegenwart entspannen.« Las er Gedanken?

»Das gelingt mir oft nur schwer, weil ständig irgendwelche Sachen durch meinen Kopf geistern, die den Sender betreffen.«

»Sie haben eben immer viel um die Ohren.«

»Das stimmt. Und wenn ich glaube, es läuft einigermaßen, passiert wieder irgendwas Unvorhergesehenes.«

Er führte das nicht näher aus, aber Gesa konnte sich vorstellen, worauf er anspielte.

»Sie meinen die Sache mit Inge?«

Der sorglose Gesichtsausdruck verschwand. »Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß, dass Sie und Fräulein Jacobs befreundet sind und zusammenwohnen, und würde mir nie erlauben, in Abwesenheit von Fräulein Jacobs ...« Er schien nach dem richtigen Wort zu suchen.

»Ist schon gut«, sagte Gesa. »Auch mir ist aufgefallen, dass die Lage in den letzten Wochen zusehends angespannter wurde, weil Inge zeitlich ständig in der Bredouille steckt. Sie übernimmt sich.«

»Sie ist eine hervorragende Sekretärin und hatte das Büro voll im Griff. Deshalb war ich auch einverstanden, dass sie im Chor mitsingt. Aber wie es aussieht, beansprucht Herr Schäfer mehr und mehr von ihrer Zeit.«

»Dazu kommt, dass sie im Palastcafé singt und es zu etwas bringen will. Genau genommen hat Inge also derzeit drei Beschäftigungen. Ich hatte befürchtet, dass so was nicht klappen kann. Sie weiß kaum mehr, wo ihr der Kopf steht.«

»Fräulein Jacobs ist eine begnadete Sängerin. Besser als so manch ausgebildete Stimme im Chor. Aber ich fürchte, sie wird sich über kurz oder lang zwischen dem

Büro und dem Gesang entscheiden müssen. Ich brauche jemanden, der mit voller Aufmerksamkeit für meine Belange da ist.«

Gesa nickte. Das war nachvollziehbar. Aber als nicht fest angestelltes Mitglied in Schäfers Sängertruppe verdiente Inge kaum etwas. Und von dem wöchentlichen Auftritt im Palastcafé konnte sie auch nicht leben. Sie war auf ihr Gehalt als Sekretärin angewiesen. Selbst wenn das bedeutete, ihre ehrgeizigen Pläne zurückzustellen.

»Ich werde mit ihr reden«, versprach Gesa.

»Danke. Aber das war schließlich nicht der Grund, weshalb ich Sie um dieses Treffen gebeten habe.«

Er griff über den Tisch hinweg nach ihrer Hand. Seine Finger waren warm und schlossen sich angenehm fest um die ihren.

»Seitdem ich Sie auf dem Dach erwischt habe, als Sie vorne an der Kante herumliefen ...« Gesa atmete scharf ein und wollte protestieren, doch er redete einfach weiter. »Ich weiß schon, Sie mögen nicht, wenn ich davon spreche. Aber seit jenem Abend gehen Sie mir nicht mehr aus dem Kopf. Jeden Tag, wenn ich Sie bei der Arbeit sehe, fällt es mir schwerer, so zu tun, als würde ich nur kollegial für Sie empfinden. Mir ist absolut klar, dass es äußerst unprofessionell ist, was ich hier tue. Dass sich das nicht gehört.«

Gesa wurde augenblicklich von einem köstlichen Glücksgefühl erfasst. Und von einer Welle der Erleichterung. Albert Bronnen ging es wie ihr. Sie war ihm nicht gleichgültig. Er war nicht der kühle Geschäftsmann, dessen Herz nur für seine Karriere schlug. Es schlug auch für sie. Endlich erlaubte Gesa dem Kribbeln in ihrem Bauch, das sie immer in seiner Gegenwart empfand, sich in ihrem ganzen Körper auszubreiten.

»Sie müssen auch was sagen«, murmelte Albert Bronnen. »Sonst komme ich mir dämlich vor.«

Gerade als sie ihm antworten wollte, fiel Gesas Blick zufällig auf einen Tisch in der Nähe. An dem jemand saß, den sie kannte.

Willi Steffel. Und neben ihm zweifelsohne die frischgebackene Verlobte. Warum er? Warum jetzt? Leider hatte er sie ebenfalls bemerkt, starrte zu ihnen herüber und hob grüßend die Hand.

»Kennen Sie den Herrn?«, fragte Albert Bronnen.

Vor lauter Nervosität stieß Gesa die Zuckerdose auf dem Tisch um. »Ja. Sagen wir, ich kannte ihn mal. Das ist der Autor des Romans, den ich neulich in der Buchhandlung in der Hand hatte.«

»Wilhelm Steffel?«

Hatte Albert Bronnen ein Elefantengedächtnis? Wieso merkte er sich derartige Kleinigkeiten? »Genau der.«

Zu allem Überflus stand Willi auf und kam zu ihnen an den Tisch. Gesa wäre am liebsten davongelaufen.

»Guten Abend, Gesa. Schön, dass wir uns treffen.« Er sah auf Albert. »Sie sind Herr Bronnen, der Intendant des Radiosenders. Ich habe Ihr Bild in der Zeitung gesehen.«

Wie es sich gehörte, erhob sich Albert und streckte Willi die Hand hin. Der redete unbeirrt weiter. »Ich bin mit meiner Verlobten hier. Sie stammt aus einer bekannten Literatenfamilie, und wir haben erst kürzlich darüber gesprochen, wie modern die Idee

Ihres Kriminalhörspiels ist. Also, für einen Schriftsteller, meine ich. Da erschließen sich ja geradezu neue Welten, die es einzufangen gilt. Auch wenn der intellektuelle Anspruch dem Geschmack der Masse angepasst werden muss, das ist klar. Mir ist dann auch gleich ein Handlungsstrang eingefallen, den ich hervorragend in einem Hörspiel verarbeiten könnte. Sind Sie interessiert? Dann würde ich es Ihnen exklusiv als Erstes vorstellen. Meine Verlobte findet meine Idee bahnbrechend.«

Albert sah zu Gesa. Die schloss für einen Moment gequält die Augen. Hatte Willi überhaupt keinen Anstand? Wie konnte er es wagen, nach allem, was geschehen war? Sie ohne mit der Wimper zu zucken vor seinen Karren zu spannen – oder es zumindest zu versuchen. Die von Inge gebrauchte Bezeichnung Trittbrettfahrer kam ihr in den Sinn. Was Willi Steffel betraf, hatte die Freundin den richtigen Instinkt gehabt.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie Albert Bronnen zu.

Der setzte ein liebenswürdiges Lächeln auf, seine Augen blieben ernst. »Falls Sie geschäftliche Fragen oder Anliegen haben, wenden Sie sich bitte an mein Büro im Sender. Ich bin heute Abend privat unterwegs und möchte jede Minute mit meiner reizenden Begleitung genießen. Dafür haben Sie sicher Verständnis.« Er kramte in seiner Tasche und legte Geld auf den Tisch, setzte seinen Hut auf und nahm Gesas Hand. Fest verschränkte er seine Finger mit den ihren. Sein Griff gab ihr den Halt, den sie in diesem Moment dringend brauchte. Gemeinsam gingen sie hinaus, der verdutzte Willi Steffel blieb ohne ein weiteres Wort zurück. Auch draußen auf der Straße ließ er Gesa nicht los.

Vom belebten Platz an der Hauptwache führte er sie immer weiter, bis sie in ruhigere Gassen tauchten. Erst dann blieb er stehen.

»Waren Sie und Herr Steffel ein Paar?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie. »Aber das ist aus und vorbei. Er bedeutet mir nichts mehr.«

Sie standen im Zitronengässchen, schmal und ohne Bürgersteig, mit unebenem Kopfsteinpflaster und alten Häusern zu beiden Seiten.

»Tut mir leid, dass ...«

Jetzt fiel er ihr ins Wort. »Es gibt nichts, wofür Sie sich entschuldigen müssten. Gehe ich recht in der Annahme, dass es Ihnen lieber wäre, wenn Herr Steffel keine Geschäftsbeziehung mit Radio Frankfurt eingeht?«

»Ich möchte niemandem die Karriere verbauen.«

Er trat näher an sie heran, und Gesa wich nicht zurück. »Aber ich will ihn nicht bei uns im Sender haben.«

»Warum nicht?«

»Deinetwegen.« Er legte eine Hand um ihre Hüfte und zog sie zu sich heran. Mit der anderen strich er sanft über ihre Wange. Dabei blickte er die ganze Zeit in Gesas Augen, mit einem Ausdruck, mit dem sie noch kein Mann zuvor angesehen hatte. Als sie glaubte, es nicht länger auszuhalten, küsste er sie endlich. Seine Lippen waren warm, und es überraschte sie, wie sehr sie sich nach ihm sehnte. Ihr Entgegenkommen ermutigte ihn, Albert umfasste sie enger und schob sie, ohne seinen Kuss zu unterbrechen, bis an die Wand des Hauses, vor dem sie standen. Seine Hände wanderten von Gesas Taille nach oben, und auch sie wurde mutiger, schlang ein Bein um seine Hüfte und presste sich an ihn.

»Geht doch nach Hause!« Der laute Kommentar zweier vorbeilaufender Männer, begleitet von einem rüden Pfiff, ließ Gesa und Albert auseinanderfahren.

Schwer atmend standen sie voreinander. Mit einer derart starken körperlichen Anziehung hatte offenbar keiner der beiden gerechnet.

»Ich wollte dich wirklich nur küssen«, stieß er hervor, wischte sich mit dem Daumen über seine Unterlippe und setzte ein Grinsen auf, das Gesas Herz erneut zum Rasen brachte. »Aber du bist überwältigend.«

Sie zupfte ihre Kleidung zurecht. »Du auch«, sagte sie einfach.

»Besser, ich bringe dich jetzt nach Hause. Sonst würde ich versuchen, dich zu dem zu überreden, was die beiden Herren eben vorgeschlagen haben.« Abwartend blickte er sie an.

Innerlich zögerte Gesa. Aber es kam nicht infrage, hopplahopp mit Albert Bronnen ins Bett zu springen. Auch wenn ihr Körper eindeutig anderer Meinung war.

»Ziegelgasse Nummer sechzehn.«

In sein Lächeln schlich sich eine Spur Bedauern. Er bemühte sich nicht, es zu überspielen. »Ich weiß. Steht in deiner Personalakte.«

Vor dem Haus angekommen, fragte er nicht, ob er mit hineinkommen dürfte, und dafür war sie ihm dankbar. Seinem Drängen hätte sie niemals standgehalten.

Er küsste sie erneut. Sanfter dieses Mal, nicht fordernd, sondern weich und zärtlich, und ließ sie mit einem warmen Gefühl zurück.

»War das der Bronnen?« Inges unvermittelte Stimme klang süffisant, als Gesa die dunkle Küche betrat. Sie stand am Fenster.

»Äh. Ja. Er hat mich nach dem Kino nach Hause gebracht.«

»Das ist aber schon länger aus.«

»Wir waren noch was trinken.«

»Habt ihr euch geküsst? Es sah jedenfalls so aus.«

Irritiert stieß Gesa die Luft aus. »Ich will nicht darüber reden, Inge.«

»Du weißt, dass wir keine Liebschaften in der Wohnung haben wollen.«

»Keine Sorge. Aber Albert ist keine flüchtige Bekanntschaft. Ich mag ihn. Nein«, verbesserte sich Gesa und seufzte, »ehrlich gesagt, ich bin verrückt nach ihm. Ich glaube, ich habe mich verliebt.« In der Stille, die folgte, musste Gesa ihre eigenen Worte sacken lassen. So einfach war das, wenn man es aussprach. Verliebt in Albert Bronnen.

»Das ist wundervoll. Ich freue mich für dich.« Inge schluchzte.

»Sag mal, weinst du?« Erst jetzt machte Gesa das Licht an und musste wegen der plötzlichen Helligkeit blinzeln. »Was ist passiert?«

Inge kauerte sich auf einen Stuhl, zog die Knie an und schlang die Arme darum. Ihre Schminke war verlaufen, die Augen gerötet.

»Ich war mit Curt aus.«

»Curt Schäfer? Hat er was gemacht, was du nicht wolltest?« Schlagartig verpuffte das herrliche Gefühl, das eben noch jede Faser von Gesas Körper erfüllt hatte.

Inge schüttelte den Kopf, fischte ein Stofftaschentuch aus ihrer Tasche und schnäuzte sich laut. »Nein. Das ist es ja. Gegen meinen Willen ist gar nix passiert, sondern mit

meinem Einverständnis. Ich fühle mich wie eine Schlampe.«

»Ach Inge.« Mit einem Seufzen legte Gesa die Arme um die Freundin und hielt sie einfach fest. Schließlich setzte sie sich auf den Stuhl gegenüber. »Warum?«

Ein abfälliges Schnauben war die Antwort. »Was denkst du, weshalb der sich so aufopfernd um meine Karriere kümmert? Mich protegiert, den ausgebildeten Sängerinnen vorzieht? Nichts ist umsonst im Leben, Gesalein, für alles musst du zahlen.«

»Aber doch nicht mit sexuellen Gefälligkeiten!«

»Wie du das sagst, klingt es noch anstößiger, als es war. Ein kurzes Gefummel in seinem Auto, der Rest war dann schnell erledigt.«

Auch Gesa spürte Tränen in sich aufsteigen. »Das tut mir sehr leid, Inge.«

»Muss es nicht. War ja meine freie Entscheidung. Ich bringe Opfer für meine Karriere.«

»Und jetzt?«

Sie zuckte die Schultern. »Was soll sein? Curt ist begeistert, will sich in seiner Wohnung mit mir treffen. Und bei einem Schäferstündchen«, bei diesem Wortwitz verdrehte sie die Augen, »besprechen, wie ich am schnellsten einen Plattenvertrag bekomme. Er sagt, er kennt sich aus in der Branche und kann das für mich möglich machen. Ich bin näher dran als je zuvor. Das darf ich nicht vermasseln.«

Gesa wurde es schwer ums Herz. Weil sie wusste, dass Inge alles für die Verwirklichung ihres Traums tun würde. Die erste Hürde auf dem Weg zu einer Affäre mit Curt Schäfer war genommen. Was jetzt noch kam, würde die Freundin billigend in Kauf nehmen. Wie sie sich dabei fühlte, sah Gesa vor sich als Häuflein Elend auf dem Stuhl. Dennoch wusste sie, wie sinnlos es war, Inge davon abbringen zu wollen. Dafür kannte sie sie mittlerweile gut genug.

Am nächsten Tag sah Gesa der Begegnung mit Albert mit gemischten Gefühlen entgegen. Wie würde er auf sie reagieren? Wie sollte sie selbst sich verhalten?

Beim Eintreten in den Probenraum fuhren Peter und Annegret auseinander. Wahrscheinlich hatten sie gerade über Gesa getuschelt, so schuldbewusst wie sie aussahen. Erstaunlicherweise war Frau Simonetti bereits anwesend. Für gewöhnlich kam sie als Letzte, aber heute war sie früh erschienen. Vermutlich, um mit den lieben Kollegen zu plauschen.

»Na? Was läuft denn da zwischen dir und dem Chef?«, flüsterte ihr Ernst prompt zu und riss dabei vielsagend die Augen auf.

»Gar nichts«, brummte Gesa kurz angebunden. An seinem ungläubigen Gesichtsausdruck las sie ab, was er von dieser Antwort hielt.

Endlich erschien Albert, zusammen mit Theodor Conrad, begrüßte die Truppe mit einem gut gelaunten »Morgen allerseits« und gratulierte dem Schauspieler sodann vor allen zum gelungenen Film. Nun durfte applaudiert werden. Ein dritter Herr begleitete die beiden, den der Intendant als H. P. Michaelis vorstellte, den Autor von *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora*.

»Na, den hatte ich mir ganz anders vorgestellt«, raunte Ernst. Gesa war froh, dass die allgemeine Aufmerksamkeit schlagartig weg von ihr und Albert auf den

Schriftsteller übergegangen war. Schlau, ihn ausgerechnet heute zur Probe mitzubringen.

»Wie denn?«

»Weiß nicht. Kleiner. Und kompakter.«

Gesa unterdrückte ein Grinsen. Herr Michaelis war sicher einsneunzig groß und extrem wohlbeleibt. Er trug weite schwarze Hosen und ein ebensolches Hemd und darüber einen auffälligen Schal mit Paisleymuster in Bordeaux, Safrangelb und Kobaltblau. Das Haar hatte er aus dem Gesicht gekämmt, es war voluminös und schneeweiß. Alles an ihm wirkte üppig. Sogar die tiefe Bassstimme passte dazu.

»Wie schön, den Künstlern bei der Arbeit zusehen zu dürfen«, tönte er. »Beachten Sie mich nicht, ich will nur Mäuschen spielen.«

Dass dem nicht so war, erfuhr ausgerechnet Theodor Conrad gleich als Erster.

»Könnte der Kommissar vielleicht ein wenig mehr Drama in seine Stimme legen?« H. P. Michaelis unterbrach die Szene ohne Scheu. Gerade stand eine Verfolgungsjagd auf dem Programm, Feldmann und sein Assistent wurden von der Straße gedrängt, und vom anderen Wagen aus wurde auf sie geschossen.

Irritiert hielt Theodor Conrad inne, blickte zum Intendanten.

»Ich finde es eigentlich passend so«, sprang dieser ihm bei.

»Feldmann ist zwar in einer brenzlichen Lage, soll aber nicht panisch klingen. Immerhin ist er der souveräne Ermittler. Er zückt seine Waffe und schießt zurück. Das muss schnell gehen, da ist keine Zeit für Drama.« Albert wies auf die Spielzeugpistole in Herrn Conrads Hand, die mit Knallplättchen geladen war.

»Oh«, machte Michaelis, gab sich aber noch nicht geschlagen. »Na gut. Wenn Sie meinen. Sie sind ja der Fachmann. Trotzdem, mir ist heute Nacht etwas für den Kommissar eingefallen. Lassen wir ihn einen Ausruf tätigen, wenn er erstaunt ist. Wie wäre es mit *Bei Zeus!*?«

»Bei Zeus?«, echote Carla Simonetti. »Das passt überhaupt nicht. Wieso sollte der Feldmann so was sagen? Der ist doch kein Grieche, sondern ein bodenständiger Mensch.«

Beleidigt klappte H. P. Michaelis seinen Mund zu.

Herr Conrad schenkte Frau Simonetti ein erleichtertes Kopfnicken. »Danke, Carla, da kann ich dir nur beipflichten. Warum spielen wir die Szene nicht bis zu Ende, vielleicht gefällt sie dem Herrn Autor besser, wenn er sie im Gesamten hört.«

Es dauerte allerdings nur zwei Sätze, dann fielen wiederum Änderungsvorschläge seitens des Schriftstellers, und alles in allem kamen sie deswegen nur im Schnecken tempo voran.

Schließlich nahm Albert Bronnen Herrn Michaelis zur Seite und bedeutete den anderen, ohne sie weiterzumachen. Gesa, die gerade nicht dran war, spitzte die Ohren.

»Das ist ja nun schon die vorletzte Folge, um die es heute geht«, sagte Albert leise. »Das Ensemble hat sich gefunden, es harmoniert miteinander. Und Herr Conrad, als hervorragender Schauspieler, der er nun mal ist, hat Ihrem Kommissar einen eigenen Charakter eingehaucht, den die Zuhörer lieben. Ich fände es unklug, ihn kurz vor Schluss drastisch zu verändern.«

»Wenn Sie meinen.«

»Wie wäre es denn damit: Es ist davon auszugehen, dass weitere Kommissar-Feldmann-Fälle gewünscht werden, da unser Publikum vollauf begeistert ist. Das darf ich Ihnen zwar eigentlich noch nicht sagen, weil es beim Aufsichtsrat noch nicht durch ist. Aber ich habe läuten hören, dass mindestens zwei weitere Hörspiele in Auftrag gegeben werden sollen, und wenn die gut laufen, noch mehr.«

Die eben noch schmollend herabgezogenen Mundwinkel des Autors hoben sich zu einem Lächeln. Herr Michaelis gestikulierte ausgreifend. »Also, also, Herr Bronnen. Das wäre außerordentlich. Ich würde mich geehrt fühlen, weiter für Sie tätig zu sein.«

»Und auch für mich wäre es eine Freude. Wie gesagt«, Albert legte einen Finger auf die Lippen, »kein Wort darüber, bis es offiziell ist. Jedenfalls wollte ich Ihnen vorschlagen, dass Sie unserem Kommissar in künftigen Fällen ganz sanft neue Facetten verleihen, wenn Sie mögen, die sich für den Hörer dann direkt erschließen. Entwickeln darf er sich ja, soll er sogar. Was halten Sie davon?«

H. P. Michaelis packte Albert Bronnen bei den Schultern, und Gesa befürchtete, er würde ihn vor versammelter Mannschaft an seine breite Brust drücken. Stattdessen klopfte er ihm nur begeistert auf den Rücken und sammelte sodann Hut und Jacke zusammen.

»Genau so machen wir das. Ich muss sofort nach Hause und mich an die Schreibmaschine setzen. Meine Ideen festhalten, bevor sie davonfliegen. Auf Wiedersehen, die Herrschaften.« Und weg war er.

Die Schauspieler hielten inne und sahen Herrn Michaelis stumm hinterher. Niemand sagte etwas.

»Ein künstlerischer Geist«, bemerkte Carla Simonetti schließlich trocken, und als Gesa prusten musste, zwinkerte sie ihr sogar verschwörerisch zu. »Den haben Sie mal wieder diplomatisch eingenordet, Herr Intendant. Das scheint eines Ihrer zahlreichen Talente zu sein.«

Die Probe verlief nun reibungslos, dauerte allerdings nach der vorangegangenen Verzögerung länger als geplant. Trotzdem fand Gesa, dass Albert gleich mehrfach gepunktet hatte. Die Kino-Gerüchte waren fürs Erste unterbrochen. Stattdessen würde sich nun in Windeseile die Aussicht auf weitere große Hörspiele und damit ebensolche Rollen herumsprechen, denn nicht nur Gesa hatte lange Ohren gemacht. Und das Ensemble hatte den Autor des Stücks kennengelernt. Bestimmt würden sie dem Intendanten künftig dankbar sein, wenn er ihn nicht mehr mit zu den Proben brachte und allein Regie führte.

»Fräulein Westhof, haben Sie noch kurz Zeit?«

»Selbstverständlich, Herr Bronnen.«

Natürlich siezten sie einander weiterhin bei der Arbeit. Alles andere hätte die Gerüchteküche weiter angefacht.

»Ich möchte Ihnen das Buch zurückgeben.«

Der Probenraum leerte sich auffallend langsam, aber weder Gesa noch Albert ließen sich etwas anmerken.

Er reichte ihr den Krimi, dabei fuhr er mit seinen Fingern aufreizend über die ihren. »Wenn Sie mit Ihrem fertig sind, bringen Sie es mir gerne mit.«

»Das mache ich morgen, ich bin nämlich auch schon durch. War übrigens sehr

spannend.«

»Das hier ebenfalls.«

Sie wagte es, tief in seine Augen zu sehen, dann drehte sich Gesa um und ging hinaus in Richtung Lift.

Hatte sie allen Ernstes weiche Knie? Gab es so etwas überhaupt? Oder fuhr der Paternoster heute einfach nur ein wenig holperiger?

In der Straßenbahn hob sie das Buch an ihre Nase und schnupperte, stellte aber enttäuscht fest, dass es nicht nach Albert roch. Sie öffnete es und fand einen Zettel darin. *Liebe Gesa*, hatte er darauf geschrieben. Dann folgten Worte, die sie erröten ließen.



ALBERT

Radionachrichten 1927:

»Kea Bouman siegt im Roland-Garros-Tennisturnier in Paris über die Südafrikanerin Irene Bower Peacock.«

Damit war Kea Bouman, eigentlich Cornelia, die einzige Holländerin, die je ein Grand-Slam-Turnier gewonnen hatte. Kea war nicht nur im Tennis erfolgreich, sondern auch niederländische Golfmeisterin, und sie spielte für die Feldhockey-Nationalmannschaft.

Die Villa am Schaumainkai lag hell erleuchtet in der milden Nacht. Ein steter Fluss von Automobilen brachte Gäste zu Hans-Hermann Velberts Dinnerparty. Auf der Straße staute es sich, da nicht alle Wagen gleichzeitig in der gekiesten Einfahrt vorfahren konnten. Albert war froh, in der Nähe zu wohnen. Wenigstens würde er jederzeit ohne Aufsehen verschwinden können, sobald es der gute Ton erlaubte. Er war müde, hätte sich gern daheim auf dem Sofa ausgestreckt und ein Buch gelesen, anstatt hier herumzustehen. Weshalb der Aufsichtsratsvorsitzende ihn eingeladen hatte, erschloss sich Albert nicht. Beruflich verbandelt und sich ihrer gegenseitigen Sympathie durchaus bewusst, verkehrten sie privat nicht in denselben Kreisen. Velbert gab zahlreiche rauschende Feste für das Frankfurter Großbürgertum, auf denen sich ausschließlich handverlesene Personen aus Industrie, Kunst und Politik tummelten. Einflussreiche Familien, die das Geschehen in der Stadt am Main bestimmten. Ein engmaschiges Netz, mit geringer Toleranz für Neuzugänge. Noch nie hatte Velbert seinen Intendanten dazugebeten.

Die Glastüren, die vom Salon auf die Terrasse führten, standen weit offen. Klaviermusik rieselte Note für Note hinaus in den Garten, getragen von der Abendluft und untermalt von einem sanft gezupften Kontrabass und Trommelbesen. Die Kapelle spielte eine amerikanische Jazz-Ballade, angenehm weich zu den gereichten Cocktails, von denen auch Albert einen in der Hand hielt. Die andere steckte in der Tasche seiner Smokinghose. Viele der älteren Herren trugen Frack. Albert fand den modernen Smoking wesentlich bequemer und begrüßte es, dass er das traditionellere Kleidungsstück, zumindest bei weniger formellen Zusammenkünften wie dieser hier, langsam ablöste. Von der Terrasse führten drei flache Stufen hinunter in den Garten. An ihrem Fuß stand er, etwas abseits und doch Teil der Gesellschaft. Sein Haar hatte er mit Brillantine aus dem Gesicht gebürstet. Ein archaisch anmutendes Paar von Feuerkörben spendete Licht und etwas Wärme. Stilistisch dazu passten die zahlreichen kleineren Feuerschalen, die auf der breiten Balustrade der Veranda platziert waren.

»Könnte genauso gut 'ne Freimaurerfeier sein, was?« Ein Mann stieß ihn mit dem

Ellenbogen von der Seite an, Albert hatte keine Ahnung, wie er das meinte. »Und diese protzigen Dinger könnten aus 'ner antiken Grabkammer stammen. Wahrscheinlich hat der Velbert sie direkt in so einer einsammeln und hierherbringen lassen. Würde zu ihm passen. Der alte Raffzahn.« Der Unbekannte brach in Gelächter über seinen eigenen Scherz aus, er hatte zu viel Alkohol intus, eindeutig. Albert lächelte höflich mit. Eine Erwiderung blieb ihm erspart, denn eine Dame im schwarzen Abendkleid stakste auf hohen Absätzen auf sie zu und schimpfte: »Du wolltest mir was zu trinken holen, Pit, und jetzt stehst du immer noch hier rum. Entschuldigen Sie bitte, mein Herr«, sagte sie zu Albert und hakte ihren Begleiter unter. Dankbar für die Stütze, sein Schritt war nicht mehr der sicherste, klammerte er sich an den Arm. Die zahlreichen Perlenschnüre um den Hals der Frau klackerten leise, als sie davongingen.

Albert stellte sich vor, er wäre mit Gesa hier. Sie würden die Köpfe zusammenstecken, sich über ihren Cocktails tief in die Augen sehen, und später würde er sich weiter hinten, in den dunklen Ecken des Velbertschen Gartens, einen Kuss stehlen. Vielleicht auch mehr. Zweifelsohne würde Gesa in einem Abendkleid atemberaubend aussehen. Ihr Kupferhaar, die grünen Augen, dazu der Kontrast ihrer hellen Haut ...

»Sie sehen zufrieden aus, Bronnen. Oder lächeln Sie einfach nur so vor sich hin?« Erneut riss ihn eine Stimme aus seinen Gedanken, dieses Mal war es der Gastgeber persönlich, der Albert ansprach.

»Eine unterhaltsame Veranstaltung, Herr Velbert. Vielen Dank für die Einladung.«

»Ja, hm. Unterhaltsam. Wie man es nimmt. Für den einen mehr, für den anderen weniger.« Velbert runzelte die Stirn und deutete mit seinem Cocktailglas auf die Terrasse, wo Carla Simonetti in ein Gespräch vertieft war. Sie trug ein Kleid aus weißer Seide – dafür schien sie ein Faible zu haben –, ärmellos und mit Wasserfallausschnitt, das sich eng an ihre Kurven schmiegte. Dazu ein farblich passendes Stirnband mit Federn. »Die Gute scheint sich prächtig zu amüsieren. Viel zu prächtig, möchte ich anmerken.«

Albert verstand nicht, worauf Velbert hinauswollte.

»Ist das nicht der Herr, der mir auf der Treppe entgegenkam, als ich Sie neulich abends um ein Gespräch gebeten habe?«

»Genau der. Eugen Lacroix. Ich will ja nicht spießig klingen, aber als ich sagte, die Simonetti kann heute Abend kommen, hatte ich nicht erwartet, dass sie sich dem Eugen derart an den Hals wirft. Die zieht alle Register, schauen Sie mal, wie sie ihn anflirtet.«

In der Tat wirkten die beiden geradezu vertieft ineinander. Eben strich der Delikatessenfabrikant über die nackte Schulter der Schauspielerin, die daraufhin für einen Moment verführerisch die Lippen schürzte, bevor sie wieder ein Lächeln aufsetzte.

»Na ja, der Herr scheint sich nicht gerade unwohl dabei zu fühlen«, entfuhr es Albert.

»Herrgott, Bronnen, das ist genau das Problem! Frau Lacroix hat sich bei meiner Gattin aufs Heftigste beschwert. Sie steht kurz vor der Rage. Wenn die Simonetti nicht bald einen Gang runterschaltet, gibt es eine Szene, fürchte ich. Aber das werden Sie

verhindern. Wozu habe ich Sie eingeladen? Sie kennen sie besser, pfeifen Sie sie zurück. Sagen Sie ihr, sie soll Herrn Lacroix in Ruhe lassen.«

Ein Seufzer stieg in Albert auf, den er tapfer hinunterschluckte. Genau deswegen fühlte er sich hier fehl am Platz. Als Kindermädchen einer Schauspielerin eignete er sich nicht. Und nur aus diesem Grund eingeladen worden zu sein traf seinen Stolz.

»Ich kümmere mich darum«, sagte er beherrscht zu Hans-Hermann Velbert und sah ihm nach, wie er zurück ins Haus ging.

Was immer Carla Simonetti an Eugen Lacroix fand, es konnte nicht an dessen Aussehen liegen. Ein schwaches Kinn, die große Nase und eine dicke Hornbrille verliehen ihm eine biedere Aura. Vom Alter her würde er zu der Schauspielerin passen, dachte Albert, die Vierzig musste er locker überschritten haben. Schicksalsergeben leerte der Intendant sein Getränk, stellte das Glas auf ein Tablett, das ein Kellner vorbeitrug, straffte die Schultern und schritt auf das flirtende Paar zu.

»Frau Simonetti, darf ich Sie um diesen Tanz bitten?«

Ganz klar nein, signalisierte ihm ihr Blick aus dunkel geschminkten Augen, aber höflich nickend folgte sie ihm hinein. Im großen Salon der Villa, auf dem Parkett vor der Jazzkapelle, tanzten bereits drei Paare, und Albert und Carla Simonetti gesellten sich zu ihnen.

»Was sollte das denn?«, zischte sie ihm ins Ohr. »Erzählen Sie mir nicht, Tanzen gehört zu Ihren Steckenpferden, weil ich jetzt schon merke, dass dem nicht so ist. Sie haben doch gesehen, dass ich mich gerade mit dem Herrn unterhalten habe.«

»Nicht nur ich. Sowohl unserem Gastgeber als auch der Ehefrau Ihres Gesprächspartners ist aufgefallen, wie innig Sie beide sich verstehen.«

»Darum geht es? Sie sollen mich von Herrn Lacroix fernhalten? Ha! Lächerlich. Ich dachte, Sie wären mit dem Vorstandsvorsitzenden befreundet, dabei sind Sie anscheinend nur sein Kettenhund.«

Beide zeigten während ihrer geflüsterten Diskussion lächelnde Gesichter. Niemand hätte auf den pikanten Inhalt ihres Gesprächs schließen können. Für Außenstehende wirkte es sicher wie ein leichter Plausch, so hoffte Albert zumindest. Wäre es verwerflich, Frau Simonetti auf den Fuß zu treten? Er beherrschte sich. Erneut.

»Wollen wir die Waffen nicht strecken, Gnädigste? Wir sitzen doch in einem Boot, Sie und ich. All diese ganzen Leute hier kennen einander, verkehren in den gleichen Kreisen. Da können wir nicht mitreden. Frau Lacroix schäumt vor Wut. Sie wollen doch keinen Affront provozieren. Das würde ein schlechtes Licht auf Radio Frankfurt werfen.«

»Gott bewahre, das muss um jeden Preis verhindert werden.«

Er ignorierte ihren Sarkasmus. »Danke für Ihr Verständnis. Das wird Herrn Velbert gewiss ebenfalls freuen.«

Sie prustete, kam sogar ein wenig aus dem Tritt.

»Was finden Sie daran amüsant?«

Die Körperhaltung von Frau Simonetti veränderte sich. Hatte sie sich bisher nur widerstrebend von ihm führen lassen, schmolz sie nun geradezu in Alberts Arme, legte den Kopf zurück und sah ihn aus halb geschlossenen Lidern an. »Sie brutzeln nicht mit in der Frankfurter Gerüchteküche, gell? Aber ich habe was gehört, das auf zu großer

Flamme brodeln und eine Riesensauerei machen wird, wenn einer den Topfdeckel lüpfen.«

»Gesprochen wie die perfekte Hausfrau. Bemerkenswert.«

»Machen Sie sich nur lustig. Ich erzähle es Ihnen trotzdem. Der Jüngling drüben am Büfett, der sich gerade den Teller vollläd, ist der Geliebte von Herrn Velbert. Frau Velbert weiß das. Es wird gemunkelt, sie sei ganz froh darüber. Angeblich haben die beiden ein Arrangement. Sie darf ihrer kostspieligen Liebe zu Kunst und Design frönen, alle paar Monate neue Möbel kaufen und die Familienimmobilien damit vollstellen. Dafür lässt er sie in Ruhe und vergnügt sich mit dem Burschen da.«

Als die Musik verstummte, hielten die Tanzpaare inne und applaudierten. Ein neues Stück wurde angestimmt, noch sinnlich-jazziger als das vorherige, und Carla Simonetti bestand darauf weiterzutanzten.

»Na und?«, sagte Albert und ließ sich seine Überraschung über das Gehörte nicht anmerken. Da hatte er mit seiner Einschätzung von Hans-Hermann Velbert als konservativem Familienmenschen wohl falschgelegen. »Was glauben Sie, wie viele Herren der besseren Gesellschaft ein Doppelleben führen? So ein Schmusejunge wird keinem Klatschreporter auch nur eine Randnotiz wert sein.«

»Ich sage es Ihnen nur, damit Sie Ihre Unbedarftheit verlieren, Herr Bronnen. Unser Gastgeber sollte nicht einen auf prüde machen, nur weil ein paar seiner Gäste flirten. Aber falls es Ihnen lieber ist, halte ich mich natürlich gerne an Sie. Alles für den Sender, nicht wahr?«

Sie schlang die Arme um seinen Hals und schmiegte sich beim Tanzen eng an ihn, sodass er die Wärme ihres Körpers durch den dünnen Stoff des Abendkleides spürte.

»Sie wehren sich nicht?« Ein leises, kehliges Lachen, das verführerisch wirken sollte.

Albert legte seine Hand zwischen Carla Simonettis Schulterblätter und näherte sich mit seinen Lippen ihrem Ohr.

»Wogegen?«, flüsterte er. »Ich falle vollkommen aus Ihrem Beuteschema. Sie suchen einen Gönner, wohlhabend, gesetzt, gerne verheiratet, damit Sie versorgt sind, wenn das mit dem Schauspielern nicht mehr so gut läuft. Ich bin zu unvermögend, zu unwichtig und viel zu jung für Sie.«

Er spürte, wie sich ihr Rücken versteifte, sie wollte sich seinen Armen entziehen, aber er tanzte einfach weiter, sodass ihr nichts anderes übrig blieb, als mitzumachen.

»Sie sind eine giftige Viper, Herr Intendant.«

»Damit befinden wir uns wohl auf Augenhöhe. Aber Spaß beiseite ...« Obwohl sie genervt schnaubte und seine Wortspiele anscheinend wenig amüsant fand, fuhr er fort. »... ich schätze Ihr Können sehr, Frau Simonetti. Und wenn ich für einen kleinen Moment ganz ehrlich sein darf – Sie haben es nicht nötig, sich einen Versorger zu suchen, weil das Publikum Sie sicher noch viele Jahre sehen und hören will. Also fahren Sie Ihre Krallen ein.«

Sie entspannte sich merklich. Gemeinsam gingen die beiden wieder hinaus auf die Terrasse und rauchten eine Zigarette.

»Sie stecken nicht in den Schuhen einer alternden Diva«, bemerkte Carla Simonetti mit entwaffnender Offenheit. »Ich habe mich an einen gewissen Lebensstil gewöhnt. Den will ich nicht missen, wenn die Angebote ausbleiben. Und leider geht es mir nicht

wie dem Kollegen Conrad, der auch mit grauen Schläfen noch gefragt sein wird. Also urteilen Sie nicht über mich.«

»Das tue ich nicht.« Er meinte es ehrlich.

Nachdenklich sah sie ihn von der Seite an.

»Wir machen alle, was wir für richtig halten.«

»Sie sind in Ordnung, Herr Bronnen.«

Er grinste. »Sie eigentlich auch, Frau Simonetti.«

»Dann schlage ich vor, dass Sie mich jetzt allein lassen. Ich plane nämlich, mein Gespräch mit Herrn Lacroix fortzusetzen, und werde mich nicht davon abbringen lassen. Wie Sie schon sagten, wir machen alle, was wir für richtig halten.«

Albert stieß den Rauch aus. »Ich wollte ohnehin nach Hause. Guten Abend, Frau Simonetti. Wir sehen uns bei der Probe.«

Sie zupfte ihn am Ärmel. »Das mit der kleinen Westhof sollten Sie sich noch mal durch den Kopf gehen lassen.«

Augenblicklich flammte Ärger in Albert auf. Bei diesem Thema reagierte er empfindlich. »Ich weiß nicht, worauf Sie anspielen.«

»Na ja, die Amerikaner haben einen flotten Spruch dafür, dass es nicht schlau ist, etwas mit Arbeitskollegen anzufangen. Aber dieses Zitat will ich Ihnen nicht zumuten.«

»Mein Privatleben geht niemanden etwas an.« Mit einem knappen Kopfnicken gab er ihr ein letztes Mal Feuer, weil sie sich bereits wieder eine Zigarette auf die lange goldene Spitze gesteckt hatte. Dann ging er davon und verabschiedete sich beim Gastgeber, um keinerlei Zweifel daran zu lassen, dass er ab sofort nicht mehr als Anstandsdame für Frau Simonetti zur Verfügung stand.

Der Abend hatte Albert angestrengt. Er war aufgewühlt, und um zur Ruhe zu kommen, lief er ziellos durch das nächtliche Alt-Sachsenhausen. Vor einem gelben Haus in der Großen Rittergasse mit vorspringenden Giebeln und verwinkeltem Schieferdach blieb er schließlich stehen. Im Erdgeschoss hatte ein Bäcker seinen Laden, dahinter lag die Backstube. Albert holte sich hier gern sein Brot. Noch war alles ruhig, aber es würde nicht mehr lange dauern, dann ging hinten das Licht an, und während das restliche Sachsenhausen schlummerte, wurden hier schon die Brötchen gedreht.

Aus einer Gastwirtschaft drei Häuser weiter tönte lautes Gelächter. Die Tür wurde kurz geöffnet, und ein Mann trat heraus. Heiter pfeifend urinierte er ohne Scheu gegen die Hauswand und ging wieder hinein.

An dieser unbeschwerten Welt hatte Albert keinen Anteil. Wollte er im Grunde seines Herzens auch nicht haben. Er schätzte seine täglichen Herausforderungen, das Planen und Koordinieren, sogar die Hürden, welche die Verantwortung mit sich brachte. Ein Wirtshausgänger war er nie gewesen, keiner, der feierte oder sich die Nächte um die Ohren schlug. Allein, bisweilen beneidete er die Sorglosen. Aber immer nur für einen kleinen Augenblick.

Der junge Intendant schlenderte zu seiner Wohnung, die er als Unterkunft bezeichnete, nicht als Zuhause. Genau genommen fühlte er sich nirgends wirklich daheim, nicht in seinem Elternhaus, nicht in Berlin und auch nicht hier in Frankfurt.

Alles Stationen auf einem Weg mit unbekanntem Ziel, dem er unablässig entgegenstrebte. War das möglich? Sich nach etwas zu sehnen, von dem er nicht konkret wusste, was es war? Für das er dennoch alles gab, mit vollem Einsatz arbeitete? Welchen Stellenwert könnte Gesa in seinem Leben einnehmen? Gab es überhaupt Platz für sie?

Über diesen Grübeleien fiel es ihm derart schwer einzuschlafen, dass er um fünf Uhr schließlich noch einmal in die Große Rittergasse marschierte und an der Hintertür des Bäckers klopfte.

»Ei, Herr Bronnen, könne Se mal wieder net schlafen?«, fragte ihn der in breitem Dialekt. »Zwaa Weck unn e Stück Maddekuche, wie immer?«

Albert nickte.

Aus dem Inneren der Backstube ertönte die erboste Stimme der Bäckersfrau. »Herrschaft, mach sofort de Tür zu, sonst is da Hefeteig gleich zsammegfalle! Hammersbald!«

»Krawallschachtel«, brummte ihr Mann, kam aber der Aufforderung mit einem entschuldigenden Blick nach und kehrte kurz darauf mit einer Papiertüte wieder, die er Albert reichte. Der zahlte und bedankte sich. Bäcker Oelkes Quarkkuchen war der beste, die Brötchen stets knusprig. Eines davon verzehrte Albert auf dem Weg zurück in seine Wohnung, die anderen beiden Gebäckstücke, nachdem er sich rasiert und angekleidet hatte. Es war nicht das erste Mal, dass er nach einer schlaflosen Nacht besonders früh in den Sender fuhr. Er mochte es, allein zu sein, das Licht anzuschalten, wenn noch niemand da war und kein Telefon läutete. Dann kamen ihm die besten Ideen.

An diesem Morgen verfolgte er eine, über der er seit Wochen brütete. Vor dem Finale von *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* würde er tatsächlich einen Werbezeppelin buchen. Die hohen Kosten hatten ihn bisher zögern lassen, aber nun war er überzeugt, dass sie gerechtfertigt waren. Wenn Radio Frankfurt in seiner Wichtigkeit mit den großen Tageszeitungen gleichziehen, sie am besten noch übertreffen wollte, war Zurückhaltung fehl am Platz. Der Zeppelin würde jedem einzelnen Bürger draußen auf der Straße auffallen. Albert machte eine Notiz in seinem Tageskalender, um die Reservierung der Werbefläche nicht zu vergessen. Darum kümmerte er sich persönlich.

Herr Michaelis, der Autor, war ein in hohem Maße emsiger Schreiber und hatte ihm nicht nur zwei, sondern bereits vier Entwürfe für Fortsetzungsproduktionen zukommen lassen, aus denen er auswählen sollte. Die Ideen waren spannend, allesamt.

Erst am Vortag hatte Theodor Conrad die Verträge für zwei weitere Kriminalhörspiele unterzeichnet, worüber sich Albert besonders freute. Es hätte ihn geschmerzt, dem Kommissar eine neue Stimme geben zu müssen. In den nächsten Wochen musste er zahlreiche Entscheidungen treffen, Termine festlegen und planen. Ein Gefühl wohliger Vorfreude löste die Müdigkeit in Albert ab, er lächelte vor sich hin.

Dann sah er den Briefumschlag. Er lehnte am Tintenfass, *vertraulich* stand darauf, und gestern Abend war er noch nicht da gewesen. Augenblicklich verschwand seine Heiterkeit. Wer war heimlich in seinem Büro gewesen? Fräulein Jacobs sortierte die

Post in einen Pultordner ein, den sie ihm täglich brachte, sie würde nicht einfach ein Schreiben dekorativ auf dem Tisch positionieren, ausgeschlossen. Erst recht keinen Brief ohne Absender wie diesen. Albert öffnete ihn und las den Zettel darin. Er schluckte. Dieser Tag versprach garstig zu werden, noch ehe er richtig begonnen hatte.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die Wiener Architektin Margarethe Lihotzky heiratet den Bauingenieur Wilhelm Schütte in Frankfurt.«

Margarethe Lihotzky war eine der ersten weiblichen Architektinnen. Sie entwickelte die Frankfurter Küche, den Urtyp der modernen Einbauküche, die sie weltweit bekannt machte. Ebenfalls 1927 entwarf sie mit ihrem frischgebackenen Ehemann erstmals ein Konzept für eine »Wohnung für die alleinstehende berufstätige Frau«.

Die Luft in der Küche war heiß und feucht. Gesa riss die beiden Fenster zur Gasse auf, aber es dauerte eine Weile, bis sich der Nebel lichtete.

»Rolf«, sagte sie im Ton einer nachsichtigen Schwester, »was fabrizierst du denn da?«

Inges Bruder stand am Herd, einen hölzernen Löffel in der Hand, und starrte stirnrunzelnd in einen hohen Topf.

»Na, ich koche Wäsche aus. Aber das klappt nicht richtig.«

Schnell schloss Gesa die Tür zum Flur und trat neben ihn. »Du lieber Himmel. Deine Unterhosen. Im Einwecktopf. Wenn Inge das sieht ... Der ist doch noch von deiner Großmutter, darin waschen wir keine Wäsche.« Weil ihr warm wurde, krempelte sie die Ärmel hoch. »Seit wann ist das Zeug da drin?«

Er zuckte hilflos mit den Schultern. »Weiß nicht, ne Weile. Normalerweise macht Inge meine Wäsche mit, aber sie ist nie da, und ich hab keine frischen Sachen mehr.«

Langsam verzog sich der Dampf. Gesa musste über Rolfs zerknirschten Gesichtsausdruck lachen. Die Situation überforderte ihn eindeutig.

»Ich helfe dir, dann kriegen wir das hin, bis deine Schwester nach Hause kommt. Und bevor uns hier der Putz runterfällt.« Sie holte den Waschzuber, nahm Rolf den Löffel ab und fischte damit die Kleidung aus dem brodelnden Wasser. »Du könntest inzwischen die Feuchtigkeit von den Wänden wischen.«

Er schnappte sich einen Lappen und tat dankbar, wie ihm geheißen.

»Womit hast du gewaschen?«

»Mit Wasser ... Oder wie meinst du das?«

Gesa verdrehte die Augen. Schicksalsergeben griff sie nach dem Waschbrett und einem Stück Kernseife und schrubbte Rolfs Kleidung, nachdem sie so weit abgekühlt war, dass sich Gesa nicht mehr die Finger daran verbrannte. Sie spülte alles durch, wrang die Unterhosen, Hemden und Socken aus und drückte ihm den Trog mit den frisch gewaschenen Sachen in die Hände. »Ich stelle dir den Wäscheständer in den

Flur, dann kannst du alles aufhängen. Das kriegst du hin, oder?«

Er grinste. »Klar. Danke, Gesa, das ist wirklich nett von dir. Für diese Art von Hausarbeit bin ich nicht gemacht, das ist Frauensache.«

»So was gibt es nicht. An deiner Stelle würde ich's mal schnell lernen. Mit deiner Schwester kannst du in nächster Zeit nämlich nicht rechnen, die ist dauerbeschäftigt.«

Selbst Gesa sah die Freundin kaum noch, außer sie liefen sich im Sender zufällig über den Weg.

Ihrer Meinung nach war Inge dabei, sich mächtig zu übernehmen. Wenn sie nicht im Büro war, sang sie im Chor, im Palastcafé oder war bei Curt Schäfer. Seit einigen Tagen übernachtete sie sogar in dessen Wohnung. Außer an diesem Abend. Überraschend flog die Wohnungstür auf, Inge marschierte herein, gefolgt von Margot, und stolperte fast über den Wäscheständer im düsteren Flur.

»Mensch, Rolf«, schimpfte sie. »Muss das nasse Zeug hier rumstehen?« Sie schob Margot an ihm vorbei in die Küche und wandte sich wieder an ihren Bruder.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht anfahren. Hier hast du fünf Mark, lauf runter in die Eckkneipe und trink ein Bier.«

»Habt ihr wieder was zu besprechen?«

»Frauensachen.«

»Echt? Interessant. Gerade hat Gesa mir nämlich erklärt, dass es so was nicht gibt.«

»Raus mit dir.« Sie knuffte ihn, und er steckte das Geld ein und verschwand mit einem schiefen Lächeln. Rolf war ein lieber Kerl, nicht gerade zielstrebig im Leben, aber anständig. Dass seine Schwester ein opportunistisches Verhältnis mit einem wesentlich älteren und verheirateten Chorleiter unterhielt, durfte er nie erfahren. Das würde seine Weltsicht erschüttern.

Gesa setzte sich neben Margot an den Tisch, und Inge holte die Schnapsflasche vom Schrank. Die Cellistin war blass, sie blickte niemanden an.

»Was ist passiert?«, fragte Gesa. Sie hatte die beiden an diesem Tag im Sender nicht gesehen. Nach der Probe hatte sie kurz mit Albert geredet, der fahrig und geistesabwesend gewesen war. Nachdem sie ihm ihren Kriminalroman gegeben hatte, war sie direkt in die Wohnung gefahren. Weshalb Margots Hände zitterten, als sie nach dem Schnapsglas griff, und ihre Augen rot geweint waren, konnte sie sich beim besten Willen nicht erklären.

»Der Bienefeld!«, zischte Inge. »Dieser miese Kerl! Damit hat er eine Grenze überschritten. So etwas tut man nicht! Unter gar keinen Umständen.«

»Was hat er gemacht?«

Inge antwortete an Margots Stelle. Die presste die Lippen aufeinander und starrte in ihren Schoß.

»Er hat sie abgepasst und bedroht, als niemand dabei war.«

»Wie bitte?«

Endlich sprach Margot. »Herr Bienefeld verlangt, dass ich das Rundfunkorchester umgehend verlasse.«

»Das will er, seitdem du eingestellt wurdest. Weshalb trifft es dich ausgerechnet jetzt so hart? Was ist anders?«

»Er hat es herausgefunden. Ich weiß nicht, wie, aber er hat davon erfahren, und

dieses Wissen nutzt er jetzt aus.«

Gesa schob Margot ihr volles Glas hin, sie hatte keine Lust auf Alkohol. Geduldig wartete sie ab, bis Inge eine Zigarette angezündet hatte und sie Margot reichte, nachdem diese auch noch den zweiten Schnaps geleert hatte.

»Warum erzählst du uns nicht alles? Wir merken seit Wochen, dass du irgendein Geheimnis hütet. Und wenn es das ist, was Probleme bereitet, redest du es dir besser von der Seele. Wir sind deine Freundinnen und werden dein Vertrauen nie enttäuschen.« Gesa griff nach Margots Hand und drückte sie sanft. Anstatt vollends in Tränen auszubrechen, rang die junge Frau um Fassung, atmete tief durch und nickte.

»Ich bin auf die Festanstellung beim Rundfunk angewiesen, weil ich das Geld zu meiner Familie schicke. Die brauchen es dringend.«

Da Margot nicht weitersprach, beugte sich Inge, die ihr gegenüber saß, schließlich über die Tischplatte. »Weil?«

»Weil ich einen Sohn habe, für den ich sorgen muss! So, jetzt ist es raus.«

Beinahe trotzig stieß sie die Worte hervor, als wäre sie froh, sie endlich laut auszusprechen. »Sein Name ist Egon.«

Das erklärte einiges. Zumindest für Gesa. Die Zurückhaltung, was das Ausgehen betraf oder jegliche Art von Männerbekanntschaften. Sogar den armen Fritz Milanski hielt Margot auf Distanz, obwohl der ganz klar bis über beide Ohren verliebt war und sich bemühte.

»Wo ist Egons Vater?«, fragte Inge leise.

»Tot. Verkehrsunfall mit seinem Motorrad.«

»Dann bist du Witwe?«

Margot stieß den tief inhalierten Zigarettenrauch mit einem resignierten Laut aus. »Wir waren nicht verheiratet.«

Das war es also. Das große Geheimnis. Ein uneheliches Kind.

»Ich war sehr jung, als ich Mutter wurde. Wir hatten vor, schnellstmöglich zu heiraten, aber dazu kam es nicht mehr.«

»Das tut mir so leid, Margot«, sagte Gesa. »Du hast Schlimmes durchgemacht. Wie mies, dass der Bienefeld auch noch darauf herumtrampelt.«

»Er muss sich mächtig angestrengt haben, um es herauszufinden. Anscheinend hasst er mich mehr als gedacht.«

Inge stand auf und marschierte in der Küche auf und ab. »Dann bist du eben eine ledige Mutter. Kein Grund, dich deswegen von irgendjemandem fertigmachen zu lassen.«

»Das sagst du so. Bisher hatte er keinerlei Handhabe gegen mich, und trotzdem hat er mir das Leben zur Hölle gemacht. Ich fürchte, das ist steigerungsfähig.«

»Dem werde ich die Meinung sagen!«

»Nein, Inge. Das muss ich selber regeln. Was ist, wenn man mich hinauswirft?«

»Nachwuchs zu haben ist kein Kündigungsgrund«, merkte Gesa dumpf an.

Margot war vollkommen niedergeschlagen, sie wirkte kraftlos, resigniert. »Am besten, ich ziehe wieder nach Hause. Das wird nichts mehr für mich, hier in Frankfurt. Dabei hatte ich davon geträumt, Egon nachzuholen, eine kleine Wohnung mit ihm zu nehmen und ein eigenständiges Leben zu führen. Sobald ich genug gespart habe.«

Gesa rückte mit ihrem Stuhl näher an die Freundin heran, bis sie ganz dicht nebeneinandersaßen. Margot legte den Kopf auf ihre Schulter.

»Das ist dein Traum? Du willst gar keine Vorzeigecellistin werden?«

»Ich will einfach nur in Frieden mit meinem Kind zusammenleben dürfen, es jeden Abend zu Bett bringen, für Egon kochen, mit ihm spielen. Das, was eine normale Mutter eben macht. Und gleichzeitig möchte ich berufstätig sein. Unser finanzielles Wohl soll nicht von einem Mann abhängen, ich will für uns sorgen. Ist das zu viel verlangt?«

»Nein. Das ist ein guter Plan, an dem du festhalten musst. Und es ist dein Recht.«

Nun fing sie doch an zu weinen, leise, wie zu sich selbst. Das berührte Gesa tiefer, als wenn Margot laut geschluchzt hätte. Sie war erschöpft, zu lange litt sie schon unter den täglichen Schikanen des Dirigenten. Die Freundin stand ganz knapp davor aufzugeben.

»Der Bienefeld hat Herrn Bronnen einen Brief geschrieben, in dem er mich bloßstellt«, flüsterte sie.

Was für eine Demütigung. Das erklärte Alberts eigenartige Verfassung. Wie sollte er mit der Situation umgehen? Er musste Bienefeld zurechtstutzen, ganz eindeutig.

»Ich könnte es dem Intendanten nicht einmal verübeln, wenn er unser Arbeitsverhältnis beendet und stattdessen einen männlichen Cellisten einstellt. Dann wäre endlich Ruhe. Sicher hat Herr Bronnen die Nase langsam voll von dem Drama.«

Margot goss sich noch mal ein und leerte das Glas in einem Zug.

»Du schläfst heute hier«, bestimmte Inge. »In deinem Zustand lasse ich dich nicht nach Ginnheim fahren. Den ganzen Tag nichts gegessen und einige Kurze intus, da steigst du nicht mehr aufs Fahrrad. Ich mache dir ein Käsebrot, und dann legst du dich hin.« Sie gab Gesa ein Zeichen, ihr hinaus in den Gang zu folgen.

»So ein Schlamassel«, flüsterte sie, damit Margot nichts mitbekam. »Dass dieser miese alte Sack beim Intendanten gepetzt hat, ist ein Problem. Ich weiß, dass Herr Bronnen ohnehin reichlich genervt von der Sache ist. Margots Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen.«

»Albert würde sie niemals wegen einer Intrige entlassen!«, protestierte Gesa. Hundertprozentig sicher war sie sich allerdings nicht.

Inges Augenbrauen hoben sich. »Albert? Ihr seid ja schon mächtig vertraut miteinander. Umso besser. Du musst hinfahren und mit ihm reden. Jetzt gleich. Es geht um das Wohl einer kleinen Familie.«

»Bist du verrückt? Es ist kurz vor acht. Ich kann nicht einfach privat beim Intendanten von Radio Frankfurt klingeln. Außerdem weiß ich nicht mal, wo er wohnt.«

»Aber ich. Immerhin habe ich Einsicht in die Akten.« Inge raunte verschwörerisch. »Stell dich nicht an, Gesa Westhof. Wir müssen dafür sorgen, dass Margot ihre Arbeit behält. Wenn eine von uns in Schwierigkeiten ist, stehen wir zusammen.«

Mit tausend Gedanken im Kopf stand Gesa kurze Zeit später in Sachsenhausen vor dem Haus, dessen Adresse Inge ihr genannt hatte, und drückte auf die Klingel. Seit dem Kinoabend hatten sie einander nur bei der Arbeit gesehen. Ihn in seiner Wohnung

aufzusuchen war ein sehr intimes Unterfangen. Gesas Herz pochte wild. Drinnen schellte es blechern, dann wurde es wieder still. Gerade als sie den Finger erneut in Richtung Klingelknopf ausstreckte, hörte sie, wie eine Holztreppe unter Schritten knarzte. Die Tür wurde geöffnet.

»Gesa!«

»Guten Abend, Albert.« Der Satz, den sie eigentlich hatte sagen wollen, entfiel ihr, sobald sie in seine Augen blickte. Er hatte die Ärmel des weißen Hemdes bis zum Ellenbogen hochgekrempelt, am Kragen stand es offen. Und es war nur nachlässig in den Hosenbund gestopft, als hätte er es sich in Eile übergeworfen. Er roch nach Seife, und feuchte Strähnen seines frisch gewaschenen Haars fielen ihm in die Stirn. Mit einer langsamen Handbewegung strich er sie nach hinten.

»Bitte entschuldige die Störung. Ich muss dringend mit dir sprechen. Hast du vielleicht kurz Zeit?«

Er lächelte. »Ich habe heute nichts mehr vor.«

»Wollen wir spazieren gehen?«

Sein Lächeln wurde breiter. »Wie wäre es, wenn du hereinkommst?« Mit einer einladenden Handbewegung schwang er die Tür weit auf.

Gesa atmete tief durch und hoffte, dass er es nicht bemerkte. Dann trat sie in den Flur und folgte ihm in den ersten Stock hinauf.

Die Räume waren niedrig, was sicherlich dem Alter des Gebäudes geschuldet war. Kein Vergleich zu den hohen Decken der Frankfurter Altstadt Häuser. Doch da sich wenig Mobiliar darin befand, ein Sofa mit geschwungener Rückenlehne, drei gepolsterte Stühle um einen Tisch und zwei Bücherregale vor weiß getünchten Wänden, wirkte Alberts Wohnzimmer dennoch geräumig.

»Bist du gekommen, um mir einen Brief ins Buch zu legen?«

Gesa, die einen Blick aus dem Fenster hinunter in die Gasse geworfen hatte, drehte sich um. Er stand dicht hinter ihr. Verständnislos legte sie den Kopf schief.

Genoss er die Situation? Ihre unübersichtbare Nervosität?

»Na, in den Krimi, den du mir heute gegeben hast. Ich habe schon zu lesen angefangen. Leider steckte kein Zettel von dir drin.«

Gesa wurde es warm, als sie an die leidenschaftlichen Worte in seinem Brief dachte. »Ich kann nicht so gut schreiben wie du«, hauchte sie.

»Oder du traust dich nicht?«

»Das kann auch sein.« Sie musste sich konzentrieren, um den Grund ihres Besuchs nicht zu vergessen. Am liebsten hätte sie sich an ihn geschmiegt, den Duft seiner frisch gewaschenen Haut geatmet, ihre Hände in seinem Haar vergraben. Abwartend stand er da, gespannt, was sie als Nächstes tat. Oder bildete sie sich das nur ein?

»Es geht um Margot.« Ihre Worte durchbrachen den Zauber des Augenblicks. »Sie hat Angst, ihre Stelle zu verlieren, weil Herr Bienefeld sie wegen ihres unehelichen Kindes bei dir angeschwärzt hat.«

Das Verschwinden von Alberts Lächeln schmerzte Gesa. Er bot ihr einen Platz auf dem Sofa an, aber sie verneinte. Nun war er es, der aus dem Fenster blickte.

»Hat Fräulein Mikola dich hierhergeschickt?« Seine Stimme klang geschäftsmäßig.

»Oh nein, sie weiß nicht einmal, dass ich hier bin. Inge und ich haben beschlossen,

dass ich zu dir fahre. Wir sind beide entsetzt über die Art und Weise, wie Herr Bienefeld sich benimmt.«

»Er ist der Dirigent des Rundfunkorchesters. Dessen reibungsloses Zusammenspiel nur funktioniert, wenn nicht andauernd Unstimmigkeiten bestehen.«

»Das liegt auch in Margots Interesse. Sie liefert erstklassige Arbeit, aber sie kann es ihm nicht recht machen. Und das nur, weil sie eine Frau ist. Jeder weiß das. Der Bienefeld sucht und sucht nach einem Grund, damit sie entlassen wird.«

»Und den hat er nun gefunden. Ist es das, was ihr denkt?« Seine dunklen Augen musterten forschend ihr Gesicht. »Seid ihr nicht der Meinung, dass eine Mutter bei ihrem Kind sein sollte, anstatt in einer Kapelle Musik zu spielen?«

»Das ist nicht fair, Albert. Wenn Margot ein Mann wäre, würdest du mir diese Frage nicht stellen.« Sie presste die Lippen aufeinander, um nicht noch wütender zu antworten.

»Ist sie aber nicht. Sondern die einzige Frau in einer Männerwelt, was tagtäglich für Reibereien sorgt. Die schlagartig vorbei wären, wenn ich Herrn Bienefelds Wunsch entspreche.«

»Das kann nicht dein Ernst sein!«

»Es würde mir persönlich sicher nicht gefallen. Aber für den Frieden im Sender wäre es von Vorteil. Ich muss Interessen abwägen, im Sinne des Aufsichtsrats handeln. Auch wenn es manchmal anders wirkt, bin ich in meinen Beschlüssen nicht frei, sondern stehe in der Verantwortung.«

»Du hast noch immer nicht gesagt, was du wirklich denkst.«

Er wandte sich ihr wieder zu, doch er klang kühl. »Vor dem Finale des Hörspiels werde ich sicher keine personellen Veränderungen vornehmen. Wie es danach weitergeht, habe ich noch nicht entschieden. Aber auch ich beobachte die Sache zwischen Herrn Bienefeld und Fräulein Mikola schon eine ganze Weile. Es wäre besser gewesen, sie hätte von Anfang an ehrlich gesagt, dass sie nicht ungebunden ist.«

»Dann hättest du sie niemals eingestellt.«

Die romantische Atmosphäre hatte einer wie elektrisch aufgeladenen Platz gemacht. Nicht nur Gesa verfügte über ein hitziges Temperament. Der immer so beherrscht wirkende Albert stand ihr darin in nichts nach. »Das ist eine Unterstellung.«

»Weil du dich nicht konkret äusserst.«

»Das muss ich nicht.«

Damit nahm er Gesa den Wind aus den Segeln. Nur weil sie heftig miteinander geflirtet hatten, war der Intendant seiner Hörspielsprecherin noch lange keine Rechenschaft schuldig.

Sie atmete hörbar aus, ihr Ton verlor seine Schärfe. »Nein, musst du nicht. Entschuldige bitte. Ich verlange nichts von dir. Nur ein mitfühlendes Herz für deine Angestellten. Wenn das die Professionalität erlaubt.«

»Siehst du, wie gut du mit Worten umgehen kannst, Gesa?« Auch er klang nun sanfter. Ein Lächeln schlich sich zurück in seine Augen, die Mundwinkel hoben sich.

»Machst du dich über mich lustig?«

»Niemals.«

Später erinnerte sie sich nicht mehr daran, ob er sie an sich gerissen oder sie sich in

seine Arme gestürzt hatte. Nur daran, dass sie es beide nicht länger ausgehalten hatten, einander nicht zu berühren. Gesa knöpfte Alberts Hemd auf, ohne ihren Kuss zu unterbrechen, und legte die Handflächen auf seine Brust. Seine Haut war straff und warm und duftete noch verführerischer, als sie es in Erinnerung gehabt hatte. Unter ihren Fingern spürte sie sein Herz pochen, ebenso heftig wie ihres.

Albert hob sie hoch und trug sie zur Couch. Im sanften Licht einer einzelnen Lampe wirkte das Braun seiner Augen wie geschmolzene Schokolade. Erneut fielen ihm feuchte Haarsträhnen in die Stirn, warfen Schatten auf seine Wangenknochen. Gesa hielt die Luft an, als seine Finger unter dem Rock ihren Oberschenkel hinaufwanderten und geschickt den Verschluss des Strumpfhalters lösten. Dabei studierte er ihr Gesicht, als müsse er es sich für immer einprägen. Verlangen breitete sich wie eine Welle in Gesa aus, nicht nur nach seinen Liebkosungen, sondern danach, dass er nie aufhören möge, sie auf diese Weise anzusehen.

»Findest du nicht auch«, flüsterte er ihr ins Ohr, »dass ein Spaziergang eine dumme Idee gewesen wäre?«

»Eine sehr dumme«, hauchte sie, als seine Lippen ihren Hals hinunterwanderten.

Er ließ sich Zeit damit, ihren Körper zu erkunden, herauszufinden, was Gesas Verlangen nach ihm noch weiter anfachte, und sie genoss seine Zärtlichkeiten. Als sie ihn endlich in sich spürte, hatte Gesa die Welt um sich herum vergessen, sie kostete Alberts sinnliche Gegenwart aus und ihre eigene heftige Reaktion auf ihn.

Obwohl er sie darum bat, wagte Gesa es nicht, bei ihm zu übernachten.

»Was, wenn mich jemand morgen früh beim Verlassen deines Hauses sieht?«

»Unwahrscheinlich.« Er lag auf der Seite, hatte sich auf einen Ellenbogen gestützt und beobachtete sie beim Ankleiden.

»Aber Inge würde es wissen. Sicher mutmaßt sie ohnehin schon, warum ich so lange weg bin.«

»Stört dich das?«

Sie dachte nach. »Nein, aber es muss doch auch in deinem Interesse sein, dass im Sender niemand von uns erfährt.«

»Vorläufig meinetwegen. Aber auf Dauer wird das unmöglich sein.« Er stand auf, stellte sich hinter Gesa, umfasste sie mit beiden Armen und vergrub sein Gesicht in ihrem Haar. »Weil ich nicht vorhabe, das hier als heimliche Affäre zu behandeln.«

An der Haustür stahl Albert sich einen letzten Kuss, bevor Gesa in die Nacht hinausschlüpfte.

»Bist du sicher, dass ich dich nicht nach Hause bringen soll?«

Sie nickte.

»Wenn du meinst. Wegen Fräulein Mikola. Ich muss mir das alles in Ruhe durch den Kopf gehen lassen. Natürlich ist es nicht richtig, was Herr Bienefeld veranstaltet. Aber ich hätte mir wirklich gewünscht, sie hätte mir von Anfang an die Wahrheit über ihren Familienstand gesagt. Ich hasse Unehrlichkeit.«



MARGOT

Radionachrichten 1927:

»Die Amerikanerin Clara Bow spielt die Hauptrolle in dem Film *Das gewisse Etwas*, nach einer Romanvorlage von Elinor Glyn.«

Damit wurde Clara Bow unglaublich populär und zum ersten »It«-Girl – lautete der englische Filmtitel doch It. Sie war die Personifikation des Flapper-Stils und genoss das Leben einer selbstbewussten jungen Frau. Angeblich hatte sie gleichzeitig Affären mit mehreren damals äußerst prominenten Männern.

Margot beugte sich nach vorne, um den Deckel ihres Cellokastens zu schließen, als sie eine tastende Hand an ihrem Po spürte. Blitzschnell fuhr sie hoch und drehte sich um. Hinter ihr stand einer der Geiger, Herbert Ebner, die Finger gespielt ertappt ausgestreckt und ein dreistes Grinsen im Gesicht.

Margot holte aus und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige. »Was erlauben Sie sich!«, schrie sie ihn an.

Er rieb sich die Wange, grinste nicht mehr. »Selber schuld, wenn du mir deinen Arsch hinhältst.«

»Ich kann mich nicht erinnern, Ihnen das Du angeboten zu haben. Und Zudringlichkeiten verbitte ich mir grundsätzlich.«

Ein weiterer Geiger gesellte sich hinzu, dessen Namen Margot nicht einfiel. »Na, na, plötzlich so vornehm? Sie sind aber eine Mimose. Damit muss man rechnen, wenn man in engen Röcken herumläuft. Ist doch ein Kompliment, wenn der Hintern zum Anfassen einlädt.«

»Ich spiele Cello. Dabei kann man keine engen Röcke tragen.«

»Aber aufreizende sehr wohl. Der Kollege konnte eben nicht anders.« Der Geiger lachte derb. »Hab gehört, dass Sie sowieso einen lockeren Lebenswandel pflegen. Sie fordern es geradezu heraus, unser Herbert ist schließlich auch nur ein Mann. Keine Angst, von einem Hinterngrapscher wird man nicht gleich schwanger. Aber Sie wissen ja, wie diese Dinge funktionieren.«

Margot bemerkte, dass Ewald Bienefeld sie beobachtete. Sein grauer Schnauzbart zuckte, als müsse er ein Grinsen unterdrücken. Eigentlich sollte sie sich bei ihm über den Kollegen beschweren. Es war seine Aufgabe, derartige Übergriffe zu ahnden. Bedauerlicherweise wusste Margot nur zu gut, dass von Bienefeld keinerlei Hilfe kommen würde. Im Gegenteil. Als sie später unten im Hof mit dem Cello auf dem Rücken auf ihr Fahrrad stieg, schwang ein heraustretender Kollege die Tür des Hintereingangs noch einmal weit auf. Dabei erhaschte Margot einen Blick auf

Bienefeld und die beiden Geiger, wie sie drinnen im Flur die Köpfe zusammensteckten.

Am darauffolgenden Morgen drängte sich Peer Grüning, der spitzzüngige Musiker, dessen Name Margot inzwischen eingefallen war, zu ihr in den Lift. Er stellte sich dicht hinter sie und ließ sie spüren, wie er sein Geschlechtsteil an ihr rieb. Angewidert machte sie eine ruckartige Bewegung mit dem Cellokasten, woraufhin Grüning mit einem schmerzhaften Aufschrei von ihr abrückte und sich zusammengekrümmt an der Wand abstützte. Er verpasste das Aussteigen und musste mit dem Paternoster wieder hinunterfahren.

Aufgewühlt brachte Margot ihr Instrument in den Probenraum und kletterte durch das Fenster aufs Dach. Schwer atmend lief sie ein paar Schritte auf und ab, um ihre Wut unter Kontrolle zu bekommen. Ewald Bienefeld hatte sie als Freiwild zur Jagd ausgeschrieben. Ganz offensichtlich! Nicht nur, dass die männlichen Kollegen hinter ihrem Rücken feixten, sie wagten es sogar, die letzte Grenze des Anstands zu überschreiten, und behandelten sie wie ein leichtes Mädchen. Niemals würden sie Derartiges wagen, wenn der Orchesterchef sie nicht dazu ermutigen würde, da war Margot sich sicher.

Sie rechnete nach. In drei Tagen stand das Finale des großen Hörspiels auf dem Programm. Auf keinen Fall würde sie sich von ein paar ungehobelten Kerlen aus dem Orchester ekeln lassen. Sie musste durchhalten.

Nach der Probe wollte Margot so zügig wie möglich weg. Bienefeld hatte sie wieder wie Dreck behandelt, und niemand wagte mehr, ihr mitleidige Blicke zuzuwerfen. Es war, als stünde eine Wand zwischen ihr und dem Rest des Orchesters.

Der Rundfunkwagen von Friedrich blockierte die Ausfahrt aus dem Hinterhof des Sendergebäudes. Der Abteilungsleiter für Zeitgeschehen lehnte an dem seitlich montierten Ersatzreifen, die Arme vor der Brust verschränkt, sein Blick ernst. Als er Margot sah, kam er direkt auf sie zu.

»Bist du wieder auf dem Sprung zu einer spannenden Berichterstattung?«, fragte sie ihn und mühte sich ein Lächeln ab. Er sollte nicht merken, wie elend es in ihr aussah.

»Nein. Ich habe auf dich gewartet.«

»Auf mich? Wieso?«

»Ich möchte mit dir reden. Wenn du erlaubst, laden wir deine Sachen wieder in den Bus, und ich bringe dich nach Hause.«

Also wusste auch er schon Bescheid. Margot war müde. Es wäre angenehm, den weiten Weg bis Ginnheim nicht mit dem schweren Cello auf dem Rücken radeln zu müssen. Ewig konnte sie Fritz sowieso nicht aus dem Weg gehen, also war es besser, die Sache hinter sich zu bringen und sich seinen Vorwürfen zu stellen. Wahrscheinlich fand er es empörend, dass sie Mutter war.

»Gern. Vielen Dank.« Sie gab ihm das Instrument und sah zu, wie er es in den umgebauten Fahrgastraum des Busses lud. Er hielt die Beifahrertür auf und reichte ihr die Hand beim Einsteigen, die Margot dankbar nahm. Am liebsten wäre sie in seine Arme gesunken und hätte sich trösten lassen. Aber sie riss sich zusammen und glitt auf den Sitz.

»Dir geht es nicht gut«, stellte Friedrich mit tiefer, ernster Stimme fest, setzte den Blinker und bog hinaus auf die Straße.

Beide schwiegen. Statt am Palmengarten vorbeizufahren, suchte Friedrich einen Parkplatz und stellte den Bus ab.

»Was machen wir hier? Wolltest du mich nicht heimbringen?«

»Ich dachte, wir gehen ein wenig spazieren. Du hast mir erzählt, dass du gerne einmal den Palmengarten besuchen würdest. Es sei denn, du bist zu müde.«

Erneut warf er ihr einen prüfenden Seitenblick zu.

»Nein. Lass uns hineingehen.«

Jeden Tag, wenn sie hier vorbeifuhr, malte Margot sich aus, wie es jenseits der Mauern aussehen mochte. Noch immer hatte sie die Anlage nicht besucht. Aus Mangel an Zeit? Oder weil sie den täglichen Arbeitsweg hätte unterbrechen müssen? Wie oft hatte sie sich vorgestellt, mit Friedrich auf gekiesten Wegen vorbei an bunt angelegten Beeten zu flanieren. Nutzlose Gedankenspiele, die zu nichts führten. In letzter Zeit war sie ihm aus dem Weg gegangen, aus Angst vor ihren eigenen Gefühlen. Und dann war die Situation im Orchester zusehends eskaliert, sodass sie keinerlei Gedanken mehr für Schönes gehabt hatte.

Und nun standen sie beide hier. Einander fremd wie nie zuvor. So hatte sich Margot das nicht vorgestellt. Trotzdem besser, sie sprachen unter freiem Himmel miteinander als in der Enge des Fahrzeugs. Zumal Friedrich sicher nichts Angenehmes zu sagen hatte, seinem trüben Gesicht nach zu urteilen. Bienefelds Schmutzkampagne zeigte auch bei ihm Wirkung. Warum sonst würde er sie derart seltsam betrachten?

Der Nachmittag war sonnig und warm. Ideal für einen Aufenthalt im Palmengarten. Margot trug ein kurzärmeliges, honiggelbes Kleid mit nach unten versetzter Taille. Die passende Strickjacke hatte sie über den Arm gelegt. Statt ihrer braunen Spangenschuhe hätten weiße duftiger dazu gewirkt, aber sie besaß keine. Für buntes Schuhwerk war das Geld zu knapp. Nur schwarz und braun, das funktionierte mit allem. Auf ihrem Kopf saß ein leichter Cloche, der die blendende Sonne nur mäßig abschirmte, als Margot durch die Pforte des Gartens trat.

Dahinter fand sie nicht das, was sie erwartet hatte. Keine üppigen Bepflanzungen erfreuten den Blick. Mickrig sahen die Beete aus und ungepflegt. Geradezu armselig im Vergleich zum bunten Nizza am Fluss, das Gesa ihr gezeigt hatte. Auch die Wege waren in einem verwahrlosten Zustand. An ihren Rändern wucherte Unkraut, als hätte lange kein Gärtner mehr geharkt. Vorbei an einem wild wachsenden, jedoch nur spärlich blühenden Rosengarten näherten sie sich dem Gesellschaftshaus, dem Herzstück des Parks. Margot sog hörbar die Luft ein.

»Der Palmengarten ist pleite«, konstatierte Friedrich das Offensichtliche. »Schon eine ganze Weile. Direkt nach dem Krieg wurden viele Gärtner und Arbeiter entlassen, um Geld zu sparen. Während der Wirtschaftskrise hat man die natürlich auch nicht mehr eingestellt, im Gegenteil. Dann sollte ein privater Verein Mittel aufbringen, aber das hat auch nicht geklappt. Wer gibt schon Geld für Blumen aus, wenn Essen knapp ist? Und mittlerweile ist alles eben reichlich verwildert, als wäre der Garten im Dornröschenschlaf. Ich finde ihn immer noch schön. Du nicht?«

Margot ließ den Blick über die ausladende Fassade des Gesellschaftsgebäudes

schweifen, das Palmenhaus, Festsaal und Wirtschaftsbetrieb beherbergte. Während der Belle Époque war es als öffentlicher Wintergarten mit elegantem Restaurant der Mittelpunkt des Frankfurter Gesellschaftslebens gewesen. Einen Moment lang stellte sich Margot Damen in weißen Kleidern und Herren mit Zylindern und Spazierstöcken vor, die zwischen Palmen und exotischen Blumen tafelten. Prächtig musste es damals ausgesehen haben und von üppiger Schönheit, die heutzutage zusehends verschwand, weil niemand sie mehr pflegte – oder weil alles moderner Funktionalität weichen sollte.

Sie hätte sich in der guten alten Zeit wohlgefühlt, beschloss Margot. Aber ja, auch sie empfand den Palmengarten in seiner unperfekten Morbidität als schön. Er entsprach nicht dem, was sie sich vorgestellt hatte. Na und? Statt Eleganz strahlte er eine Mischung aus Vergänglichkeit und natürlicher Kraft aus. Wie ein Spiegelbild der Zeit, in der sie lebten, gleichzeitig im Vergehen begriffen und kurz vor einer neuen Blüte stehend.

Eine Freiterrasse auf zwei Ebenen erstreckte sich über die gesamte Gebäudelänge. Nur wenige Gäste saßen an den Tischen, obwohl bunte Sonnenschirme Schatten spendeten und ein fabelhafter Ausblick lockte. Unterbrochen von bogenförmigen Loggien, war die Fassade komplett mit Efeu überwuchert, der wie ein grüner Wasserfall herabzuströmen schien. Als Krönung wölbte sich eine tonnenförmige Kuppelkonstruktion aus Glas und Stahl über dem Gesellschaftshaus, noch immer ebenso eindrucksvoll wie vor beinahe fünfzig Jahren.

»Möchtest du dich setzen und etwas trinken oder lieber ein Stück gehen?«, fragte Friedrich.

»Lass uns herumspazieren.«

Gemeinsam schlenderten sie in Richtung eines Sees, der *großer Weiher* genannt wurde.

»Sie werden es komplett umbauen«, sagte Friedrich leise. »Das schöne alte Palmenhaus. Es wird modernisiert.«

»Natürlich wird es das.« Im gesamten Stadtgebiet wurde derart viel erneuert, dass es Margot verwundert hätte, wenn der Prachtbau im Stil der Neorenaissance ungeschoren davongekommen wäre. Sicher würde man auch sein Gesicht herunterreißen und ein kantig-schnörkelloses Antlitz daraufsetzen, wie es der begehrten neuen Norm entsprach.

»Die Umbauarbeiten beginnen bald. Wie schön, dass du es noch mal so siehst. Früher war viel mehr los im Park. Aber die Interessen der Leute verlagern sich, und es gibt einfach mehr Auswahl bei der Freizeitgestaltung. Auf den Badewiesen am Waldstadion zum Beispiel liegen sie heute sicher dicht an dicht wie die Ölsardinen in der Büchse.«

»Ich finde es friedlich hier.« Margot atmete tief ein.

Sie setzten sich auf eine Bank am dicht bewachsenen Ufer. In der Mitte des Sees spie eine Fontäne Wasser hoch in die Luft. Dahinter, an einer Engstelle, spannte sich eine zierliche Hängebrücke von Felsen zu Felsen, und ein Stück daneben erspähte Margot ein Bootshaus durch das satte Grün der Blätter. An seinem Anleger waren hölzerne Ruderboote festgemacht. Eines davon glitt über den See, mit einem jungen Paar darin. In friedlicher Eintracht teilten sie sich das Wasser mit einer Entenfamilie.

»Worüber wolltest du mit mir sprechen?«, fragte sie ihn geradeheraus. Besser, sie brachten es hinter sich.

Friedrich nahm den Hut ab, legte ihn neben sich und fuhr mit beiden Händen durch sein Haar. »Stimmt es, was im Sender rumerzählt wird? Dass du ein Kind hast?« Er sah sie dabei nicht an.

»Ja.«

»Du hast mir erzählt, du seist ungebunden.«

»Ich habe gesagt, ich bin weder verlobt noch verheiratet.«

»Was ist mit dem Kindsvater?«

»Mein Sohn hat keinen Vater mehr.«

Endlich wandte er sich ihr zu. Studierte ihr Gesicht, wartete offensichtlich auf weitere Erklärungen, die Margot nicht zu geben bereit war.

»Warum hast du mir nicht davon erzählt?«

Sie runzelte die Stirn, starrte in seine graugrünblauen Augen, die manchmal hell und bunt wirkten, jetzt aber eher wie eine Gewitterwolke. »Hätte das einen Unterschied gemacht? Hättest du dich dann nicht für mich interessiert? Mich nicht kennenlernen wollen? Mich nicht geküsst?«

»Ich dachte, wir sind ehrlich zueinander?«

»Herrgott, ich gehe doch nicht mit meinen persönlichsten Angelegenheiten bei jemandem hausieren, den ich noch nicht einmal richtig kenne! Mein Kind betrifft nur mich, hörst du. Nur mich.« Auf einmal schwappte all die angestaute Wut in Margot hoch, die Frustration ob der ungerechten Behandlung. Und die Enttäuschung darüber, dass wohl auch Friedrich nicht anders war als der Rest. Diese Einsicht schmerzte am meisten. »Wenn der Umstand, dass ich Mutter bin, zu schockierend für dich ist, als dass du damit umgehen könntest, dann lass es bleiben. Ich werde mich nicht dafür entschuldigen. Auch wenn anscheinend alle Herren im Sender der Meinung sind, das wäre unerhört. Meine Güte, was seid ihr doch für scheinheilige Moralapostel, wenn's denn gelegen kommt.«

Gerade nachdem sie zaghaft begonnen hatte zu hoffen, es könne ein neues Glück für sie geben, eine zweite Chance nach ihrem unsagbaren Verlust, kam dieses Gespräch wie eine ernüchternde Ohrfeige. Sie sprang auf und lief davon, dass der Kies unter ihren Sohlen knirschte.

»Margot!«, hörte sie ihn rufen. »Warte! So warte doch!«

Er rannte ihr nach, überholte sie und stellte sich ihr in den Weg. »Hör mich wenigstens an. Es ist eine ziemlich große Sache, ein Kind zu haben. Vor allem für jemanden wie mich, einen Junggesellen, der sich mit dem Thema Familie noch nie ernsthaft auseinandergesetzt hat. Da wirst du es mir wohl nicht übel nehmen, wenn mich diese überraschende Information aus der Bahn wirft. Vor allem, da ich sie aus der Gerüchteküche erfahren musste und nicht direkt von dir.«

»Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig.«

»Aber ich dachte, es wäre etwas zwischen uns. Eine Verbindung. Du musst doch wissen, was ich für dich empfinde, und ich habe mir auch eingebildet, dir nicht gleichgültig zu sein.«

Margot knetete die Strickjacke in ihren Händen. Was sollte sie darauf sagen?

Er wandte kurz den Blick zum Himmel. »Ist es so schwer, mir deine Gefühle mitzuteilen?«

Überfordert trat sie an ihm vorbei und ging weiter. Er schloss sofort wieder auf. »Hast du Angst? Das ist es, stimmt's? Du hast Angst.«

»Ich habe keine Angst vor dir!«

»Nicht vor mir. Vor deiner eigenen Courage. Ledige Mutter mit Kind, Hauptberuf Musikerin, beginnt leidenschaftliche Liebesbeziehung mit Arbeitskollegen. Skandalös! Klingt fast wie ein Groschenroman. Dafür braucht es schon ein wenig Mut.«

»Ich finde das nicht lustig, Fritz.«

»Glaub mir, ich genauso wenig.« Der ernste Unterton in seiner Stimme ließ sie stehen bleiben. In seinem Gesicht lag keinerlei Belustigung, nur ein beinahe feierlicher Ausdruck, den Margot nicht zu deuten vermochte.

»Ich werde nicht um deine Liebe betteln. Aber du solltest wissen, dass die Sticheleien im Sender nicht aufhören werden, nur weil du so tust, als würdest du sie nicht hören. Bienefeld wird weiter intrigieren. Alles, worauf es ankommt, ist, wie du der Welt begegnest. Lass mich in dein Leben, Margot, und scher dich nicht um das Gerede der anderen. Entscheide dich.«

Wie konnte sie? Wie sollte sie? Margot hatte nicht das Recht, sich kapriziös zu verhalten. Eine Affäre mit einem Arbeitskollegen zu beginnen wäre Wasser auf Bienefelds Mühlen. Sie wollte keine riskanten Schritte tun, sondern gewissenhaft ihre Arbeit erledigen, ihren Lohn dafür erhalten und damit Egon und die Eltern unterstützen. Mehr durfte sie nicht verlangen. Es war schwer genug, auf diese Weise zu leben.

»Ich kann nicht«, hauchte sie.

Nun war er es, der die Lippen zusammenpresste und schwieg. Bis er sie in Ginnheim vor dem Haus ihrer Cousine aussteigen ließ. Margot hätte schreien mögen. Stattdessen verabschiedete sie sich von Friedrich mit einem zarten Kuss auf die Wange, während er unbeweglich nach vorne durch die Windschutzscheibe starrte.



INGE

Radionachrichten 1927:

»Die skandalträchtige Anita Berber und ihr Gatte, der amerikanische Tänzer Henri Châtin Hofman, starten ihre Tournee durch den Nahen Osten.«

Anita Berber war die verruchte Femme fatale der Roaring Twenties, eine einzige Provokation. Sie tat, was sie wollte, tanzte nackt auf der Bühne, trank, nahm exzessiv Drogen und liebte Männer wie Frauen. Mit neunundzwanzig Jahren starb sie an den Folgen einer Tuberkulose, der ihr geschwächter Körper nicht länger standhalten konnte. Ihr kurzes Leben genoss sie in vollen Zügen und inspirierte dabei manche Zeitgenossin.

Ein lautes Magenknurren erinnerte Inge daran, dass sie an diesem Tag noch nichts gegessen hatte. Frühmorgens war sie von Curts Wohnung in ihre eigene gefahren, um sich für die Arbeit im Büro umzuziehen.

Danach hatte sie für Herrn Bronnen durchgehend bis nachmittags an der Schreibmaschine gegessen. Und nach einem kurzen Zwischenstopp daheim zum Schminken und erneuten Umkleiden war sie nun unterwegs ins Palastcafé. Heute sollte sie früher am Abend auftreten, dafür doppelt so lang, weil ein anderer Künstler wegen Krankheit überraschend ausfiel.

In der Garderobe herrschte Chaos. Am Vorabend war eine fünfköpfige Kapelle aus Berlin aufgetreten, anscheinend Herren in Feierlaune. Leere Sektflaschen und Gläser standen nicht nur auf dem alten Koffer, der als Tisch vor der Couch fungierte, sondern auch auf dem Boden und am Schminkspiegel. Auf manchen der Sektschalen prangte kirschroter Lippenstift. Und pinkfarbener. Und ein dunkler in Bordeaux. Über der Sofalehne hingen, salopp hingeworfen, ein weißes Hemd, ebenfalls mit Kussmund am Kragen, und eine aufgeknottete schwarze Fliege. Im Aschenbecher türmten sich die Zigarettenstummel.

Es roch nach kaltem Rauch und schwerem Parfum.

Inge wünschte sich, der kleine Raum hätte ein Fenster. Leider blieb ihr nur die Tür zum Lüften.

Herr Paschke steckte den Kopf herein. »Is'n bisschen länger geworden gestern«, informierte er sie mit heiserer Stimme. »Aber die Berliner wissen eben, wie man Spaß hat.« Sein Lachen ging in Husten über. »Mensch, ich werd langsam zu alt dafür.«

Für gewöhnlich hielt sich der Cafébesitzer zurück, aber Inge hatte gehört, dass die Musiker vom Vorabend alte Freunde von ihm waren. Da konnte er schon mal über die Stränge schlagen, immerhin war Paschke auch nur ein Mensch. Ein Mann noch dazu.

»Kein Thema«, sagte Inge. »Ich lasse nur eben den Mief raus, dann mache ich mich

fertig. In einer Viertelstunde stehe ich auf der Bühne.«

Sie schob die Flaschen auf dem Frisiertisch zur Seite und setzte sich. An diesem Abend trug sie ihr Haar glatt mit Seitenscheitel und hatte es mit einer glitzernden Spange über dem linken Ohr hochgesteckt. Wenn sie den Kopf bewegte, fiel es wie ein silberblonder Vorhang über ihre rechte Gesichtshälfte und verlieh ihr eine geheimnisvolle Ausstrahlung. Sie übte ein-, zweimal vor dem Spiegel, lasziv damit zu spielen. Das würde sie nachher auf der Bühne auch tun. Ihr schwarzes, ärmelloses Kleid bestand aus mehreren dünnen Stoffschichten, die nur an den wichtigsten Stellen dicht genug übereinanderlagen, um nicht zu viel zu zeigen. Sobald die Bühnenbeleuchtung darauf fiel, würden sich Inges Beine darunter deutlich abzeichnen. Herr Paschke hatte nichts dagegen, wenn seine Künstler die Fantasie des Publikums anregten, solange es geschmackvoll blieb. Und von Inges Darbietung war er mittlerweile vollends überzeugt.

»Ich sehe alt aus«, sagte sie mit einem Blick in den Spiegel und tastete mit den Fingern über ihr Gesicht, als gehöre es einer anderen. »Und fühle mich auch so.« Sie stand auf und schloss die Tür. Dann legte sie eine dicke Puderschicht auf und noch mehr von ihrem Lieblingslippenstift. Sie fischte die Pillendose aus der Handtasche, die Curt ihr am Morgen gegeben hatte, öffnete sie behutsam und starrte hinein.

»Es gibt keinen Grund, nicht allzeit seine beste Leistung zu bringen«, hatte er ihr mitgeteilt, nachdem sie über Erschöpfung geklagt hatte. »Nur weil du ein wenig müde bist, darfst du dich nicht hängen lassen. Dafür gibt es Mittel. Alle Sänger bedienen sich regelmäßig aus ihrer Mehlbüchse. Zumindest die erfolgreichen und diejenigen, die auf dem Weg dahin sind.«

Inge hatte noch nie Kokain genommen. Natürlich wusste sie, dass es gerade in Künstlerkreisen seit Langem als schick galt. Eine Geheimwaffe gegen Lampenfieber, Antriebslosigkeit und Übergewicht. Nach dem Krieg waren bei der ehemals kaiserlichen Armee Wagenladungen des weißen Pulvers übrig geblieben. Es gab keine Soldaten mehr, die damit ihre Angst betäuben mussten, bevor sie in die Schlacht zogen. Dafür einen großen Absatzmarkt beim Feier- und Künstlervolk. Die Kreativen putschten sich auf, bekämpften ihre Ängste, stellten sich selbstbewusst dem Publikum, behaupteten sich gegen die Konkurrenz und feierten, was das Zeug hielt.

Koks war teuer, bis zu dreißig Mark das Gramm. Das konnten sich vielleicht eine Anita Berber oder deren Gönner leisten, für Inge war es unerschwinglich. Aber wenn Curt sich spendabel zeigte und ihr ein gut gefülltes Schnupfdöschen überließ, wollte sie Gebrauch davon machen. Es war ja nichts dabei.

Sie erinnerte sich an Maja Jessikova, die Gesangslehrerin aus dem Konservatorium, deren Unterricht für den Vater immer zu teuer gewesen war. In den Sommermonaten hatte Inge als Jugendliche Stunden unter dem offenen Fenster der Musikschule verbracht, um wenigstens mitzuhören, wie reiche Kinder singen lernten. Alle wussten, dass sich Frau Jessikova wegen ihrer Nervenschwäche jeden Mittwoch Kokain auf Rezept aus der Apotheke holte. Und bei ihr gab es die beste Stimmausbildung in ganz Frankfurt.

Mit einem winzigen Silberlöffelchen, das im Deckel der Büchse befestigt war und Inge an einen alten Zuckerlöffel in Miniatur erinnerte, schaufelte sie ein Häufchen

Pulver heraus. Sie hielt es unter ein Nasenloch, drückte das andere zu und sog die Luft tief ein. Das kostete im ersten Moment Überwindung, und sie hätte es beinahe nicht geschafft. Aber einen zweistündigen Auftritt würde sie ohne Unterstützung heute nicht hinkriegen, das war ihr bewusst. Es brannte höllisch und trieb Inge für einen Augenblick die Tränen in die Augen. Dann wurde ihre Nase taub und auch ein Teil des Gaumens. Sie leckte sich über die Schneidezähne, die sich ebenfalls komisch anfühlten. Beim anderen Nasenloch war es nicht mehr schlimm. Doch kurz darauf verschwanden Inges Hunger, die schlechte Laune und die Selbstzweifel. Sie war bombenfit, wollte sich bewegen, hinaus auf die Bühne und ordentlich Gas geben. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, mit langsamen Liedern zu starten, aber sie würde der Klavierbegleitung sagen, dass sie umdisponiert hatte.

Ihre Finger zitterten, als sie die Pulverreste von der Nase wischte und sich ein letztes Mal die Lippen nachzog. Dann verstaute sie die Büchse wieder in ihrer Handtasche. Sensationelles Zeug. Kein Wunder, dass es teuer war. Sie würde es sich gut einteilen, damit es möglichst lange reichte. Das Leben war aufregend und absolut wundervoll.

Inge betrat die Bühne, als wäre sie im Moulin Rouge in Paris und nicht in einem Frankfurter Café. Auf den bereitgestellten Hocker verzichtete sie heute. Nach einem kurzen Gespräch mit dem Klavierspieler, dessen Namen sie nicht kannte, weil Herr Paschke eine ständig wechselnde Riege von Pianisten unterhielt, strahlte sie das Publikum an. Einem Herrn zwinkerte sie sogar zu. Sobald Inge zu singen begann, wurde es ruhig, die Leute im Café hingen an ihren Lippen. Heute wurde nicht geplauscht, sondern gebannt zugehört. Die Gäste spürten die magnetische Präsenz der Sängerin, erkannten, wie besonders ihre Stimme war, und gingen begeistert mit. Schon nach den ersten Takten füllte sich die Tanzfläche.

Das Lied klang ein wenig schlüpfrig, lautete doch der Text *Amalie geht mit'm Gummikavalier*. Gleichzeitig war es harmlos, denn jeder wusste, dass es sich bei einem Gummikavalier um eine schnöde Schwimmhilfe handelte. Aber die Art und Weise, wie Inge es interpretierte, wie sie die »r« im Refrain auffällig rollte und dazu kess mit den Hüften wackelte, suggerierte mehr und riss das Publikum geradezu von den Sitzen. Der Onestep-Schlager war brandneu auf Schallplatte erschienen, und Inge sagte voraus, dass er den ganzen Sommer über erfolgreich rauf und runter gespielt werden würde. Für so was hatte sie ein Näschen. Herr Paschke frohlockte im Hintergrund, weil die Neuheit in seinem Café bereits auf der Bühne zu hören war.

Die Säume der Kleider wippten um die Knie der tanzenden Damen. Es war eine Freude, ihnen zuzusehen. Auch der Klavierspieler hatte Spaß. Eine Zigarette im Mundwinkel, den Hut schebbs auf dem Kopf, griff er in die Tasten.

Die meisten weiblichen Gäste trugen Stirnbänder mit Federn nach der neuesten Mode. Hauptsächlich schwarz oder weiß, mit Strass und Perlen bestickt oder einem dicken Kristallstein in der Mitte. Besonders eine junge Frau stach aus der Masse heraus. Sie hatte ein glänzendes Kleid aus fliederfarbenem Satin an, mit einem passenden breiten Haarband, das ihren pechschwarzen Flapper-Bob bändigte. Die obligatorischen Straußenfedern steckten ausnahmsweise nicht auf dem Kopf, sondern waren auf den Rock genäht und verliehen ihm dadurch eine geradezu opulente Fülle.

Eine andere Dame hatte sich für einen asymmetrischen Hut entschieden, der

eigentlich wohl eher für tagsüber gedacht war. Auch ihr Kleid, dunkelblau und bis unters Knie, mit geometrischer Goldborte, sprach dafür, dass die Gute schon seit dem Nachmittag im Palastcafé verweilte. Wahrscheinlich zusammen mit ihrer Freundin, mit der sie tanzte und die ebenfalls ein marineblaues Kleid trug. Das war allerdings strenger geschnitten und ohne Verzierungen, dafür mit einem kurzen Chiffoncape ausgestattet, das die Schultern bis zu den Ellenbogen bedeckte. Die doppelt geschlungene Perlenkette um ihren Hals hing weit über die Brust und schlenkerte beim Tanzen hin und her. Ein verzücktes Lächeln lag auf den Gesichtern der Damen. Das war der Grund, aus dem Inge das Singen über alles liebte: Es schenkte den Menschen Glück, egal ob es sich um einen kurzen Schlager oder eine mehrstündige Oper handelte. Man musste sich nur darauf einlassen. Und wer könnte besser dazu animieren als eine charismatische Sängerin?

Zwei oder drei der anwesenden Herren trugen ebenfalls Tageskleidung. Ihre Sakkos mit weißen Längsstreifen und die Strohkreissägen mit rotem Hutband fielen zwischen den schwarzen Abendanzügen weit mehr auf als die Kleider der Damen. Doch niemanden schien das stilistische Durcheinander zu stören, im Gegenteil, es sorgte für eine kunterbunte, gelöste Mischung. Der Klavierspieler nahm seinen Hut ab und schwenkte ihn im Rhythmus zu Inges Gesang hin und her, während er mit einer Hand weiterspielte. Die Leute johlten. Es war ein außerordentlicher Auftritt. Das sagte auch Herr Paschke hinterher. Mittlerweile duzte er sie.

»Kolossal, Inge, ganz kolossal.« Dabei klopfte er ihr väterlich auf die Schulter. »Wer hätte das gedacht, als du zum ersten Mal bei mir vorgesprochen hast. In dir steckt ein großer Star, das haben alle gesehen, die heute hier waren.«

In Hochstimmung machte sich Inge schließlich auf den Heimweg, überlegte es sich unterwegs spontan anders und fuhr zu Curt Schäfers Wohnung.

»Ich war eine Wucht«, hauchte sie, als er ihr öffnete. Sie fiel ihm um den Hals und küsste ihn. »Und alles habe ich dir zu verdanken, mein Süßer! Du bist mein Mentor, mein Fürsprecher, mein Alles!« Sie drängte ihn zurück in den Flur und begann, sein Hemd aufzuknöpfen.

»Moment mal«, protestierte er. »Weißt du, wie spät es ist?«

»Nein, ist aber auch egal. Ich habe Sehnsucht nach dir.«

Er schob sie auf Armeslänge von sich und sah ihr prüfend ins Gesicht. »Sag, wie viel hast du denn aus meiner Mehlbüchse geschnupft?«

Inge zuckte nonchalant die Achseln. »Keine Ahnung.«

»Viel zu viel jedenfalls. So geht das nicht.«

»Du nimmst sie mir aber nicht wieder weg?«

Er lachte. Gut sah er aus. »Na, na, ich bin ja kein Unmensch.«

Sie gingen ins Schlafzimmer, und er goss Wasser aus einer Karaffe in ein Glas und kippte den Inhalt eines Medikamentenbriefchens hinein. In Ermangelung eines Löffels rührte er kurz mit dem Zeigefinger um, leckte ihn ab und reichte Inge das Gemisch.

»Trink das. Es wird dich wieder auf normale Betriebstemperatur bringen. Und nächstes Mal gehst du die Sache ein wenig vorsichtiger an.«

Tatsächlich wirkte das Beruhigungsmittel. Wohlige Entspannung breitete sich in Inges Körper aus. Sie legte sich zu Curt und schmiegte sich an ihn wie ein Kätzchen.

Seine Wohnung war bedeutend komfortabler als die ihre. Modern möbliert von einem Inneneinrichter, wie er gern betonte. Besonders das Bett erinnerte Inge stets an das eines Filmsternchens und passte wenig zu einem Herrn wie Curt. Ohne hölzernen Rahmen oder Metallgestell, war es überbreit und mit einem gepolsterten Kopfteil aus Samt ausgestattet. Endlos bequem, aber eben nicht männlich. Sie kuschelte sich in die weichen Daunenkissen, und es dauerte keine zwei Minuten, bis Inge einschlief.

Das böse Erwachen kam am nächsten Morgen. Inges Kopf dröhnte, als hätte jemand mit einem Vorschlaghammer dagegen geschlagen. Noch schlimmer war, dass sie das Hochgefühl vom Vorabend vermisste. In einem Ausmaß, das regelrechte Verzweiflung auslöste. Wie konnte das menschliche Gemüt nur zwei derart gegensätzliche Extreme zulassen? Das musste aufhören. Sie wollte wieder sie selbst sein.

Curt genügte ein Blick. »Anfängerschwierigkeiten«, konstatierte er. Er kochte einen starken Kaffee und legte zwei Tabletten dazu. »Damit dein Puls wieder aufwacht.«

Inge war schwindlig. Sie fühlte sich nicht nur elend, sondern richtiggehend geschwächt. Wann hatte sie zuletzt gegessen? »Bedaure«, sagte Curt. »Meine Haushälterin geht erst heute einkaufen. Außer einer Flasche Bier habe ich nichts im Haus, und die wirst du wahrscheinlich nicht wollen?«

Inge verneinte schauernd. Sie verabschiedete sich und kaufte sich auf dem Weg zur Arbeit an einer Schirn in der Altstadt zwei Röggelchen. Die knusprigen Brötchen dufteten köstlich, aber Inges Mund war so trocken, dass sie das Backwerk kaum hinunterbekam. Im Büro huschte sie in die Teeküche und trank ein großes Glas Wasser. Sie hatte wahnsinnigen Durst. Noch immer wurde sie von einer bleiernen Müdigkeit regelrecht niedergedrückt. Aber es half nichts, ihr Arbeitstag begann. Sie bereitete den obligatorischen Kaffee für Herrn Bronnen zu und goss sich selbst ebenfalls eine Tasse ein, die sie rasch leerte, bevor der Chef kam. Von der Poststelle hatte sie nicht nur Herrn Bronnens Briefe, sondern auch die wöchentliche Ausgabe der Berliner Illustrierten Zeitung geholt. Die sie nun unter den Arm klemmte, um das Tablett mit dem Kaffee hinüber ins Büro tragen zu können.

Einer der Aufsichtsräte hatte sich allen Ernstes über die zwanzig Pfennig mokiert, die eine Ausgabe der Zeitschrift kostete. Sinnlose Investitionen, die vermeidbar wären, hatte er es genannt. Investitionen! Als würde der Intendant sich jede Woche ein Grundstück auf Senderbudget kaufen oder so was Ähnliches. Herr Bronnen hatte daraufhin erwidert, wenn zwanzig Pfennig zu teuer für Radio Frankfurt wären, um am Puls der Zeit zu bleiben, was überregionale Neuigkeiten und Weltgeschehen betraf, dann würde er das gern aus eigener Tasche berappen. Tatsächlich verwendete nicht nur Herr Bronnen die Berliner Zeitung, um sich zu informieren, auch Friedrich Milanski schöpfte daraus oft unpolitische und interessante Nachrichten ab, um sie dem Publikum zu präsentieren.

Ob er die heutigen Schlagzeilen verwenden würde?

Inge warf einen Blick darauf. Mrs Bessie Prenty, Tochter ehemaliger amerikanischer Sklaven, war der einzige weibliche Boxkampf-Impressario in den Vereinigten Staaten. Dieser unerhörte Umstand wurde auf einer halben Seite ausführlich dargestellt. Die Groß-Schaustellerin lebte in Philadelphia, und Inge fand es absolut famos, dass ein

Foto ihres sanften, nicht mehr ganz jungen Gesichts es bis in eine deutsche Zeitung geschafft hatte. Mrs Prenty blickte direkt in die Kamera, freundlich und selbstbewusst, ein kleines Lächeln spielte um ihre Lippen.

Unter dem Artikel befanden sich Annoncen für *Ortizon Mundwasserkugeln*, *Akazien Creme gegen rote Nasen*, und *Spectrol* hatte eine Gratis-Fleckentabelle für die Hausfrau herausgebracht.

Weil sich ihre Kopfschmerzen zurückmeldeten, hörte Inge auf, die Zeitung zu überfliegen.

Sie klopfte an die Tür und brachte Herrn Bronnen Tablett und Post.

Bis mittags tippte sie Briefe. Der Intendant erhielt an diesem Freitag mehr Anrufe als sonst. Wahrscheinlich, weil am Abend die letzte Folge des Kriminalhörspiels ausgestrahlt wurde. Jedes Klingeln schallte laut durch Inges Kopf. Unter anderem rief ein Altwarenhändler an und wollte wissen, wohin er die fünf Pfund Eisenketten liefern sollte, die ein Herr Gehring für irgendwelche Geräusche bestellt hätte. Und mehrere Reporter der Lokalpresse fragten, wann der Intendant und seine Hörspielsprecher für Interviews zur Verfügung stehen würden.

Um kurz nach eins klingelte der Aufsichtsratsvorsitzende durch.

»Ja, Herr Velbert, Herr Bronnen ist noch hier. Eigentlich wollte er schon rüber in den Sender fahren, aber er wurde aufgehalten. Einen Augenblick, bitte.« Inge spielte mit den Fingern an dem geflochtenen Hörerkabel aus brauner Baumwolle. Bei diesem neuen Tischapparat war das Hörnchen durch eine flachere Sprechmuschel ersetzt worden, über die sie nun die Hand hielt, damit Herr Velbert nicht mithörte. Dann schüttelte sie den Kopf und legte den Hörer auf den Schreibtisch. Weil die Stimme am anderen Ende der Leitung extrem aufgebracht geklungen hatte, stellte sie lieber nicht direkt durch, sondern huschte in Herrn Bronnens Büro und flüsterte: »Der Chef ist am Telefon. Velbert persönlich.« Dabei gestikulierte sie wild in Richtung ihres Arbeitsplatzes. »Er will wissen, ob Sie von allen guten Geistern verlassen sind. Sie sollten lediglich eine Reklamefläche anmieten und kein komplettes Luftschiff kaufen. Er hätte eine Rechnung vor sich liegen, deren horrenden Betrag keinen anderen Schluss zuließe als den, dass Sie komplett übergeschnappt wären. Seine Worte.«

Mit einem entspannten Lächeln wandte sich Albert Bronnen seiner Sekretärin zu. Er erweckte nicht den Eindruck, als würde der Wutausbruch ihn nervös machen.

»Herr Velbert sitzt bestimmt daheim an seinem Schreibtisch«, sagte er leise. »Der steht im Obergeschoss der Villa, an einem riesigen Fenster, von dem aus man nicht nur den Fluss überblickt, sondern bis rüber auf die Altstadt gucken kann. Richten Sie ihm bitte schön aus, er soll aufstehen und hinausschauen. Und falls er nicht mit dem zufrieden ist, was er sieht, stottere ich ihm die Werbekosten für den Zeppelin persönlich ab.«

Damit drehte er sich wieder um und sah aus seinem eigenen Fenster, das weit offen stand.

Sobald Inge das Gespräch mit Herrn Velbert beendet hatte, der zunächst ärgerlich gegrummelt, danach aber gestaunt hatte, trat sie neben Albert Bronnen.

»Jetzt steht er direkt über dem Zentrum«, rief der nun aufgeregt, »schauen Sie, Fräulein Jacobs, gleich dreht er ab.«

Inge beugte sich hinaus und sah zum Himmel.

Das Luftschiff über Frankfurts Dächern war größer als alle anderen, die sonst zu Werbezwecken ihre Runden zogen. Eine gigantisch dicke Zigarre, blütenweiß, mit schwarzer Aufschrift. *Mörderisches Finale für Kommissar Feldmann*, stand da zu lesen. *Heute um 20:30 Uhr. Nur auf Radio Frankfurt.*

Aber das war nicht alles. Als das Luftgefährt einschwenkte, um den Leuten seine andere Seite zu präsentieren, war darauf das überdimensionale Gesicht von Theodor Conrad zu sehen. Wie der Intendant es geschafft hatte, ein derart riesenhaftes und perfekt gelungenes Porträt in Auftrag zu geben, war Inge schleierhaft. Seine Wirkung verschlug ihr den Atem. Auf Herrn Conrads Kopf saß ein breitrempiger Hut, der Ansatz des hochgeschlagenen Mantelkragens war angeschnitten, und etwas weiter vorne hielt seine behandschuhte Hand eine Pistole. Der Inbegriff des schneidigen Ermittlers. Komplett in Schwarz, wie mit Tusche gemalt, auf weißem Untergrund. Vor dem Lauf prangte eine Zielscheibe, auf der mit blutroter Schrift geschrieben stand: *Wird er den Mörder fangen?*

Die Passanten unten auf den Bürgersteigen verharrten und starrten mit offenen Mündern wie eine Horde Hans-guck-in-die-Lufts. Fasziniert beobachtete Inge die Szenerie. Es blieb nicht bei den Fußgängern, auch Autos hielten an, sogar Omnibusse, deren Fahrer die Köpfe aus den Fenstern reckten, um besser in den Himmel spähen zu können.

Innerhalb von Minuten nach dem Auftauchen des Zeppelins entstand auf den Straßen, die Inge und Albert vom Büro aus einsehen konnten, ein Verkehrschaos. Es wurde gehupt, geschimpft und gestaunt. Derart viel Aufhebens hatte ein Werbeluftschiff noch nie verursacht. Lag es an seiner außergewöhnlichen Größe? An Theodor Conrads Konterfrei? An der gesamten Aufmachung mit riesigem Schriftzug in Schwarz und Rot und weißem Hintergrund, der geradezu vor Spannung schrie? Was auch immer Albert Bronnen sich dabei gedacht haben mochte, seine Strategie ging auf. Und Inge war sicher, dass der Aufsichtsrat zweifelsfrei die Kosten für die Aktion tragen würde. Vor allem, wenn das Bild des Zeppelins morgen auf den Titelseiten der Tageszeitungen prangte – zusammen mit einem Bericht über eine hoffentlich gelungene finale Hörspielfolge. Ein nervöses Grummeln breitete sich in Inges Bauch aus. Auch sie hatte einen Auftritt bei der Ausstrahlung. Als namenlose Barsängerin in einer kurzfristig eingefügten Szene, direkt bevor der Mörder enttarnt wurde. Zwar nur als eine Art Hintergrundmusik, aber nicht mit dem Chor, sondern solo. Das hatte Curt speziell für sie arrangiert. Er hatte wohl einen kurzen Draht zum Intendanten.

»Haben Sie nichts zu tun, Fräulein Jacobs?«, fragte dieser knapp, nachdem Inge keinerlei Anstalten machte, wieder an ihren Schreibtisch zurückzukehren.

»Äh, doch, natürlich, Herr Bronnen.«

»Gut. Ich fahre jetzt hinüber in den Sender und sehe nach, wie weit die Kollegen mit den Vorbereitungen sind. Da Sie vor der Ausstrahlung keine Probe mehr haben, würde ich Sie bitten, ganz normal bis 17 Uhr zu arbeiten.«

»Aber Herr Schäfer meinte, ich könnte vielleicht schon früher weg.«

Albert Bronnen warf ihr einen langen Blick aus dunklen Augen zu. Seine geraden Brauen zogen sich zusammen, bis eine steile Falte zwischen ihnen erschien.

»Wenn der Herr Chorleiter einmal Intendant ist, kann er gern über die Arbeitszeiten der Rundfunksekretärin verfügen. Solange ich diesen Posten inne habe, tue ich das. In den letzten Wochen hat die Qualität Ihrer Arbeit nachgelassen, Fräulein Jacobs. Ihre vormals fehlerfreien Briefe sind nun mangelhaft, so können die nicht rausgehen. Ich habe diejenigen, die neu getippt werden müssen, in die Unterschriftenmappe gelegt. Bitte erledigen Sie das heute. Und zwar zu meiner Zufriedenheit.« Seine Stimme klang neutral, aber bestimmt.

Peinlich berührt griff Inge an ihren Hals und schluckte.

»Jawohl, Herr Bronnen.« Sie setzte sich hinter die Schreibmaschine, ohne ihn anzusehen. Noch nie hatte er sie derart gerügt.

Im Hinausgehen nahm er seinen Hut von der Stahlrohrgarderobe, dann hielt er nochmals inne. »Wenn Sie mit Ihren zahlreichen unterschiedlichen Betätigungen überfordert sind, sollten Sie vielleicht überlegen, was für Sie am wichtigsten ist. Und das dann mit vollem Einsatz betreiben. Unterdurchschnittlichkeit aufgrund von Überlastung bringt Sie auf keinem Gebiet weiter.«

Damit ging er und ließ Inge mit heißen Wangen zurück, die sicherlich knallrot waren. Sie legte ihre Handflächen darauf und starrte vor sich hin, ohne zu blinzeln. Sie wusste selber, dass es auf Dauer nicht so weitergehen konnte. Aber die Kritik ihres Chefs schmerzte und ließ sie mit einem Gefühl der Demütigung zurück, das nur durch die hämmernden Kopfschmerzen übertroffen wurde. Wie sollte sie auf diese Weise arbeiten? Bis um fünf Uhr Briefe tippen und danach bei der Sendung alles geben?

Ihre Handflächen fühlten sich feucht an. Inge wischte über den Stoff ihres Rocks, aber es wurde nicht besser. Immer schneller rieb sie ihre Hände darüber. Schließlich hielt sie inne, sprang auf und holte die Pillendose aus der Handtasche. Dieses Mal brannte das Pulver weniger in der Nase. Vielleicht hatte sie sich schon daran gewöhnt. Sofort fühlte sich Inge wesentlich besser. Kopfschmerzen und Müdigkeit waren wie weggeblasen, und mit frischer Energie setzte sie sich an die Schreibmaschine. Es würde nicht lange dauern, die dummen Briefe zu tippen.



ALBERT

Radionachrichten 1927:

»Das Drama *Feme* nach einem Roman von Vicki Baum startet in den Lichtspielhäusern. Der Film ist mit Jugendverbot belegt.«

Vicki Baum war eine Frau mit vielen Talenten. Ausgebildete Harfenistin, Zeitschriftenredakteurin, Schriftstellerin. Die Tochter eines jüdischen Regierungsbeamten emigrierte 1932 in die USA. Ihre Romane fielen 1933 der Bücherverbrennung im Deutschen Reich zum Opfer.

Auf dem Weg zum Sender dachte Albert über seine Sekretärin nach. Er bemühte sich, sie zu verstehen. Wahrscheinlich versprach sie sich mehr von ihrem Leben, als sein Vorzimmerfräulein zu sein. Und wer wollte ihr das übel nehmen? Allerdings stellte er ihre Entscheidung, sich in die Abhängigkeit von Curt Schäfer zu begeben, stark infrage. Albert kannte Männer wie den Chorleiter. Von sich überzeugte Egoisten, der Mittelpunkt ihres eigenen kleinen Universums. Raubtiere, die weibliche Beute zum Amusement benutzten und ohne Skrupel davon abließen, wenn sie mit ihr fertig waren. Selbstverliebte Einzelgänger, unfähig, männlicher Konkurrenz standzuhalten oder gar Freundschaften zu führen. Die Curt Schäfers dieser Welt pflügten durchs Leben wie Lawinen und hinterließen dabei eine Spur der Zerstörung. Albert wären noch zahlreiche andere Vergleiche eingefallen. Doch vielleicht musste Inge Jacobs das selbst erfahren. Sie würde es erst verstehen, wenn ihr vermeintlicher Mentor sie aufs Abstellgleis schob, ohne ihr gegeben zu haben, was er versprochen hatte.

Albert empfand Mitleid mit ihr. Jedoch nicht genug, um zu tolerieren, wie deutlich ihre Leistung als Sekretärin nachgelassen hatte. Das war kein Wunder, wer konnte schon gleichzeitig Chorproben absolvieren, in einem Café singen, einen anspruchsvollen Gönner befriedigen und eine Vollzeitstelle professionell ausfüllen? Unmöglich. Gleichwohl lehnte Albert es ab, das Nachsehen zu haben. Das wäre ja noch schöner, wenn er hinter Curt Schäfers persönlichem Vergnügen zurückstehen müsste.

Vielleicht würde er Inge Jacobs eine zweite Warnung geben, sie noch einmal klar und deutlich auffordern, sich zwischen Gesang und Büro zu entscheiden. Oder er würde sich gleich eine neue Sekretärin suchen und das Arbeitsverhältnis beenden. Falls Gesa mit ihrer Freundin gesprochen und ihr erklärt hatte, an welchem seidenen Faden ihre Stelle hing, stieß das bei Fräulein Jacobs offenbar auf taube Ohren. Albert war es leid, auf eine vernünftige Arbeitsleistung verzichten zu müssen. Nicht nur, dass die Briefe vor Tippfehlern strotzten, auch Termine wurden übersehen oder einfach nicht in

den Kalender eingetragen. Nachrichten von Anrufern gingen unter, Dinge wurden schlicht und ergreifend vergessen. Sobald es wieder ruhiger war im Sender, würde er eine Entscheidung treffen. Mit diesem finalen Gedanken verbannte Albert die Angelegenheit für den Moment aus seinem Kopf.

Er musste sich auf Wichtigeres konzentrieren. *Kommissar Feldmann* löste heute seinen ersten Fall. Als Albert vom Fahrrad stieg und die eingeklemmte Lederaktentasche vom Gepäckträger zog, dachte er an deren Inhalt. H. P. Michaelis hatte in allerletzter Sekunde den Schluss noch einmal umgeschrieben. Nicht mehr Chauffeur Laurenz war der Mörder, wie noch gestern bei der Probe, stattdessen würde in einer trickreichen letzten Wendung Frau von Abt als Täterin enttarnt werden. Wahrscheinlich bedauerlich für Ernst Gehring, der sich gefreut hatte, am Ende doch eine wichtige Rolle innezuhaben, dafür umso besser für Annegret Meyer.

In den vergangenen Wochen hatte sich die Verehrerpost für die Sprecherin gehäuft. Täglich kamen Briefe in den Sender, Grußkarten und Liebesbriefe, manchmal mit Schokolade oder Blumen dazu. Sogar Carla Simonetti hatte mitbekommen, dass nicht etwa die junge Gesa Westhof, sondern die faszinierende Stimme einer eher biedereren Kollegin dabei war, ihr den Rang abzulaufen. Albert hatte überlegt, wie man diese Begeisterung nutzen konnte. Deswegen hatte er mit dem Autor gesprochen. Die schräge Exzentrik von H. P. Michaelis hatte anfangs darüber hinweggetäuscht, was für ein patenter und geschäftstüchtiger Mensch er eigentlich war. Gerne schrieb er den Schluss kurzfristig noch einmal um. Freute sich sogar, das Ensemble nochmals zu überraschen. Die Zuhörer sowieso. Vor dem Hintergrund eines ausbaufähigen Vertrags, über Hörspiel Nummer zwei und drei hinaus – wer weiß, vielleicht wurde aus *Kommissar Feldmann* eine vierteilige Serie –, gab Herr Michaelis alles, um den *Fall Aurora* zu einem Publikumsrenner zu machen.

Albert schätzte ihn. Natürlich war der Autor an diesem Abend ebenfalls dabei. Die Ausstrahlung der finalen Folge wollte er sich nicht entgehen lassen.

Weil das normale Sendestudio zu klein war, um das spannende Kräfteressen zwischen Mörderin und Kommissar akustisch gebührend in Szene zu setzen, hatte Albert umdisponiert. Sie würden heute aus dem größten Saal senden, dem Probenraum des Orchesters. Den ganzen Tag über hatten die Kollegen ihn umgestaltet und ausstaffiert, und als Albert eintrat, war er überwältigt.

»Na? Zufrieden, Chef?«, begrüßte ihn Peter Nagel mit einer Zigarette im Mundwinkel.

»Mehr als das. Ihr habt euch selbst übertroffen. Wenn wir auf diese Weise keinen guten Klang hinbekommen, weiß ich auch nicht.«

Sämtliche Wände waren zur Dämpfung mit dicken Stoffen behängt, von der Decke bis zum Boden.

Das Mikrofon nahm wie eine Kugel Schall aus allen Richtungen auf, was zu einem verlängerten Nachhall führte. Deshalb war der weitläufige Saal als Übertragungsraum eigentlich ungeeignet. Doch durch die Stoffdämmung wurde die Nachhallzeit verringert und die Tonqualität verbessert. Außer für das Orchester. Albert fand, es war schwierig, eine gefällige Balance zwischen den einzelnen Instrumenten zu erzielen, weil durch die extreme Raumdämmung eine Art toter Klang erzeugt wurde.

Etwas vollkommen anderes als die Akustik in den Konzertsälen. Aus diesem Grund spielte das Orchester in seinem gewohnten kleineren, aber besser geeigneten Übertragungsstudio und würde zur Ausstrahlung dazugeschaltet werden, wenn es an der Reihe war. Kompliziert umzusetzen, jedoch hochwertiger im Ergebnis, daher hatte sich Albert für diese Vorgehensweise entschieden.

Die aufgebauten Geräuschutensilien erinnerten ihn an die Komposition eines Gemäldes. Eines recht abenteuerlichen Kunstwerks in Großformat. Er grinste. Die Tür, die bei jeder Folge mehrfach zum Einsatz kam, bildete das hoch aufragende Zentrum.

»Wer hätte gedacht, dass wir dieses schwere Teil derart oft brauchen?«, sagte er lakonisch zu Ernst Gehring, der sie gerade in den Angeln knarzend auf- und zuschwingen ließ.

»Ohne die geht es nicht. Aber unsere neue Geräusch-Bar ist auch eine Wucht. Die kann eine Person bedienen wie ein Alleinunterhalter. Peter und ich haben sie gestern noch perfektioniert.«

»Zeigen Sie mal.«

Ernst Gehring schloss die Tür und trat an die Konstruktion daneben. In flachen Kisten sah man Bodenbeläge in Reih und Glied, wie überdimensionale Klaviertasten. Ernst selber trug auch gleich zwei unterschiedliche Schuhe, mit deren Sohlen er Geräusche nachahmen konnte. Darüber hatten die Herren einen Stehtisch gebaut, der nach vorne offen war. An einer eingesetzten Querstange hingen die bestellten Eisenketten wie ein Vorhang.

»Während wir mit den Füßen unten Laufgeräusche machen, können wir in der Lade obendrauf mit den Händen zusätzlich arbeiten. Sehen Sie, Gläser, Metallteile, Wasserkrug, alles da. Statt ständig hin- und- herzuhetzen, bleibe ich einfach hier stehen und spiele wie auf einem Instrument.«

»Fabelhaft! Darf ich mal?« Begeistert schnappte sich Albert die vorbereitete Pistole, hielt sie in die Luft und feuerte die Platzpatrone ab. Alle Anwesenden zuckten zusammen.

»Tut mir leid, aber das wollte ich schon immer mal machen.«

Ernst Gehring lachte. »Kein Problem, ich lade das Ding nach. Seine Generalprobe hat es somit bestanden.«

In der Mitte des Raums war das Mikrofon auf einen Ständer montiert. Albert hatte die Höhe so einstellen lassen, dass sowohl die groß gewachsenen als auch die kleinsten Schauspieler die Möglichkeit hatten, einen idealen Sprechabstand einzuhalten.

Langsam trudelten alle ein. Gesa kam in einem hellen, ärmellosen Kleid mit V-Ausschnitt und nach unten versetzter Taille, dessen Rock in große Falten gelegt war. Um den Hals hatte sie ein marineblaues Tuch geknotet. Sie sah bezaubernd aus, und Albert konnte nicht anders, als sich einen langen Blick auf ihre Beine zu gönnen. Hoffentlich fiel das niemandem auf, es wäre unangenehm, unprofessionell zu wirken. Aber er musste sich eingestehen, dass Gesa Westhof sein Herz ordentlich aus dem Takt brachte. Das war mehr als ein kurzes Strohfeuer. Er war verliebt. Dieser Gedanke, so unpassend er im Moment war, bereitete ihm Freude.

Auch die Stars erschienen, sogar Carla Simonetti war pünktlich auf die Minute.

»Nervös?«, fragte ihn Theodor Conrad, als er das geänderte Skript entgegennahm.

»Immer«, antwortete Albert.

»Das ist gut. Haben Sie es schon gelesen?« Herr Conrad hielt fragend seinen Text in die Höhe.

»Ich finde, Herr Michaelis hat sich selbst übertroffen.«

Mit konzentriertem Blick blätterte der Schauspieler bis zum Schluss und überflog die getippten Zeilen. Anerkennend piffte er durch die Zähne. »Was für ein Fuchs. Die letzte Wendung hätte ich ihm nicht zugetraut, aber auf diese Weise rätseln sicher alle bis zum Ende mit, und es bleibt spannend.«

»Na dann – sind Sie bereit zu ermitteln, Herr Kommissar?«

Gemeinsam traten sie vor die versammelte Mannschaft, und Albert ließ einige wenige Szenen ein allerletztes Mal proben. Dann zeigte die Uhr, dass es an der Zeit war, auf Sendung zu gehen. Stille legte sich über den Raum. Albert zwinkerte Gesa zu und steckte höchstpersönlich den Kopf hinaus auf den Flur, wo ein Mitarbeiter auf Anweisungen wartete.

»Anfangsmelodie in dreißig Sekunden«, sagte er, »anschließend sofort auf das Mikrofon hier oben schalten.«

Sein Puls raste. Er hörte, wie die Musik im anderen Sendestudio einsetzte, Bienefeld und sein Orchester waren in Hochform.

»Guten Abend, verehrte Damen und Herren«, sprach er mit fester Stimme, als er an der Reihe war. »Radio Frankfurt begrüßt Sie heute zur achten und letzten Episode des Kriminalhörspiels *Kommissar Feldmann und der Fall Aurora* von H. P. Michaelis. In den Hauptrollen für Sie Theodor Conrad und Carla Simonetti.«

Ihm war beinahe schwindlig vor Erleichterung, als er an die Sprecher übergab und sich zurückziehen durfte. Tief durchatmend bezog Albert Position im Hintergrund, neben der Tür, damit er die Rückmeldungen aus dem Sendestudio entgegennehmen und alles koordinieren konnte.

Der Chor unter Schäfers Leitung hatte sich ebenfalls eingefunden. Es war einfacher, sie direkt im großen Raum dabeizuhaben. Sie standen um ein zweites Mikrofon gruppiert, das noch auf stumm geschaltet war. Inge Jacobs in der vordersten Reihe hatte sich nach dem Büro umgezogen. Sie trug nun ein Abendkleid, als würde sie auf einer Bühne vor Publikum auftreten. Es war schwarz, mit durchsichtigen Ärmeln und einem tiefen Dekolleté. Sie wirkte hibbelig, konnte kaum stillstehen, und sogar von seiner Position aus sah Albert ihre riesigen erweiterten Pupillen. Ähnlich denen des Chorleiters, der sich allerdings besser im Griff hatte und souverän lächelnd auf seine Truppe blickte.

Alle machten ihre Sache vorbildlich, es gab keine Pannen. Albert hatte Gesa während der Aufführung beobachtet. Ihre Mimik war ausdrucksstark, wenn sie ins Mikrofon sprach, und sie wirkte glücklich, obwohl sie in dieser letzten Folge nur wenig Text hatte. Sie stand aufrecht, ein Leuchten in den Augen, und sie und ihre Kollegen spielten die Rollen in absoluter Harmonie, als hätten sie nie etwas anderes gemacht. In den vergangenen beiden Monaten war die Truppe sichtbar und fühlbar zusammengewachsen. Selbst Theodor Conrad, der Höflich-Distanzierte, war warm geworden mit den Kollegen. Es herrschte ein freundschaftlicher Umgangston. Frau Simonettis Kapriolen begegneten mittlerweile alle mit Nachsicht, sie war eben, wie sie

war.

Der Showdown kündigte sich an. Inge sang ihr Solo, während Ernst und Peter im Hintergrund Bargeräusche simulierten, die in Stühlerutschen und ein Handgemenge ausarteten. Die überführte Mörderin versuchte zu fliehen, die Pistole des Kommissars wurde abgefeuert, von Theodor Conrad höchstselbst und mit einem breiten Grinsen im Gesicht. Frau von Abt sprang auf der Flucht aus einem Fenster, um sich der Verhaftung zu entziehen. Das Ensemble schrie gemeinsam auf und brach anschließend in Ahs und Ohs aus, weil die Täterin den Sturz nicht überlebte. Fall gelöst.

In die finale Szene hatte H. P. Michaelis einen Ausblick auf das nächste Hörspiel eingebaut, um die Hörer bei der Stange zu halten.

»Sie hörten die letzte Folge des Kriminalhörspiels ...«, begann Albert den Nachspann. Er las die Namen aller Mitwirkenden vor und verabschiedete sich mit den Worten: »Freuen Sie sich gemeinsam mit uns auf Kommissar Feldmanns nächsten Fall, in Kürze und nur hier bei Radio Frankfurt.«

Dann war es geschafft, die Mikrofone geschlossen, die Sendung vorüber, und der Jubel brach los.

»Vielen Dank an alle Künstler«, übertönte der Intendant das Stimmengewirr. »Auch der Aufsichtsrat schickt seine Komplimente.« Er wies auf die Tür, durch die soeben ein Blechzuber hereingetragen wurde, randvoll mit Eiswürfeln und Sektflaschen.

»Wie großzügig von Herrn Velbert, da lässt er sich nicht lumpen.« Carla Simonetti stellte sich neben Albert, und gemeinsam sahen sie zu, wie die Flaschen geöffnet und ihr Inhalt auf Gläser verteilt wurde. Interessant, welche unterschiedliche Kleidung die Damen zur Sendung gewählt hatten. Während Gesa ein hübsches Tageskleid trug und Inge Jacobs im Abendkleid erschienen war, hatte sich Frau Simonetti für ein Ensemble aus Bluse und weit geschnittener Hose entschieden, das Eleganz und Selbstbewusstsein vermittelte. Ihr schwarzer Bob war in lockere Wellen gelegt, die mitschwangen, wenn sie den Kopf bewegte.

Annegret Meyer hingegen wich nie von ihrer Uniform ab, die aus wadenlangem Rock und hochgeschlossenem Oberteil bestand. Dazu trug sie bunte Bakelitketten, heute eine aus unterschiedlich dicken Perlen in einem kräftigen Senfgelb. Sie stand umringt von Kollegen, die mit ihr anstießen und sie zu ihrer Leistung beglückwünschten.

»Wer hätte gedacht, dass Frau Meyer zur Mörderin erklärt wird«, sinnierte Carla Simonetti. An ihrer Bluse steckte eine goldene Brosche in Form eines Pferdekopfes, die im Licht schimmerte.

»Nun ja, das war eben eine überraschende Wendung.«

»In allerletzter Sekunde.«

»Diese künstlerische Freiheit hat sich der Autor genommen.«

Sie hob amüsiert die dünnen, exakt gezeichneten Augenbrauen und nippte an ihrem Glas. »Was für ein günstiger Zufall. Wo die Kollegin doch der Publikumsliebbling ist. Auf diese Weise bleibt das Hörspiel den Leuten noch stärker im Gedächtnis.«

»Hoffentlich. Bis zum zweiten Fall.«

Nun sah sie Albert direkt an. »Ich habe gehört, Theo hat schon einen neuen Vertrag unterschrieben. Mit Option auf mehrere Produktionen, nicht nur zwei oder drei. Das

scheint mir ungewöhnlich, dass er sich derart lange binden will. Passt nicht zu ihm. Da muss wohl ein besonderer Anreiz dahinterstecken.«

Hatte die Schauspielerin Informanten im Sender? Oder funktionierte der Flurfunk wirklich derart rasant, dass alle bereits Bescheid wussten? Gerade die zweite Möglichkeit behagte Albert wenig, doch selbst wenn es so war, war er machtlos dagegen.

»Glücklicherweise konnte Herr Conrad es einrichten, in seiner Terminplanung Platz für Radio Frankfurt zu finden.«

»Herr Bronnen, der ewige Diplomat«, spottete Carla Simonetti. »Na ja, wenn Sie mir nichts erzählen wollen, müssen Sie nicht. Für mich wäre eine Hörspielkarriere ohnehin nichts. Bei meinen zahlreichen Verpflichtungen würde ich es nicht schaffen, mir die Zeit für eine weitere Produktion zu nehmen, vor allem nicht mit den endlosen Proben. Wie Sie vermutlich gehört haben, gehe ich bald auf Theatertournee.«

Er nickte, als ob er davon wüsste.

»Und wie wollen Sie Fräulein Westhof auslasten, bis das neue Hörspiel so weit ist?«

Zu ärgerlich, dass die Schauspielerin wunde Punkte erschnüffelte wie ein Bluthund. Bereitete es ihr Freude, empfindliche Themen anzusprechen? In der Tat hatte sich Albert bereits den Kopf darüber zerbrochen, womit Gesa zu beschäftigen wäre, bis es für ein neues großes Hörspiel wieder mehr zu tun gab. Nicht dass es Frau Simonetti irgendetwas anging, aber er hatte durchaus vor, Gesa weiterhin gut versorgt zu wissen.

»Ich bin nicht nur für Fräulein Westhofs beruflichen Einsatz zuständig, sondern auch für den des restlichen Ensembles. Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Habe ich in der Vergangenheit bisher auch immer gut hibekommen.«

Sie gab ein spöttisches Geräusch von sich, als hätte er etwas Lustiges gesagt. Was war nur mit der Mimin los? Einmal gab sie sich ihm gegenüber freundschaftlich, schien ihm sogar einen Blick auf ihre verletzlichen Stellen zu gewähren, dann wiederum war sie spröde und behandelte ihn von oben herab. Als wäre das Radio lediglich eine irrelevante Nebenbeschäftigung für den großen Star und Albert ein kleiner, nicht ernst zu nehmender Junge.

Er beugte sich zu ihr und raunte: »Falls Sie gern wieder dabei sein wollen, Frau Simonetti, lasse ich Herrn Michaelis jederzeit eine Rolle für Sie hineinschreiben. Sie müssen es nur sagen.« Sein Ton war sanft, neckend.

»So weit kommt's noch!« Empört straffte sie die Schultern. Bevor sie eine schnippische Erwiderung äußern konnte, wurde Albert ans Telefon gerufen.

Er stellte sein Glas ab und ging zu dem hölzernen Wandapparat auf dem Flur.

»Bronnen! Fabelhafte Leistung, ganz famos!« Hans-Hermann Velberts Stimme tönte blechern aus dem Hörhörnchen, das Albert an sein Ohr drückte. Er trat näher an das altmodische Kurbeltelefon und sprach in den fest montierten Hörtrichter: »Vielen Dank, Herr Velbert.«

»Was ist mit der Presse?«

»Kommt noch.« Albert sah auf seine Armbanduhr. »Ich habe allen Frankfurter Tagesblättern Bescheid gesagt, die Reporter müssten in einer Viertelstunde hier sein.«

»Hoffentlich sind Ihre Leute dann noch nüchtern. Der Lärm im Hintergrund lässt darauf schließen, dass meine Sektwanne bereits eingetroffen ist.«

»Das stimmt. Sehr freundlich vom Aufsichtsrat.«

»Hören Sie, wenn Pressefotos gemacht werden, will ich, dass die Simonetti und der Conrad ganz vorne drauf sind. Zusätzlich noch Bienefeld und Schäfer zusammen mit jeweils einem Mitglied aus Chor und Orchester. Und Sie stellen sich selbstverständlich auch dazu. Nehmen Sie ein hübsches Gesicht aus Ihrer Sprecherriege mit. Nicht die Meyer.«

»Aber Frau Meyer hat viele Bewunderer.«

Es knackte in der Leitung. »Eben. Das soll auch so bleiben. Muss ja keiner wissen, wie sie aussieht. Bedienen Sie die Fantasie der Leute und lassen Sie sie in dem Glauben, Frau Meyer wäre ebenso verrückt wie Frau von Abt. Wir verkaufen einen Traum, Bronnen, nicht die Realität. Wir sind Unterhalter.«

Der Sekt stieß brennend in Alberts Kehle auf. Er wollte widersprechen, dem Vorstandsvorsitzenden sagen, dass Annegret es verdient hatte, mit auf den Fotos zu sein, und dass sein Vorschlag eine unfassbare Frechheit war.

»Wenn Sie das wünschen ...«

»Tue ich. Also dann, auf Wiedersehen. Ach, Bronnen – das mit dem Werbeluftschiff: brillanter Schachzug, das hat mächtig Wellen geschlagen. Natürlich übernimmt der Sender die Kosten. Wenn Sie allerdings wieder mal Ausgaben in dieser Höhe planen, klären Sie das bitte vorab mit dem Aufsichtsrat.«

Nach dem Ende des Gesprächs blieb Albert noch kurz im Flur stehen. Vom Probenraum drang Lachen zu ihm heraus. Er sah durch die offene Tür, wie Curt Schäfer heimlich Inge Jacobs den Hintern tätschelte. Das Orchester war erschienen, die Herren vollzählig, Margot Mikola sah er allerdings nicht. Ebenso wenig wie Friedrich Milanski, der sonst immer gesellig war.

Albert wollte sich ebenfalls unbeschwert fühlen.

Er klatschte in die Hände. »Herrschaften, ich muss die wohlverdiente Feier unterbrechen. Nur für ein paar Minuten. Die Presse wartet im Erdgeschoss. Wenn wir noch in die morgigen Ausgaben der Zeitungen wollen, müssen wir uns sputen. Ich bitte Frau Simonetti, Herrn Conrad, Herrn Schäfer und Herrn Bienefeld ebenso wie Fräulein Jacobs und Fräulein Westhof, mir nach unten zu folgen.« Als er Annegret Meyers Blick begegnete, schlug Albert die Augen nieder. Er schämte sich.

Im Treppenhaus kicherte Inge aufgekratzt. »Mein Bild kommt in die Zeitung! Mensch, damit habe ich nicht gerechnet.«

Gesa lief stumm daneben, ihr Gesicht verriet nicht, was sie dachte.

Die Reporter warteten im Foyer bei den Aufzügen. Der Rest des Gebäudes lag im Dunkeln, der Tagesbetrieb im Postscheckamt war seit Stunden eingestellt. Nur die Eingangshalle erstrahlte: Der mehrarmige Leuchter, der von der hohen Decke herabhing, war eingeschaltet, dazu leuchteten sämtliche Lampen an den Wänden ringsum. Alberts Schuhsohlen quietschten auf dem frisch gebohnerten Boden.

»Guten Abend, meine Herren«, war alles, was er herausbrachte, bevor das Blitzlichtgewitter einsetzte. Schnell stellte sich das Radio-Ensemble auf den untersten drei Stufen der großen Treppe auf, Carla Simonetti und Theodor Conrad ganz vorne neben dem Intendanten. Und auch Inge Jacobs drängte sich in die erste Reihe, wie er aus dem Augenwinkel bemerkte.

Die Reporter schossen zahlreiche Aufnahmen. In Alberts Ohren klickte das Zerplatzen der Blitzlichter mal von rechts, dann wieder von links und von vorne. Zum zweiten Mal an diesem Abend war ihm schwindlig. Jetzt nicht mehr vor freudiger Aufregung, sondern weil ihn die grellen Lichter irritierten und das Durcheinander der Stimmen. Er wünschte sich zurück in seine ruhige Wohnung, am besten zusammen mit Gesa und einer guten Flasche Wein. Natürlich gehörte es dazu, der Presse Rede und Antwort zu stehen. Sie waren schließlich angewiesen auf die Berichterstattung, und er kannte das Spiel schon aus Berlin. Aber auch damals hatte es ihm keinen Spaß bereitet. Albert hielt sich gern hinter den Kulissen auf, zog die Fäden und dirigierte das Sendergeschehen. Zu seiner Erleichterung stürzten sich die Journalisten vor allem auf die beiden berühmten Schauspieler.

»Herr Conrad, wie fühlt es sich an, gerade eben zum Hauptkommissar befördert worden zu sein? Werden Sie auch künftig für Radio Frankfurt ermitteln?«, rief einer von ihnen.

»Frau Simonetti, stimmt es, dass Sie und Herr Bronnen einander nahestehen? Sie wurden beim Flirten auf einer Abendveranstaltung beobachtet.«

Bevor Albert ein Dementi äußern konnte, hakte sich die Mimin demonstrativ bei ihm unter und strahlte vielsagend in die Kameras.

Theodor Conrad, versiert im Umgang mit der Presse, lächelte Albert mitleidig zu und sagte laut: »Immer mal langsam, Herrschaften. Keine wilden Spekulationen. Wir beantworten gern Ihre Fragen. Und hoffen, morgen keine Falschmeldungen zu lesen. Also, ja, es stimmt, dass ich auch weiterhin als Kommissar Feldmann auftreten werde. Und meinen zweiten Fall starte ich, wie Sie eben treffend bemerkt haben, gleich mal mit einer Beförderung in der Tasche.«

»Wann wird das Hörspiel gesendet?«

Jetzt sprang Albert ein. »Das werden wir Ihnen zu gegebenem Zeitpunkt mitteilen. Sicher haben Sie Fragen zur aktuellen Produktion.« Er löste sich dezent von Carla Simonetti. »Was Frau Simonettis Privatleben betrifft, kann ich natürlich keine Auskunft geben. Außer diejenige, dass ich nicht der Mann an ihrer Seite bin.«

»Spielverderber«, flüsterte ihm die Mimin zu.

»Wer hatte die Idee mit dem Riesen-Luftschiff?«

»Das war ich.«

»Bereits für die ersten Folgen haben Sie vom Publikum großes Lob erhalten. Derart mitreißende abendfüllende Unterhaltung für zu Hause hat es bisher noch nicht gegeben. Nicht nur die Schauspieler vollbringen eine großartige Leistung, auch die Geräuschkulisse klingt äußerst realistisch. Wie schaffen Sie das?«

Endlich eine Frage, die Albert gern beantwortete. »Das funktioniert nur, weil Radio Frankfurt eine Gruppe talentierter Mitarbeiter hat, die sich wie ein Orchester darauf abstimmen, wer wann welches Geräusch macht. Mittlerweile gibt es für das Hintergrundambiente ebenso eigene Proben wie für Musik, Chor und Schauspieler. Es freut mich, wenn das Publikum und auch die Presse unsere Anstrengungen honorieren.« Er lächelte dem Reporter zu, der sich zu Wort gemeldet hatte. Albert kannte ihn von früheren Terminen, sein Name war Dietrich Traut. Er arbeitete für die Frankfurter Zeitung, die gern gelesen und besonders für ihr Feuilleton geschätzt wurde.

Morgen einen Artikel über *Kommissar Feldmann* im Kulturteil zu finden würde zweifellos den gesamten Aufsichtsrat entzücken.

»Warum ist Annegret Meyer nicht hier? Unsere Leser würden gern die Frau mit der faszinierenden Stimme sehen.« Dieser Einwurf kam vom selben Journalisten wie zuvor der bezüglich eines Techtelmechtels zwischen Albert und der Simonetti. Ein großer, schlanker Mann in einem schmal geschnittenen Anzug, der seine Mitstreiter fast um Haupteslänge überragte.

»Und Sie sind?«

»Falk Neuberg vom Illustrierten Blatt Frankfurt.«

»Frau Meyer wird Ihnen gern morgen früh am Telefon für Fragen zur Verfügung stehen, falls Sie das wünschen. Heute werden Sie mit unseren beiden bekannten Schauspielsternen vorliebnehmen müssen«, er wies nach rechts und links und legte eine spaßige Betonung in seine Worte, die die anderen Reporter zum Lachen brachte.

Herr Neuberg blieb ernst und schob gleich eine nächste Frage hinterher: »Frau Simonetti, war es schwierig für Sie, nicht mit Ihrem Aussehen arbeiten zu können, sondern nur mit der Stimme?«

Albert war auf der Hut. Er hörte dem Interview zu, passte auf, dass die Themen professionell blieben und die Journalisten nicht zu aufdringlich wurden. Dieser Falk Neuberg war mit Vorsicht zu genießen. Er arbeitete für eine bekannte Zeitung und war sich dessen voll bewusst. Verscherzen durfte es sich Albert nicht mit ihm, aber alles durchgehen lassen würde er ihm keineswegs. Er ärgerte sich unglaublich über die Unterstellung, er hätte was mit Carla Simonetti. Es mochte sein, dass ihr jede Art von öffentlicher Aufmerksamkeit gelegen kam, ihm ganz bestimmt nicht. Das Letzte, was er sich aus professioneller wie privater Sicht wünschte, war, mit irgendeiner Schauspielerin in Verbindung gebracht zu werden. Außer natürlich mit Gesa.

Für die anderen Anwesenden interessierten sich die Reporter kaum. Vermutlich, weil sie zu unbekannt waren. Zwar ließen sie sich die Namen nennen, hatten aber keinerlei Fragen. Außer an Inge Jacobs – nämlich die, wo sie in ihrem schicken Kleid heute Abend noch hinwolle.

Als es endlich vorüber war, atmete Albert auf. Er sah seinen Kollegen hinterher, die wieder nach oben gingen, um weiterzufeiern. Sogar Theodor Conrad blieb noch. Frau Simonetti verabschiedete sich und stieg draußen in ein Taxi. Einzig Gesa trödelte, bis alle außer Sichtweite waren, kam dann auf Albert zu und hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen.

»Herzlichen Glückwunsch, Herr Intendant. Ein voller Erfolg, von Tag eins bis zum Finale. Radio Frankfurt ist in aller Munde, besser hättest du es nicht planen können.«

»Danke.« Er lockerte seine Krawatte. Sie standen mitten in der Lobby, einem großen, leeren Raum, in dem ihre Stimmen hallten. Links von ihnen drehten die Paternoster ihre endlosen Runden.

»Was hat dieser Reporter mit dem Flirt mit Frau Simonetti gemeint?«

Albert studierte Gesas Gesicht. »Bist du eifersüchtig?«

»Möglicherweise.«

Er grinste. »Sehr schmeichelhaft. Aber dazu gibt es keinen Anlass. Frau Simonetti und ich waren zu einer Abendveranstaltung im Hause Velbert eingeladen, und der

Vorstandsvorsitzende wollte, dass ich mich um sie kümmere.«

Sie warf ihm einen abschätzenden Blick aus halb geschlossenen Augen zu, den er unwiderstehlich fand. Gesa, mit ihrer natürlichen Anmut und Lebensfreude, faszinierte ihn tausendmal mehr als eine Kunstfigur wie die Schauspielerin. Zu der hatte sich Carla Simonetti selbst erklärt, setzte Albert in Gedanken dazu. Es war nicht sein Fehler, wenn sie mit der unnahbaren Diva, die sie erschaffen hatte, bisweilen unzufrieden war und sich Herzenswärme zurückwünschte.

Er für seinen Teil hatte sich vorgenommen, die weibliche Hauptrolle fürs nächste Hörspiel bewusster auszusuchen. Wenn ihm Hans-Hermann Velbert nicht dazwischenfunkte. Der hatte etwas davon verlauten lassen, sich eine andere bekannte Schauspielerin in der Produktion zu wünschen, der ein ähnlich schwieriger Ruf vorausseilte wie Frau Simonetti. Aber darüber wollte er sich im Moment nicht den Kopf zerbrechen. Er genoss den Anblick von Gesas hübschem Gesicht und lächelte zufrieden.

»Hast du Margot gesehen?«, fragte sie ihn unvermittelt.

»Margot Mikola? Nur kurz vor der Ausstrahlung.«

»Ich auch. Als ich ankam, saß sie schon auf ihrem Platz im Orchester. Sie ist nicht mit den anderen Musikern zum Feiern erschienen.«

»Wahrscheinlich ist sie nach Hause gefahren. Sicher war sie erschöpft nach der Anspannung. Und auf Feiern mit Bienefeld und seinen Mannen hatte sie vermutlich ohnehin keine Lust. Das ist übrigens ein Thema, das ich in den nächsten Tagen angehen werde. Also, den Konflikt zwischen dem Dirigenten und seinem einzigen weiblichen Orchestermittglied.«

Mit gerunzelter Stirn schüttelte Gesa den Kopf. »Sie war in den letzten Tagen verändert, still und nachdenklich. Diese Schmutzkampagne hat sie sehr mitgenommen. Ich mache mir Sorgen.«

Er legte ihr den Arm um die Schultern. »Das ist nicht nötig. Deine Freundin ist eine erwachsene Frau. Die sich bisher gut durchgebissen hat. Morgen früh wird sie als Einzige keine Kopfschmerzen haben und ausgeschlafen sein.«



GESA

Radionachrichten 1927:

»Käthe Kollwitz feiert ihren sechzigsten Geburtstag.«

Mit ihrem umfassenden Werk von Radierungen, Skulpturen, Lithografien und Stichen ist Käthe Kollwitz eine der bekanntesten deutschen Künstlerinnen. Ihre Arbeiten fesseln durch Realismus und Ernsthaftigkeit. 1914 verlor sie ihren jüngeren Sohn Peter im Ersten Weltkrieg. Sie selbst starb wenige Tage vor dem Ende des Zweiten.

Wie ein Theatervorhang hoben sich die gerafften Jalousien des Schaufensters, und Sonnenstrahlen erhellten jeden Winkel der Auslage. Frankfurt erwachte an diesem prächtigen Sommertag, und das emsige Alltagstreiben setzte ein, als hätte jemand einen Startknopf gedrückt. Einen Moment lang blieb Gesa vor der Boutique stehen und betrachtete die vier Schaufensterpuppen, allesamt von unterschiedlicher Größe und Statur, jedoch mit der gleichen modellierten mittelbraunen Bobfrisur. Sie trugen die neueste Sommermode, knielange Kleider in hellem Taupe und Greige, mit Raffungen und dünnen Trägern. Das in der Mitte erinnerte an eine römische Toga, asymmetrisch schulterfrei und ziemlich gewagt.

Vor den Mannequins standen drei bemalte Gipsbüsten mit Glasaugen, auf denen die passenden Hüte präsentiert wurden, eng anliegend wie Kappen und weit in die Stirn gezogen. Es würde mehrere Monatsgehälter verschlingen, sich Kleidung wie diese zu leisten. Aber Gesa merkte sich die Schnitte und nahm sich vor, sich etwas Ähnliches für die warme Jahreszeit zu nähen, sobald sie genügend Geld für hübschen Stoff gespart hatte. Bis dahin würde die Garderobe vom letzten Sommer erhalten müssen.

Sie kaufte sich eine Fahrkarte und stieg in den Bus, kletterte bis ganz hinauf und hatte Glück, einen freien Platz auf dem offenen Oberdeck zu ergattern.

Als der Bus anfuhr, klappten die Herren synchron ihre Zeitungen zusammen, damit sie nicht vom Fahrtwind verweht wurden. Es war kurz vor neun und auf den Straßen wimmelte es bereits. Das übliche Durcheinander aus Fahrrädern, Omnibussen, Pferdefuhrwerken und Automobilen schob sich im Verkehrsfluss dahin. Wer über ein Verdeck verfügte, hatte es an diesem Morgen aufgeklappt.

Im Café Taunus wurde Frühstück serviert. Die Tische auf dem Gehweg waren voll besetzt und von den Passanten nur durch Kordelabsperungen getrennt. Von oben sah Gesa, was die Gäste sich schmecken ließen. Eier mit Speck, Marmeladenbrötchen, Zimtschnecken, dazu Kaffee. Ihr Magen grummelte. Es war nichts im Haus gewesen außer einem Rest Graubrot, den sie Rolf überlassen hatte. Sie selbst hatte sich mit einer Tasse Malzkaffee begnügt, ohne Milch, denn die war aus.

In der Elbestraße kletterte Gesa aus dem Bus. Eine Blumenverkäuferin hatte ihren Stand direkt neben der Haltestelle aufgebaut. Es war nicht mehr als ein einfacher Handkarren mit einem hölzernen Gestell obenauf, von dem die fertigen Sträuße und Kränze baumelten. Auf der Ladefläche lag ein Haufen loser Blumen und Grünzeug, aus dem sie Nachschub steckte. Schatten spendete ein großer schwarzer Regenschirm, der mit Draht auf dem Holzgestell befestigt war. An diesem warmen Tag würde sie ihre Ware schnell verkaufen müssen, damit sie nicht welkte.

Gesa betrat das Verwaltungsgebäude und ging in Alberts Vorzimmer, wo Inge gerade die Schreibmaschine aufstellte, um sich an die Arbeit zu machen. Nachts war sie wieder nicht nach Hause gekommen. Vermutlich hatte sie mit Curt Schäfer den Erfolg ihres Einsatzes beim Hörspiel gefeiert. Sie machte einen fahrigen Eindruck, sah dünn und blass aus. Als sie die Freundin erblickte, stürzte sie auf Gesa zu. »Hast du was von Margot gehört?«

»Nein, wieso?« Das hungrige Magengrummeln verwandelte sich prompt in Sorge.

»Sie ist gestern nach der Ausstrahlung einfach verschwunden. Hat sich von niemandem verabschiedet.«

»Das ist mir auch aufgefallen. Aber vielleicht war sie einfach müde und wollte schnell nach Hause«, wiederholte Gesa lahm Alberts Argumentation vom Vorabend.

»Das glaub ich nicht.« Inge vergewisserte sich, dass die Tür zum Büro des Intendanten geschlossen war, dann flüsterte sie: »Bienefelds Truppe hat gestern noch ordentlich gebechert. Einer von ihnen hat sich damit gebrüstet, Margot erneut begripscht zu haben, stell dir das vor! Daraufhin hätte sie zusammengepackt und den Sender fluchtartig verlassen. Diese Dreckskerle haben gelacht und gemeint, sie endlich erfolgreich rausgeekelt zu haben. Der Ebner hat sogar behauptet, dass Bienefeld ihn für seinen Einsatz jetzt bestimmt zum ersten Geiger befördert. Und dass er derartige Aufträge jederzeit gern wieder erledigen würde. Ich könnte kotzen.«

»Das ist ja schrecklich! Ich werde sofort mit Albert reden, dagegen muss er was unternehmen.«

Inge hielt Gesa am Arm fest. »Warte. Der Chef ist nicht allein, Fritz Milanski ist bei ihm. Es geht um die Berichterstattung von der Fußballmeisterschaft, da kannst du nicht einfach reinplatzen.«

»Aber Albert hat mich extra herbestellt.«

Inge blinzelte verwirrt. »Äh, ja, stimmt.«

»Geht es dir nicht gut?«

»Doch, doch. Ich bin in letzter Zeit nur ein wenig vergesslich, hab einfach zu viel um die Ohren.«

Gesa streichelte Inge über den Rücken. Sie spürte die hervorstehenden Wirbel durch den Stoff der Bluse. Die Freundin war in wenigen Wochen erschreckend schmal geworden.

»Wenn du Hilfe brauchst, Inge, wenn ich irgendwas tun kann, sag es mir. Ich bin immer für dich da.«

Inges Augen wurden glasig. »Das weiß ich, danke dir. Aber es ist alles in Ordnung, wirklich. Es gibt sogar gute Neuigkeiten. Curt wird sich für mich von seiner Frau trennen. Er liebt mich und will, dass wir zusammen sind.«

Das Gefühl einer unbestimmten Angst in Gesa verstärkte sich. Hoffentlich hatte sich Inge nicht ernsthaft in den Chorleiter verguckt. Notorische Fremdgeher wie er ließen sich niemals scheiden, das musste der Freundin eigentlich klar sein. Gesa brachte es nicht übers Herz, sich kritisch zu äußern, sie lächelte im Gegenteil aufmunternd und sagte: »Für mich zählt nur, dass du glücklich bist. Und wenn du dich freust, freue ich mich mit dir. Aber du darfst dich von seinen Ansprüchen nicht aufreiben lassen. Wann hast du zuletzt gegessen?«

»Weiß ich nicht. Ist doch egal.«

»Ist es nicht. Sobald ich bei Albert fertig bin, laufe ich hinunter in den Laden und hole dir was. Und mir auch, ich habe nämlich ordentlichen Hunger.«

Die Bürotür öffnete sich, und der Intendant steckte den Kopf heraus. Prüfend blickte er zwischen den beiden jungen Frauen hin und her, dann bedeutete er Gesa einzutreten.

Friedrich Milanski saß in einem der Besuchersessel, Albert bot Gesa den anderen an und nahm selber hinter seinem Schreibtisch Platz. Na gut. Dann hatte das Treffen wohl doch einen professionelleren Charakter als gedacht.

Alberts förmliche Gesprächseröffnung bestätigte Gesas Eindruck.

»Fräulein Westhof, ich habe Sie heute hierhergebeten, um über Ihre weitere Beschäftigung für Radio Frankfurt zu sprechen.«

Konnte ihr Bauchgefühl noch schlechter werden? In die Flauheit mischten sich nunmehr erste Anflüge von Panik.

»Aus diesem Grund habe ich Herrn Milanski dazugebeten. Wie Sie wissen, ist er Leiter der Abteilung für Zeitgeschehen und für einen großen Teil des Sendeprogramms verantwortlich.« Er machte eine Pause, sah Gesa dabei direkt an. Sie nickte.

»Es wird noch einige Wochen dauern, bis Herr Michaelis uns Manuskripte für ein neues Hörspiel liefert, mit denen wir proben können. Bis dahin muss ich das Ensemble auslasten, damit es weiterhin beim Sender beschäftigt bleiben kann. Verstehen Sie?«

»Durchaus.«

»Für Sie habe ich geplant, dass Sie sich mit Annegret Meyer abwechseln, was die Reklamepräsentation betrifft.«

»Ich soll Werbung lesen? Natürlich. Das mache ich gerne.« Erleichterung löste den Knoten in Gesas Bauch. Es ging bloß darum, ihr Betätigungsfeld neu abzustecken! Das waren nicht nur keine schlechten Nachrichten, sondern eigentlich gute, oder? Warum sah Albert dann so finster drein?

»Das war das eine«, fuhr er fort und deutete auf Friedrich Milanski. »Punkt zwei ist die Deutsche Fußballmeisterschaft. Die findet am Sonntag in Berlin statt, und Herr Milanski wird mit unserem Radiobus hinfahren, um den Hörern davon zu berichten. Das kann er natürlich nicht alleine, er braucht Unterstützung beim Aufbau der Übertragungsgeräte und bei der kompletten Abwicklung, daher hat er darum gebeten, dass Sie ihn begleiten.«

Gesa klappte den Mund auf und zu. Sie stieß die Luft durch die Nase aus. »Ich habe aber keine Ahnung von Fußball. Oder von technischen Geräten. Wieso ich? Wie kann ich Herrn Milanski zur Hand gehen? Ich weiß nicht einmal, wer im Endspiel steht.«

»Berlin und Nürnberg.« Das war das Erste, was Friedrich von sich gab. Er klang ernst.

»Herr Milanski hat ausdrücklich darum gebeten, dass Sie ihn begleiten.« Auch Albert hörte sich an, als verlese er Katastrophennachrichten.

Gesa nickte langsam, ließ das Gehörte sacken.

»Wenn die Herren der Meinung sind, dass ich die geeignete Person dafür bin, dann mache ich das natürlich gern.«

»Gut. Sie werden am Sonntag zeitig losfahren und nach dem Spiel direkt wieder nach Frankfurt kommen. Die Fahrt ist lang. Und eine Übernachtung nicht im Senderbudget. Außerdem wäre das äußerst unpassend.« Gleich würden Blitze aus Alberts Augen schießen, wenn er weiterhin derart finster dreinsah. »Die Übertragung an sich ist teuer genug, aber da es sich um ein Ereignis handelt, das von großem öffentlichen Interesse ist, probieren wir es. Das wäre es dann für den Moment. Vielen Dank, Herr Milanski. Fräulein Westhof, wenn Sie noch kurz bleiben, bitte?«

Albert begleitete den Kollegen zur Tür und schloss sie gewissenhaft hinter ihm, dann drehte er sich zu Gesa um.

»Kannst du mir das bitte erklären?«, fragte er.

Verständnislos schüttelte sie den Kopf. »Wovon sprichst du?«

»Davon, dass ein unverheirateter junger Mann ausdrücklich verlangt, zusammen mit dir auf einen Außeneinsatz geschickt zu werden. Nicht mit Herrn Nagel, der sich in technischen Belangen prima auskennt. Oder mit Herrn Gehring, einem leidenschaftlichen Fußballfreund und erfahrenen Rundfunkmitarbeiter, der herzlich gern mitfahren würde. Sondern mit dir.«

»Keine Ahnung. Ich bin ebenso überrascht wie du.«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben.«

»Ach ja? Bist du eifersüchtig?«

»Natürlich nicht.«

Die umgekehrte Situation, als Gesa wegen Frau Simonetti nachgefragt hatte, hatte er amüsant gefunden. Sein Gesichtsausdruck zeugte davon, wie fern ihm nun jeglicher Humor lag.

Sie lenkte ein. »Albert, wenn du nicht möchtest, dass ich nach Berlin fahre, sag es bitte. Dann schickst du eben Ernst oder Peter mit. Ich reiße mich nicht um eine Fußballberichterstattung. Aber ich bin dankbar dafür, weiterhin in Vollzeit für den Sender zu arbeiten. Mir ist bewusst, wie schwierig es für dich ist, vor dem Aufsichtsrat zu rechtfertigen, warum wir alle voll bezahlt werden, obwohl gerade kein abendfüllendes Hörspiel ansteht. Dafür danke ich dir.«

»Und du hast keinerlei Erklärung für Herrn Milanskis Wunsch?«

Gesa seufzte. Sie wollte keine Klatschtante sein. Andererseits musste sie verhindern, dass Missverständnisse aufkamen. Albert bedeutete ihr viel. »Die habe ich nicht. Aber ich kann dir glaubhaft versichern, dass er keinerlei romantisches Interesse an mir hat, weil er nämlich in Margot verliebt ist.«

Albert schob mit beiden Händen sein Haar aus der Stirn und atmete durch. Dann ließ er die Arme sinken. »So ist das«, murmelte er vor sich hin.

»Ja, genau. So ist das. In Margot Mikola, die übrigens gestern nach der Ausstrahlung fluchtartig das Studio verlassen hat, weil sie wiederholt von Bienefelds Speichelleckern begripscht wurde. Ist das die Art und Weise, wie ein Ausnahmetalent

bei Radio Frankfurt behandelt wird?« Gesas Stimme war beim Reden lauter geworden.

»Ich werde mich um die Sache kümmern. Das Orchester hat heute frei. Morgen ist Sonntag.«

»Der Tag der Fußballmeisterschaft«, warf Gesa ein. »Auf die ich mich wenigstens ein wenig vorbereiten sollte.«

»In Ordnung. Sprich dich mit Herrn Milanski ab. Ich werde versuchen, Fräulein Mikola zu erreichen, um nachzufragen, was vorgefallen ist.«

Sie standen voreinander. Albert machte keinerlei Anstalten, Gesa zu küssen, und sie ihn ebenso wenig.

Sie verabschiedete sich etwas reserviert und verließ das Büro, gab draußen Inge ein Zeichen, dass sie gleich mit einem Imbiss wiederkommen würde.

Friedrich wartete im Flur, begleitete Gesa nach unten und redete dabei auf sie ein.

»Tut mir leid, wenn der Chef da irgendwas in den falschen Hals gekriegt hat. Ich hatte keine Ahnung, dass ihr euch nahesteht. Eigentlich dachte ich, es ist ihm schnuppe, wer mit mir nach Berlin fährt. Aber seinem Gesichtsausdruck nach hätte er sich wohl am liebsten mit mir duelliert.« Beim Lachen machte er ein kleines grunzendes Nasengeräusch. »Da muss es wohl was Ernstes sein, nicht wahr?«

»Darauf antworte ich nicht.« Sie hastete weiter durchs Treppenhaus nach unten, Friedrich hielt Schritt. Draußen auf der Straße bog Gesa rechts ab.

»Na ja, geht mich genau genommen nichts an.«

»Hm.«

»Jedenfalls fragst du dich sicher, warum du mitkommen sollst.«

Sie gelangten an ein Schaufenster, auf dem in großen weißen Lettern *Warme Küche* geschrieben stand. In der Auslage zeigte ein in Endlosschleife von oben nach unten rotierendes Regal die Auswahl. Bockwürstchen mit Wasserweck, Gulasch, Braten, Eintöpfe und allerlei schmackhafte Hausmannskost präsentierten sich den Passanten auf glasierten Steinguttellern.

»Willst du etwa mit rein?«, fragte Gesa ungeduldig. Sie kannte Friedrich seit ihrem ersten Tag beim Sender, und die beiden pflegten einen vertrauten Umgang.

Wortlos nickte er, folgte ihr hinein und grinste, weil sie mit den Augen rollte.

»Ich hätte gerne zwei Würste mit Brot und ein Solei. Zum Mitnehmen, bitte«, bestellte Gesa, als sie an der Reihe war.

Die Frau in der gestärkten Schürze hinter dem Tresen wickelte das Essen in braunes Packpapier, schlang noch eine alte Zeitung darum, damit die Würstchen nicht kalt wurden, und gab Gesa das Päckchen, nachdem sie bezahlt hatte.

Wieder draußen auf dem Bürgersteig, setzte Friedrich das Gespräch fort.

»Also, ich will nicht lange drum herumreden. Du weißt, wie ich zu Margot stehe?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht. Soweit ich mich erinnere, herrscht zwischen euch mehr oder weniger Funkstille.«

»Das liegt aber nicht an mir. Sie hat mir von ihrem Kind erzählt. Ich habe darüber nachgedacht und entschieden, dass ich damit klarkomme.«

Abrupt blieb Gesa stehen. Mittlerweile waren sie wieder vor dem Sender angekommen. »Ach. Du kommst damit klar.« Die missbilligende Betonung, die sie bewusst in ihre Worte legte, konnte er nicht überhören. »Ihr Männer habt vielleicht

Nerven.«

Verständnislos starrte er sie an. »Wieso? Ist ja nichts Alltägliches, dass die Frau, an die man sein Herz verloren hat, mit überraschendem Anhang kommt. Aber wie gesagt, ich traue mir schon zu, für alle beide zu sorgen.«

»Wie ritterlich. Mal dran gedacht, dass Margot vielleicht gern Musikerin ist? Sie braucht niemanden, der für sie sorgt. Sondern einen Mann, der sie sein lässt, wie sie sein will, und ihr zur Seite steht. Man nennt das einen Partner, weißt du? Und jetzt bist du enttäuscht, weil sie sich nicht aufschluchzend und voller Dankbarkeit in deine Arme gestürzt hat?« Gesa klemmte sich das Essenspaket unter den Arm und nahm die Zigarette, die Friedrich ihr wortlos hinhielt. Mit beiden Händen schirmte sie die Spitze gegen den Wind ab, bis er ihr Feuer gegeben hatte. Warum sie so schnippisch zu ihm war, konnte sie selber nicht genau sagen. Er war ein netter Kerl, würde Margot ein liebevoller Mann sein. Aber diese Grundeinstellung nervte sie.

Mit einem Schnauben klappte er sein Benzinfeuerzeug wieder zu, nachdem auch er sich eine Zigarette angesteckt hatte. »Davon kann keine Rede sein. Sie hat mich abgewiesen, sie will es nicht mal versuchen mit mir.«

»Und was hast du dann gemacht?«

»Was hätte ich denn tun sollen?«

»Meine Güte, Friedrich. Manchmal frage ich mich wirklich ...« Sie brach ab und drückte ihm das Essenspäckchen in die Hand. »Tu mir einen Gefallen und bring das hoch zu Inge, sonst kollabiert die noch. Ich habe jetzt keine Zeit. Allerdings wird mir langsam klar, was du von mir willst. Ob ich helfen kann, weiß ich nicht, aber wir besprechen das auf der Fahrt nach Berlin, ja? Wann kommst du mich abholen?«

Sie vereinbarten eine Uhrzeit und verabschiedeten sich.

Kurz entschlossen bestieg Gesa die Straßenbahn. Der Herr auf dem Platz vor ihr las in der Frankfurter Illustrierten, und mit einem Blick über seine Schulter stellte sie erfreut fest, dass der Bericht über das Kriminalhörspiel einen Großteil des Feuilletons einnahm. Auf dem Foto waren alle gut getroffen, Inge sah am besten aus, hübscher noch als Carla Simonetti. Und im Text stand, dass die acht Teile derart gut bei den Hörern angekommen waren, dass in den vergangenen Wochen der Verkauf von Radiogeräten in Frankfurt deutlich gestiegen war. Der Reporter machte sogar Witze darüber, dass bald in jedem Haushalt ein Empfänger stehen würde, wenn Kommissar Feldmann noch öfter ermittelte.

Mit einem Anflug von Zufriedenheit lehnte sich Gesa zurück. Es machte sie stolz, Teil von etwas derart Erfolgreichem zu sein. Wer hätte gedacht, dass sie jemals einen Beruf ausüben würde, der sie nicht nur erfüllte, sondern täglich Begeisterung auslöste? *Ich selber*, gab sie sich im Geiste die stumme Antwort. *Ich habe immer an mich geglaubt. Als Einzige habe ich immer gewusst, dass ich es schaffen würde.*

Dann kehrten die Gedanken an Margot und Inge zurück und mit ihnen die Sorge. Wehmut überfiel Gesa. Warum konnte es nie allein die reine Freude geben? Weshalb lauerte die nächste dunkle Wolke immer schon am Himmel, wenn einmal für ein paar Minuten die Sonne schien?

Weil nichts sicher ist, antwortete sie sich wiederum selbst. *Ständig gibt es irgendeinen Kerl, der einem dazwischenfunkelt, wenn es bergauf gehen könnte. Als ob*

sie verhindern wollten, dass wir im Leben vorankommen. Ohne sie.

Ganz klar gab sie in Inges Fall dem Chorleiter die Schuld. Er hatte die Freundin von sich abhängig gemacht. Gefühlsmäßig, karrieretechnisch, sexuell oder sonst irgendwie. Zweifellos. Doch im Moment war Margot das größere Problem. Wo steckte sie? Hatte Bienefeld, dieses Scheusal, sie tatsächlich gebrochen? So weit eingeschüchtert, dass sie sich geschlagen gab?

Bis sie Ginnheim erreichte, musste Gesa zweimal umsteigen und dann noch ein Stück zu Fuß laufen, aber schließlich stand sie vor dem Haus von Margots Verwandten. Zumindest hoffte sie, dass sie sich die Adresse korrekt gemerkt hatte, denn die Freundin hatte sie nur beiläufig erwähnt. Hier gewesen war Gesa noch nie.

Die Fassade hätte einen Anstrich vertragen können. Sie war grau vom Ruß in der Luft und vom Schmutz der Jahrzehnte. Ein kleines Häuschen inmitten großer Neubauten und Mehrparteianlagen. Wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten, als hier am Hang noch kaum gebaut wurde.

In einem Blumenbeet blühten Tagetes in Gelb und Orange. Daneben stand ein hölzerner Handwagen.

Auf Gesas Klingeln hin öffnete ein Junge. Er hatte dunkle Haare, trug eine zu kurze Hose und ein mehrfach geflicktes Hemd. »Guten Tag, mein Name ist Gesa Westhof, und ich vermute, du bist Paul.«

»Paule«, verbesserte er. Mehr sagte er nicht.

»Wer is an der Tür?«, rief eine Stimme von drinnen, und gleich darauf tauchte seine Mutter auf.

»Frau Frieze?«, fragte Gesa. Das musste Margots Cousine sein, von der sie wusste, dass sie zehn Jahre älter war als die Freundin. Die beiden sahen sich auf den ersten Blick überhaupt nicht ähnlich. Erschöpfung stand Frau Frieze ins Gesicht geschrieben. Blass, mit bläulichen Augenringen, wischte sie sich die aufgesprungenen Hände an ihrer Schürze ab, die über den ausladenden Schwangerschaftsbauch gebunden war. Alles an ihr erzählte von harter Arbeit und wenig Schlaf. Kein Wunder, dass Margot danach strebte, sich und dem kleinen Egon ein unabhängiges, selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, indem sie selber das Geld verdiente.

»Ja?«

»Ich bin eine Freundin von Margot und heiße Gesa Westhof. Bitte entschuldigen Sie die Störung, aber ich mache mir ein wenig Sorgen um Margot. Daher wollte ich ...«

»Kommen Sie rein.« Frau Frieses Stimme war überraschenderweise die eines jungen Mädchens, weich und hell, und keinerlei Alltagsfrust lag darin. Als sie lächelte, sah sie auch plötzlich gar nicht mehr müde aus. Gesa folgte ihr in eine gemütliche Wohnküche. Auf dem Ofen stand ein Topf köstlich duftender Suppe.

»Die dauert noch.« Frau Frieze hatte Gesas Blick verfolgt. »Aber wenn Sie wollen, können Sie gern zum Essen bleiben. Für einen mehr reicht es immer.«

Rührung schnürte ihr für einen Moment die Kehle zu. »Das ist nett, vielen Dank. Ich will Sie aber nicht lange aufhalten.«

Sie setzten sich an den großen Küchentisch, und Frau Frieze fuhr fort, Kartoffeln zu schälen. In einer weißen Emailleschüssel mit blauem Rand schwammen schon einige im Wasser, die ungeschälten standen in einem Eimer auf dem Boden.

»Ist Margot da?«

»Nein. Anfangs wollte sie nicht damit rausrücken. Aber nach gestern konnte sie wohl nicht mehr.« Die Frau ließ das Schälmesser sinken und warf einen kurzen Blick zur Tür. »Mein Mann und die Kinder wissen nichts davon, Margot hat sich nur mir anvertraut. Was ist das für eine Anstellung, in der eine talentierte Musikerin derart drangsaliert werden darf? Ich weiß nicht viel von der Arbeitswelt und wie es dort zugeht. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es üblich ist, ungestraft Frauen anzutatschen, anzuschreien und zu demütigen. Wo kommen wir denn da hin? Wer immer Margots Vorgesetzter ist, sollte sich schämen!«

Bekümmert ließ Gesa den Blick sinken. Treffender konnte man es nicht ausdrücken. Wie sollte sie selbst stolz auf ihre Stelle sein, wenn derselbe Arbeitgeber einer Kollegin und lieben Freundin derart übel mitspielte? Und um das Kind beim Namen zu nennen – Arbeitgeber klang bequem neutral –, es lag in Alberts Verantwortung, für den Schutz der Würde seiner Angestellten zu sorgen. Er hätte längst etwas gegen Bienefeld unternehmen müssen. Und auch Inge und Gesa hätten sich vehementer für Margot einsetzen sollen.

»Wo ist sie?«, flüsterte Gesa.

Frau Frieze begann wieder mit dem Kartoffelschälen. »Weg.«



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die bekannte Berliner Bühnenkünstlerin Else Eckersberg bringt ihren ersten Sohn Alexander zur Welt.«

Mit fünfzehn Jahren erhielt Else Eckersberg Unterricht bei Max Reinhardt am Deutschen Theater in Berlin und wurde als einziges Mädchen zur weiteren Ausbildung übernommen. Sie war dreimal verheiratet, mit dem Juristen Walther Eitzen, Philipp Freiherr Schey von Koromla und Paul Graf Yorck von Wartenburg. 1944 wurde sie im Rahmen des Attentats vom 20. Juli in Sippenhaft genommen und verbrachte zwei Monate in Einzelhaft.

»Und was soll ich jetzt machen?« Friedrich rief gegen den Fahrtwind an, der durch die offenen Fenster warm hereinwehte, und gegen das Klappern des Schildes auf dem Dach. Sie hätten es für die Reise abmontieren sollen, aber er hatte darauf bestanden, gleich bestmöglich Reklame zu machen, wenn sie schon mit dem Radiobus nach Berlin fahren.

»Darüber sprechen wir doch die ganze Zeit.«

»Herrje, Gesa, nun hilf mir mal konkret. Einen weiteren Fehler kann ich mir nicht erlauben. Margot bedeutet mir alles, sie ist die Frau meines Lebens. Das ist mir klar geworden, und das will ich ihr beweisen.«

Seitdem sie in Frankfurt losgefahren waren, redete Friedrich ununterbrochen von Margot. Gesa war davon überzeugt, dass er sie tatsächlich aufrichtig liebte. Er schien auch wirklich verstanden zu haben, dass Margot nicht der Typ Frau war, der nur daheim herumsitzen und im stillen Kämmerlein musizieren wollte. Das Talent der Freundin musste gehört werden, es war eine Ausnahmeerscheinung.

Bis Friedrich in Leipzig eine Tankstelle ansteuerte, hatte er sogar eingesehen, dass es nun an ihm lag, Margot von der Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu überzeugen. Und dafür musste er in die Eifel fahren, in Margots Dorf, und um sie werben. Das war zumindest Gesas Meinung. Und die von Inge. Sofort nach ihrer Rückkehr von Frau Friese hatte ein abendliches Krisentreffen am Küchentisch stattgefunden. Die Freundinnen waren beide äußerst betroffen und machten sich große Sorgen um Margot. Es musste etwas geschehen. Sie waren sich darin einig, dass es am allerbesten wäre, wenn Friedrich Milanski zu Margots Elternhaus fuhr und versuchte, sie zurückzuholen. Denn dort musste sie sein, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

»Er kann am meisten ausrichten, glaub mir. Viel mehr als wir beide zusammen. Margot liebt ihn von ganzem Herzen«, hatte Inge voller Überzeugung gesagt. »Und wenn er endlich mal über seinen Schatten springt und ihr klar und deutlich seine

Gefühle gesteht, wenn sie merkt, er steht ihr zur Seite, er ist für sie da – dann wird ihr das Kraft geben.«

»Genug, um sich der leidigen Situation erneut zu stellen?«

»Auf jeden Fall. Es ist zwar durchaus modern von uns, immer unabhängig sein zu wollen. Herrinnen unseres eigenen Schicksals. Aber das heißt ja nicht, dass wir Einzelkämpferinnen sein müssen. Ein Mann an unserer Seite, der uns aufrichtig liebt, so was macht stark.«

Gesa hatte sich gefragt, ob sie da immer noch von Margot und Friedrich gesprochen hatte oder von ihrer eigenen Situation. Aber sie hatte die Worte bewusst sacken lassen. Und Inge dann zugestimmt. Die Reise nach Berlin war eine prima Gelegenheit, Friedrich die richtige Richtung zu weisen.

»Aber ich kann da doch nicht einfach auftauchen und vor ihr auf die Knie gehen. Immerhin ist sie abgehauen, weil sie von uns allen nichts mehr wissen will.«

»Na, anders wird's nicht gehen, Fritz, das siehst du doch ein, oder?«

Sie kletterten beide aus dem Fahrzeug und streckten sich. Aus dem kioskartigen Häuschen mit steilem Dach, an dessen Schmalseite die Benzinpreise auf einer Tafel angeschlagen waren, kam ihnen der Tankwart entgegen. Er trug eine dunkelblaue, doppelreihige Jacke mit passender Hose, dazu robustes Schuhwerk und eine Art Schiffermütze mit dem Emblem der Firma *OLEX*, das auch groß auf die Tankstelle gemalt war.

»Voll?«, fragte er knapp, und Friedrich nickte.

Das Benzin wurde mit einer Handpumpe in Kanister abgelassen, die der Tankwart heranschleppte und einfüllte. Es gab mittlerweile bedeutend modernere Anlagen, mit futuristischer Architektur und großen Dachaufbauten. Dort wurde mit Zapfpistolen gearbeitet, die über Schläuche mit Tanksäulen verbunden waren. Das hier war ein in die Jahre gekommenes Kabäuschen, aber es lag direkt an der Straße, und der Tankwart erfüllte seine Arbeit tadellos, weshalb er von Friedrich ein Lächeln und ein gutes Trinkgeld bekam.

Weiter ging die Fahrt. Gesa schwirrte noch immer der Kopf von der lebhaften Diskussion über Margot, und es schien, als würde Friedrich das spüren. Die nächsten fünfzig Kilometer schwieg er. Danach erzählte er seiner Kollegin von der Fußballmeisterschaft, immerhin musste sie wissen, was sie erwartete.

Allerdings hatte sich Gesa das Deutsche Stadion nicht derart riesig und die Menschenmassen nicht derart laut vorgestellt. Es lag im Grunewald, im Berliner Bezirk Charlottenburg, und war nur über einen Tunnel zu betreten, weil es ins Innere einer Pferderennbahn gebaut worden war. Das Fußballfeld sowie seine angrenzenden Sportstätten waren zudem von einer Radrennbahn umschlossen, was sich zu einer imposanten Gesamtanlage summierte. Die meisten der Ränge lagen im Freien, nur ein kleiner Abschnitt war überdacht. Es gab Sitz- und Stehplätze ebenso wie schicke Logen, die mit niedrigen Holzwänden voneinander abgegrenzt waren. Auf der gegenüberliegenden Seite sah Gesa ein hundert Meter langes Schwimmbassin, parallel zum Fußballfeld und direkt angrenzend an die Leichtathletik-Sprungbahn.

Sie pfiff anerkennend durch die Zähne.

Die Julisonne stand über ihnen, als sie, vollgepackt mit Kabeln und Gerätschaften, nach einem geeigneten Platz für die Berichterstattung Ausschau hielten.

»Wir gehen dort rauf«, bestimmte Friedrich und deutete mit ausgestrecktem Arm nach oben links.

Ein ungläubiges Schnauben entfuhr Gesa. »Auf das Tribünendach? Spinnst du?«

»Das ist kein Scherz. Hörst du, wie die Leute johlen? Dabei hat das Spiel noch nicht mal angefangen. Wenn wir uns hier unten platzieren, kriegen die Hörer nichts mit außer Gebrüll. Wir müssen das Mikrofon möglichst weit weg von der Geräuschkulisse aufstellen, aber ich sollte tunlichst auch das Spielgeschehen verfolgen können.« Er zog sie mit sich und fuhr mit entwaffnender Ehrlichkeit fort: »Ich hab mal von einer anderen Partie berichtet, wo ich das Spielfeld nicht komplett einsehen konnte. Deswegen habe ich ein falsches Ergebnis verkündet. Meine Güte, war das peinlich. So was passiert mir kein zweites Mal.« Verständlich. Schicksalsergeben folgte sie ihm. Praktischerweise führte eine Feuerleiter auf das Tribünendach, dessen relativ flacher Winkel aus der Nähe nicht mehr beängstigend wirkte. Sie würden schon nicht abrutschen. Friedrich erklärte einer der Ordnungskräfte, wer sie waren und was sie vorhatten, dann durften sie hinauf. Die Tatsache, dass sie meterhoch über den Zuschauern herumhantierten, blendete Gesa lieber aus, sonst hätte sie ihre Nervosität nicht unter Kontrolle bekommen. Wie gut, dass sie sich an diesem Tag für eine weit geschnittene marineblaue Leinenhose und flaches Schuhwerk entschieden hatte. Niemand würde ihr unter den Rock schielen können, und ohne Absätze stand sie sicher auf dem Dach.

Es hatte den Anschein, als würde Friedrich kilometerweise Kabel verlegen. Sie half ihm dabei, so gut sie vermochte, befolgte seine Anweisungen und ging ihm zur Hand, ohne wirklich zu verstehen, was genau er tat. Eine Verbindung zum Sender herstellen, irgendwie. Peter oder Ernst wären eindeutig besser für diesen Einsatz geeignet gewesen.

Der Regenschirm, den Friedrich als behelfsmäßigen Schutz gegen die herabbrennende Sonne aufspannte, erinnerte Gesa an die Blumenverkäuferin, die sie kürzlich vom Stadtbus aus gesehen hatte. Wie gern hätte sie jetzt mit ihr getauscht.

Gerade als sie fertig waren mit ihren Vorbereitungen, kletterten zwei weitere Radioreporter zu ihnen hoch.

»Na, ooch hier, Kollegen?«, begrüßte sie ein junger Mann.

»Wir waren sogar fixer als ihr, wie es scheint«, gab Friedrich gut gelaunt zurück. »Gesa, das sind die Jungs von Radio Berlin, die haben gesehen, dass wir hier oben sind, und wollen auch einen guten Platz ergattern.«

»Det wird ja wohl erlaubt sein.«

»Freilich. Aber stellt euch mal lieber weiter weg, rüber auf die andere Dachhälfte, sonst quasseln wir uns gegenseitig rein.«

Zu Gesa raunte Friedrich: »Die haben es technisch natürlich leichter als wir, hier im eigenen Sendegebiet. Ich brauch 'ne extra Fernsprechleitung für die Übertragung, deswegen das elendslange Kabel. Das ist anfällig.«

Sobald das Spiel angepfiffen wurde, legte Friedrich mit seiner Berichterstattung los. Über das Telefon wurde er direkt in die laufende Sendung von Radio Frankfurt eingespielt. Er sprach frei und ohne Punkt und Komma. Faszinierend. Als hätte er

einen Schalter in seinem Gehirn umgelegt. Sogar seine Stimme klang anders, sie nahm einen professionellen Singsang an, der Spannung erzeugte. Die Worte schienen ihm problemlos zuzufliegen, nicht ein einziges Mal stockte er oder versprach sich. Engagiert beschrieb er, was auf dem Platz vor sich ging. Die Hörer saßen zweifellos gebannt vor ihren Geräten. Bereits in der sechsten Minute fiel ein Tor.

»Und da ist es!«, schrie Friedrich begeistert ins Mikrofon. Beinahe wäre ihm sein Kopfhörer verrutscht. »Das erste Tor für Nürnberg durch Hans Kolb, den hoch aufgeschossenen Mittelfeldspieler, derzeit der beste deutsche Fußballer. Vergessen sind die beiden Monate, die er im vergangenen Jahr wegen Tätlichkeit gesperrt war. Ein hervorragender Schuss, der Nürnberg in Führung bringt. Die Menge der angereisten rot gekleideten Fußballfreunde aus dem Süden tobt, es ist ein Freudentaumel ...«

Sprachlos beobachtete Gesa den Kollegen bei seiner Arbeit. Sie hielt mehrere Kabel gleichzeitig, sorgte dafür, dass nichts wackelte oder schlenkerte und die Übertragung störte.

In der Halbzeitpause packte Friedrich die Verpflegung aus, die er für sie beide in einem Korb mitgebracht hatte.

»Das ist meine Lebensrettung!«, rief Gesa begeistert. »Irgendwie war ich der Meinung, wir bekommen hier was, deswegen hatte ich nur die Äpfel dabei, die wir schon im Bus gegessen haben.«

»Du bist eben Außenreportagen noch nicht gewöhnt«, feixte Friedrich. »Wenn du öfter mitfährst, lernst du schnell, worauf es ankommt. Am wichtigsten sind ein Schirm und eine Decke, dann musst du nie frieren oder schwitzen und wirst nicht nass.« Wie zum Beweis breitete er eine abgegriffene Wolldecke aus, damit sie sich nicht auf den Boden setzen mussten. Dann justierte er den Regenschirm neu, sodass er ihnen beiden Schatten spendete. »Als Nächstes folgt auf jeden Fall Kaffee, möglichst viel davon, weil man nie weiß, wie lange es dauert.« Er entnahm dem Korb eine Isolierflasche, schraubte den aufgesetzten Becher ab und goss ein. Für Gesa hatte er eine extra Tasse mitgebracht.

»Was das Essen betrifft, ich habe immer Käsebrötchen dabei, die mag ich am liebsten. Ich hoffe, du auch.«

»Unbedingt!«

Dankbar nahm Gesa einen knusprigen Wasserweck entgegen, und die beiden ließen sich ihr Essen schmecken, bis die zweite Halbzeit angepiffen wurde. Auf dem Spielfeld tat sich relativ wenig, bis Heiner Träg in der fünfundsechzigsten Minute das nächste Tor für Nürnberg schoss. Wäre das nicht schon aufregend genug gewesen, wurde es danach richtiggehend turbulent, weil sich der eher kleine, aber bullige Linksaußen im Anschluss an seinen Treffer einen Disput mit dem Publikum in tiefstem fränkischem Dialekt lieferte.

»Jetzt könnt ihr weiterschimpfen!«, brüllte er schlussendlich lauthals über das Feld. »Gewonnen haben wir!«

Der hitzköpfige Spieler beruhigte sich nicht mehr, sodass er zehn Minuten vor Ende noch wegen Schiedsrichterbeleidigung vom Platz gestellt wurde. Allerdings sollte er recht behalten, es blieb beim Endstand von zwei zu null für Nürnberg.

»Was für ein Ereignis. Derart aufgeheizt hatte ich mir das nicht vorgestellt. Sowohl

die Spieler als auch das Publikum scheinen ihren Sport sehr ernst zu nehmen.« Gesa half Friedrich beim Abbauen der Gerätschaften, und sie trugen alles zurück zum Bus.

»Das ist immer so beim Fußball. Egal ob es um die deutsche Meisterschaft oder um irgendein kleines Regionalgebolze geht.«

Es dauerte eine Weile, bis sie das Verkehrschaos der aus dem Stadion strömenden Massen hinter sich gelassen hatten.

Gesas Gesichtshaut spannte, sicher hatte sie trotz Schirm und Hut einen Sonnenbrand. Und vom stundenlangen Kabelhalten spürte sie ihre Arme kaum mehr. Aber es war ein aufregendes Erlebnis gewesen. Wer konnte schon von sich behaupten, an der Rundfunkübertragung der Fußballmeisterschaft vom Tribünendach des Deutschen Stadions aus aktiv mitgewirkt zu haben? Sobald sie Berlin verlassen hatten, fielen Gesa die Augen zu.

* * *

Am Montagmorgen fühlte sie sich wie gerädert, dagegen half nicht einmal ein extra kräftig gebrühter Kaffee. Die lange Fahrt und die Anstrengung der Berichterstattung steckten ihr in den Knochen. Friedrich war gerade mit seinem Morgengymnastikprogramm auf Sendung, das er seit Kurzem regelmäßig präsentierte und das bei der Hörerschaft großen Anklang fand. Das Streben nach körperlicher Ertüchtigung hatte mittlerweile die breite Masse erreicht. Frisch sah auch Friedrich nicht aus, aber er hielt tapfer durch.

Albert war aus der Elbestraße herübergekommen. Offiziell, weil er seine Anerkennung bezüglich der gelungenen Außenreportage aussprechen wollte. Er hatte Gesa und Friedrich und alle, die gerade im Sender waren, gleich vor Arbeitsbeginn zusammengerufen und eine kleine Dankesansprache vor versammelter Mannschaft gehalten. Sie hatten es erneut in die Tageszeitungen geschafft, die bekannt gaben, dass die Übertragung der Fußballmeisterschaft so viele Hörer vor die Geräte gelockt hatte wie noch keine andere Sendung von Radio Frankfurt zuvor. Dafür durfte schon mal ausdrücklich gelobt werden.

Aber Gesa vermutete, Albert ging es um mehr. Nun stand er neben ihr auf dem Senderdach und trank ebenfalls eine Tasse Kaffee. Gemeinsam sahen sie über die spitzen Giebel und verwinkelten Dächer der Altstadt. Es würde ein weiterer strahlender Sommertag werden.

»Wann bist du dran?«, fragte er.

Gesa sah kurz auf ihre Uhr. »In einer halben Stunde. Ich lese den Reklameblock vor den Nachrichten.«

»Es tut mir leid, dass ich dir unterstellt habe, es wäre was zwischen dir und Herrn Milanski. Das war dumm.«

»Und vielleicht doch ein ganz klein wenig eifersüchtig?«

Er druckste herum.

»Ich ziehe dich nur auf, Albert.«

Nachdem er die Tasse geleert hatte, stellte er sie auf den Boden neben die Zigarettentummeldose und steckte die Hände in die Hosentaschen. Sein Jackett hatte er im Probenraum gelassen, die weißen Hemdsärmel hochgekrempelt. Er bräunte

deutlich schneller als Gesa, die Sonne hatte seiner Haut einen warmen Karamellton geschenkt, den sie äußerst anziehend fand.

»Du hast ja recht, ich war eifersüchtig. Es fällt mir schwer, das zuzugeben. Ich würde dich jetzt gern küssen.« Er sah ihr tief in die Augen, und Gesa trat unwillkürlich ein wenig näher an ihn heran.

»Das geht aber nicht«, flüsterte sie. »Die anderen tuscheln sowieso schon, und falls uns jemand sieht ...«

Er grinste schief. »Ich weiß. Aber sagen darf ich doch, was ich am liebsten machen würde, oder?«

»Merk es dir für später, dann holen wir es nach.«

Sie war unendlich erleichtert, dass sie das geklärt hatten. Die komische Situation in seinem Büro, bevor sie nach Berlin gefahren war, hatte Gesa belastet. Den Gedanken, Albert könne ihr etwas übel nehmen, ertrug sie nur schwer. Es bedeutete ihr viel, dass er seine Eifersucht zugab.

»Albert, da gibt es noch was, worüber ich unbedingt mit dir sprechen muss. Margot ist zu ihrer Familie zurück in die Eifel gefahren.«

»Ich weiß. Ich war bei der Adresse in Ginnheim, die sie angegeben hatte, und habe mit ihrer Cousine gesprochen.«

Gesa riss die Augen auf. »Echt? Wann?«

»Gestern. Ich dachte mir, am Sonntag ist sicher jemand zu Hause, und so war es auch. Diese Frau Friese ist eine patente Person, die nimmt kein Blatt vor den Mund. Du kannst dir also sparen, mir zu sagen, wie sehr ich versagt habe, das hat sie schon mit Nachdruck erledigt.«

Er sah durch das Fenster hinein in den Probenraum, der dabei war, sich mit Chormitgliedern zu füllen. »Ich bin nicht perfekt, Gesa, ich kämpfe täglich mit den Herausforderungen, die Radio Frankfurt mir stellt, und es beschämt mich zu sagen, dass ich die Situation mit Bienefeld am Ende doch unterschätzt habe. Ich dachte, ich habe ihn im Griff, aber damit lag ich falsch.« Er stieß die Luft aus. »So, nun ist es aber genug mit den Geständnissen.«

»Wie willst du es wieder hinkriegen?«

»Was meinst du? Fräulein Mikola ist weg.«

»Na, wie willst du sie wieder zurückholen? Und was sind die Konsequenzen für Bienefeld?« So einfach wollte sie das Thema nicht ruhen lassen.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, weil zwei Chorsänger aus dem Fenster kletterten und sich zu ihnen gesellten. Sie steckten sich Zigaretten an und hatten Fragen an Albert, weswegen Gesa ihm kurz zunicke und wieder hineinging.

Er würde ihr diese Antworten nicht schuldig bleiben, beschloss sie. Sie würde sich nicht mit Floskeln abspeisen lassen, sondern sich für die Freundin einsetzen, wie sie es längst hätte tun sollen. Selbst wenn das die Harmonie zwischen ihr und dem Intendanten erneut trübte.

Curt Schäfer betrat den Probenraum. Wobei betreten ein schwacher Ausdruck für sein Erscheinen war. Er rauschte herein, einen leichten Sommermantel über die Schultern geworfen, sein Markenzeichen, jedes Haar saß pomadiert am rechten Fleck, und auf seinen Lippen lag ein selbstsicheres Grinsen. Auch das trug er oft zur Schau.

Gesa merkte, wie die Abneigung gegen den Chorleiter ihre Beurteilung seines Auftretens beeinflusste. Ihm nach folgte eine gut aussehende Blondine, bei der es sich nicht um Inge handelte. Die Freundin stand bereits mit ihren Kolleginnen vom Sopran vor einem Notenständer.

»Guten Morgen«, tönte Schäfer, breitete übertrieben die Arme aus, ließ den Mantel von den Schultern und über eine Stuhllehne gleiten. »Jetzt strengen wir uns mal besonders an, Herrschaften, denn wir haben hohen Besuch. Meine Frau ist diese Woche in Frankfurt und wird der Probe beiwohnen. Vielleicht sogar nicht nur heute. Enttäuschen Sie mich also nicht.«

Gesa, die eigentlich den Raum verlassen wollte, hielt abrupt inne. Entsetzt blickte sie zwischen Inge und den Schäfers hin und her. Der Chorleiter wies seiner Gattin einen Platz zu, auf dem sie sich elegant niederließ und die Beine übereinanderschlug. In ihrem Gesicht stand Erwartung. Es war ein zeitloses, klassisches Antlitz mit rosigen Wangen und einer geraden Nase. Frau Schäfer stammte aus einer vornehmen Familie, zumindest strahlte sie etwas aus, das diese Vermutung nahelegte. Kurz drängte sich Gesa die Frage auf, wie man ein notorischer Fremdgeher sein konnte, wenn zu Hause eine Partnerin wie diese auf einen wartete. Dabei lag das natürlich nicht in Frau Schäfer begründet, sondern im Charakter ihres Ehemanns.

Inge runzelte die Stirn. Gebannt beobachteten sie und Gesa, wie der Chorleiter Noten aus seiner Aktentasche holte, sich zu seiner Frau hinabbeugte, sie auf den Mund küsste und laut sagte: »Das ist für dich, mein Herz. Wir singen als Erstes: *Wo hast du nur die schönen blauen Augen her.*«

Jetzt schwankte Inge, und Gesa war zu weit entfernt, um sie zu stützen. Sie hielt sich am Notenständer fest, ließ den Kopf sinken, und für zwei, drei Atemzüge sah Gesa nur, wie die Schultern der Freundin sich hoben und senkten. Dann stieß sie die Notenablage von sich, dass sie krachend mitsamt Blätterflattern zu Boden fiel, und stürmte hinaus.

Erst am Lift erreichte Gesa sie, sprang noch in die Kabine des Paternosters hinterher, und gemeinsam ging es abwärts.

»Inge«, Gesa packte die Freundin an den Schultern, »schau mich an. Ich weiß, du fühlst dich schrecklich, aber du musst dich zusammenreißen.«

»Wie kann er es wagen! Er hat mir versprochen, sie zu verlassen! Und dann holt er sie hierher, ohne mir etwas davon zu sagen, einfach so!« Inge schluchzte laut.

Gesa schloss sie in die Arme und streichelte über ihren Rücken. »Schschsch, wir sind gleich im Erdgeschoss. Bitte beruhige dich. Wenn du einen Skandal verursachst, steht deine Stelle auf dem Spiel, die im Chor und die als Sekretärin. Das kannst du dir nicht leisten.«

»Aber er hat mich belogen.«

»Ich weiß, er ist ein übler Kerl. Dagegen können wir aber gerade nichts machen. Jetzt geht es darum, dass du dein Gesicht wahrst. Du lässt dich von ihm nicht unterkriegen.« Gesa zauberte ein Taschentuch hervor. »Hier, trockne deine Augen und putz dir die Nase. Danach fahren wir wieder hoch.«

Sie stiegen in der Eingangshalle aus und blieben vor dem Lift stehen.

»Auf keinen Fall gehe ich da wieder rein«, protestierte Inge.

»Doch! Du gibst dir keine Blöße. Was denkst du, wie sich alle den Mund zerreißen, wenn du jetzt abhaust.«

»Mir egal.«

»Das ist dir nicht egal.«

Sie unterhielten sich im Flüsterton, steckten die Köpfe zusammen.

»Guten Morgen, die Damen.« Theodor Conrads Stimme ließ sie auseinanderfahren.

»Guten Morgen, Herr Conrad. Ich wusste nicht, dass Sie heute hier sind.«

»Überraschung«, er lächelte Gesa an. »Nein, im Ernst. Bevor es mit dem neuen Hörspiel losgeht, hat Herr Bronnen mich zu einer kurzen Besprechung bestellt. Termine absprechen und derlei.« Erst jetzt fiel sein Blick auf Inge.

»Geht es Ihnen nicht gut, Fräulein Jacobs?«

»Ich fühle mich miserabel«, murmelte Inge.

»Soll ich Sie nach Hause bringen?« Besorgt sah er in ihre verweinten Augen. Sie war wirklich in einem erbärmlichen Zustand, das sah Gesa nun ein. So konnte sie unmöglich wieder bei der Chorprobe erscheinen. Außerdem stand zu befürchten, dass sie jederzeit erneut die Fassung verlieren würde. Was war mit Inge geschehen? Wie hatte es dazu kommen können, dass die starke, ehrgeizige junge Frau so von Curt Schäfer abhängig war? Hatte sie sich dermaßen heftig in ihn verliebt? Unwahrscheinlich. Natürlich musste es schmerzen zu merken, dass sie doch nur die zweite Geige spielte. Aber die Inge, die Gesa kannte, hätte sich niemals in die Annahme verrannt, der Chorleiter könne seine Frau verlassen. Anfangs war es ein gegenseitiges Geben und Nehmen gewesen. Inge erhörte seine Flirtversuche, dafür half er ihrer Gesangskarriere auf die Sprünge. Erschreckend zu sehen, wie eindeutig dieses Arrangement danebengegangen war.

»Das wäre sehr freundlich«, antwortete Gesa anstelle der Freundin. Inge sollten weitere Demütigungen erspart bleiben. Sie würde nach Hause fahren, sich ins Bett legen und die Decke über ihren Kopf ziehen, und morgen früh sah bestimmt alles nicht mehr ganz so schlimm aus. »Ich muss sowieso wieder hinauf, weil ich gleich die Werbung lese. Dann sage ich Herrn Bronnen, dass Sie sich ein paar Minuten verspäten, Herr Conrad, und Herrn Schäfer richte ich aus, dass Inge unpässlich ist, weil sie gestern was Falsches gegessen hat.« Das dürfte weiteren Fragen einen Riegel vorschieben.

Sie sprach schnell, damit nicht noch mehr Kollegen mitbekamen, was sich hier abspielte. Als Herr Conrad Inge seinen Arm anbot, hätte sie die beiden am liebsten aus der Lobby geschoben.

»Ich komme nach Hause, sobald ich mit der Arbeit fertig bin«, rief sie hinterher.

Der Schauspieler war gerade zur rechten Zeit aufgetaucht. Glücklicherweise er und nicht irgendeiner der Wichtigtuer aus dem Orchester. Bei Theodor Conrad war Inge in den besten Händen, das wusste Gesa.

Trotzdem konnte sie sich nur schwer auf das Verlesen der Werbeannoncen konzentrieren und stolperte beim Text für »*Kunstseidene Stoffe aus Eberfelder Glanzstoff*« über die vielen Konsonanten. Und am Reklamespruch »*Manche Hausfrau weiß noch nicht, dass sie mit nur zwei Rippen der markigen, als Rohess-Schokolade bestbekannten Crémant Cailler eine Creme herstellen kann, die selbst den*

verwöhntesten Feinschmecker befriedigt« hätte sie sich beinahe verschluckt. Sie konnte sich gerade noch beherrschen, bis das Mikrofon ausgestellt war. Ernst Gehring, der nach ihr mit den Nachrichten dran war, stellte Gesa ein Glas Wasser hin und klopfte ihr mitleidig auf den Rücken, als sie anfang zu husten.

»Läuft nicht immer gleich rund, was?«, lautete sein lakonischer Kommentar, zu dem sie lediglich nicken konnte, weil sie um Luft rang.

Albert war noch im Sender, als sie ihre Sachen zusammenpackte.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte er. »Wir wurden vorhin auf dem Dach unterbrochen.«

Am liebsten hätte sie mit den Fingern durch sein Haar gestrichen, sein Gesicht zu sich gezogen und ihn geküsst, aber Gesa verdrängte diesen aufkeimenden Gedanken ganz schnell wieder.

»Das ist schön. Leider muss ich sofort heim. Inge geht es nicht gut.«

»Das hat Herr Conrad erwähnt. Er meinte, Fräulein Jacobs hätte vermutlich was Falsches gegessen, und wenn sie sich heute ausruht, würde es morgen sicher wieder gehen. Gibt es etwas, das ich wissen sollte?«

Wie viel hatte Albert mitbekommen? Immerhin war er in der Nähe gewesen, als Inge den Notenständer umgestoßen hatte.

»Nein. Alles gut.«

»Na dann. Ich begleite dich hinaus, muss sowieso noch mal ins Büro. Hoffentlich kommt Fräulein Jacobs morgen wieder, ich habe einige Briefe zu tippen.«

Gesa biss sich auf die Unterlippe.

Sie verließen das Postscheckamtsgebäude und gingen zusammen bis zur nächsten Straßenecke, Albert schob sein Fahrrad.

»Soll ich dich morgen früh abholen, dann hätten wir wenigstens vor der Arbeit ein wenig Zeit zu zweit. Ich würde dich auch wieder auf dem Gepäckträger mitnehmen, wenn du dich traust.«

Gesa lachte. »Wer könnte zu einem derart romantischen Vorschlag Nein sagen? Ich bin um acht unten an der Haustür. Wir könnten einen kleinen Umweg über das Nizza machen.«

»Und im Restaurant am Badebecken einen Kaffee trinken? Die haben schon früh geöffnet, wegen der Schwimmer.«

»Ich freue mich darauf.«

Sie legte eine Hand auf die seine, die den Lenker hielt. Er beugte sich zu ihr und küsste sie, mitten auf der Straße. Trotz der Sorgen um Inge durchströmte Gesa jenes unvergleichliche Wohlgefühl, das sie nur in Alberts Gegenwart empfand.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Clara Zetkin, eine der ältesten politischen Kämpferinnen Europas und kommunistische Reichstagsabgeordnete, feiert ihren 70. Geburtstag.«

1927 lebte Clara Zetkin in Moskau und übte das Amt einer Vertreterin der deutschen Kommunisten bei der Dritten Internationale aus. 1920 wurde sie in den Reichstag gewählt. Davor war sie als Wegbegleiterin Rosa Luxemburgs Mitglied im Spartakusbund. Clara Zetkin starb mit fünfundsiebzig Jahren 1933 im Exil in der Sowjetunion.

Ebenso wie im Radio und in der Presse veränderte sich die Werbung überall in Frankfurt saisonal. Auch auf den Stadtbussen, Litfaßsäulen und Reklametafeln. Früher war Gesa das nie aufgefallen, aber seitdem sie selbst Reklame präsentierte, hatte sie das Gefühl, die wenig subtilen Konsumbotschaften wären allgegenwärtig.

Gerade standen natürlich Sommerartikel hoch im Kurs. Von großen Tafeln lächelten ganze Riegen an Schönheitsköniginnen herunter, die *Forma*-Badeanzüge anpriesen. Schick in Marineblau oder Schwarz mit angesetztem Röckchen und eingenähtem Büstenhalter, der zum Reichspatent angemeldet war. Sportlichkeit sollten sie vermitteln, gleichzeitig Eleganz und ein Gefühl von Freiheit, Urlaub und Sonne.

Während die Damen auf den Plakaten an Stränden Bälle in die Luft warfen und von Yachten aus in türkis kolorierte Fluten hüpfen, war die Mosler'sche Badeanstalt am Nizza das Urlaubsähnlichste, was Gesa sich leisten konnte. Und selbst das nicht täglich.

Die Pontons um die hintereinander angeordneten Mainwasserbecken trugen Liegen, auf denen die Morgenschwimmer bereits ihre Handtücher platziert hatten. Einige lediglich nachlässig hingeworfen, andere ordentlich ausgebreitet, mit parallel zueinander abgestellten Badelatschen daneben. Bestimmt trug manch sportelnde Dame einen mondänen *Forma*-Badeanzug. Wer wollte das nicht, galten sie doch derzeit als äußerst populär. Allerdings zogen so früh doch vor allem die Herren der Schöpfung ihre Bahnen, bevor es hinter die Schreibtische ging. Sämtliche Sonnenschirme waren noch geschlossen. Palmenkübel mit hohen Gewächsen schmückten den Außenbereich von Restaurant und Badecafé. Ein Kellner wischte die Tische ab, er trug ein Eimerchen mit Seifenwasser, einen Lappen und ein kariertes Tuch zum Nachwischen. Anschließend deckte er gleich ein.

Wie versprochen hatte Albert Gesa mit dem Fahrrad um acht Uhr abgeholt. Die beiden wählten einen Platz, der bereits in der Sonne lag, und bestellten. Es wäre himmlisch gewesen, einfach nur am Wasser zu sitzen und einander verliebt

anzustrahlen. Wenn Gesa sich auf den Augenblick hätte einlassen können. Doch in Gedanken war sie bei Inge. Als sie gestern von der Arbeit nach Hause gekommen war, hatte sich die Freundin in ihrem Zimmer eingeschlossen, wollte niemanden sehen, nichts zu sich nehmen und am allerwenigsten reden.

Nachts dann hatte Gesa sie in der Küche rumoren hören und war leise hinübergeschlichen.

»Inge«, hatte sie geflüstert, um die Freundin nicht zu erschrecken, »soll ich dir was zu essen machen?«

Ein Streichholz flammte auf, und Gesa erschrak, als der Lichtschein auf verquollene, rot geweinte Augen fiel. Mit zitternden Fingern zündete Inge eine Zigarette an. Und die Kerze auf dem Tisch.

»Mach kein Licht«, bat sie. »Kannst du dich zu mir setzen? Ich hab keinen Hunger.«

»Scheint so, als bringen uns die Tiefschläge im Leben immer wieder an diesen Küchentisch. Den Schnaps hole ich aber, ja?«

Inge nickte. Sie hatte sich nicht abgeschminkt, und unter ihren Augen waren Reste von Puder und Wimperntusche zu dunklen Schlieren verschmiert. Als Gesa ihr von dem Doppelkorn eingießen wollte, nahm sie ihr die Flasche aus der Hand und setzte sie an ihren Mund.

»Ich habe alles kaputt gemacht«, sagte sie dumpf.

Sie trug noch immer das Kleid vom Morgen. Der dünne Stoff des Oberteils war zerknittert.

Gesa holte tief Luft. »Stopp. Auf keinen Fall suchst du die Schuld bei dir. Alles, nur das nicht. Curt Schäfer hat dich benutzt. Du warst blauäugig und bist auf ihn reingefallen, meinetwegen. Aber nur deshalb, weil das seine Masche ist. Er ist gut in dem, was er tut. Und du hast nichts, wirklich rein gar nichts kaputt gemacht.«

»Doch, hab ich. Anstatt sich von seiner Frau zu trennen und zusammen mit mir durchzustarten, hat er mich aufs Abstellgleis geschoben, ohne auch nur ein einziges Wort darüber zu verlieren. Er hat mir einen Schallplattenvertrag versprochen, wollte Stücke für mich schreiben und sie mit mir aufnehmen. Irgendetwas muss ich falsch gemacht haben, wenn er mich so eiskalt demütigt.«

»Du brauchst ihn nicht, Inge. Glaub endlich einmal an dich selbst, daran, dass du alleine gut genug bist.«

Inge legte den Kopf in den Nacken, starrte an die Decke und blinzelte. Der Kerzenschein erhellte die weiße Haut ihres Halses. »Das Leben ist grässlich.«

»Blödsinn. Es wird wieder besser werden. Ich bin für dich da. Wir sind füreinander da, wenn es drauf ankommt.«

Inge schwieg. »Apropos füreinander da sein. Was ist mit Margot?«, fragte sie unvermittelt.

»Sie ist noch immer daheim bei ihren Eltern. Aber Fritz wird hinfahren, das hat er heute entschieden. Er macht plötzlich einen sehr entschlossenen Eindruck.«

»Wir hätten ihr mehr helfen müssen.«

Derselbe Gedanke, der auch Gesa heimsuchte.

»Scheißkerle«, stieß Inge hervor. »Alle miteinander.«

»Das stimmt nicht. Fritz wird alles tun, um Margot zurückzuholen. Er liebt sie, und

wir beide wissen, sie ihn auch. Der kriegt das hin, du wirst sehen. Und ich werde von Albert verlangen, dass er den Bienefeld rausschmeißt.«

Inge lachte bitter. »Genau. Weil der Herr Intendant das macht, was die kleine Sprecherin sich wünscht. Bienefeld, Schäfer, Bronnen – diese Erfolgsmenschen sitzen nicht deshalb auf ihren hohen Posten, weil sie auf Frauen hören. Im Gegenteil.« Erneut setzte sie die Flasche an und nahm einen großen Schluck.

»Mag sein. Dann gilt das aber auch für uns. Wir müssen genauso wenig auf die Kerle hören wie umgekehrt. Wir können auch auf uns selbst vertrauen. Komm schon, Inge, wer hätte vor ein paar Jahren gedacht, dass Frauen in richtigen Berufen arbeiten und selber ihr Geld verdienen? Denk an unsere Mütter, welche Möglichkeiten hatten die schon? Na und, dann bist eben noch keine weltbekannte Sängerin. Aber du kannst es werden. Jetzt lass dich mal von dem Schäfer nicht unterkriegen. Der ist sowieso viel zu alt für dich.«

Unvermittelt brach Inge wieder in Tränen aus. Dabei hatte Gesa gedacht, sie würde langsam zu ihr durchdringen und hätte den Panzer aus Verzweiflung und Selbstmitleid geknackt.

»Ach Gesa, du hast ja keine Ahnung.« Aufschluchzend erhob sie sich vom Tisch, griff nach der Flasche und verließ wankend die Küche. »Morgen geh ich nicht zur Arbeit. Es ist mir egal, was du deinem Albert sagst. Überhaupt ist mir alles egal.«

Inges Worte hallten noch immer durch Gesas Gedanken, als der Ober ein Kännchen Tee vor sie hinstellte und eine große Tasse Kaffee vor Albert.

»Du bist aber ganz weit weg.«

»Entschuldige bitte.« Wie viel von der Wahrheit sollte sie ihm erzählen? Dass Inge sich morgens geweigert hatte, aus dem Zimmer zu kommen? Dass sie ihr nachgerufen hatte, sie würde die Wohnung überhaupt nie wieder verlassen?

»Ich sag es dir lieber gleich als später bei der Arbeit. Inge bleibt heute zu Hause, ihr geht es immer noch schlecht.«

»Ist sie ernsthaft krank?«

»Ich denke, sie muss sich einfach noch ein wenig erholen.«

Er gab zwei Zuckerstücke in seinen Kaffee und rührte um. »Hat diese plötzliche Unpässlichkeit vielleicht etwas damit zu tun, dass Frau Schäfer zu Besuch in der Stadt weilt?« Sein eindringlicher Blick war ernst. »Ich bin nicht blöd, Gesa. Der Schäfer treibt seine Spielchen ja nicht gerade diskret. Als ersten Schritt musste ich mir unbedingt die hochtalentierteste Inge Jacobs im Palastcafé anhören, weil sie eine Ausnahmesängerin ist. Danach wurde behauptet, sie könne den Rundfunkchor ungemein bereichern und würde hinter der Schreibmaschine sowieso nur verkümmern, als künstlerische Seele. Das hat er wirklich gesagt. Schließlich hat er ihr sogar einen kleinen Soloeinsatz beim Hörspielfinale verschafft. Und plötzlich kriegt er kalte Füße, weil die Gattin sich angekündigt hat, und schnell, schnell verwandelt er sich in den liebenden Ehemann.«

Albert verzog missbilligend das Gesicht. »Weißt du, eigentlich will ich von diesen ganzen privaten Geschichten nichts mitbekommen. Ich muss einen Sender leiten. Wären lediglich Männer dort beschäftigt ...« Er brach ab, weil Gesa ihre Tasse mit lautem Klirren auf den Unterteller knallte.

»Ist das wirklich deine Meinung? Dass dein berufliches Leben einfacher wäre, wenn keine Frauen für Radio Frankfurt arbeiten würden?«

Sie war derart empört, dass sie aufsprang. Auch Albert erhob sich. Er berührte sie sanft am Arm.

»Nein, tut mir leid, so habe ich es nicht gemeint.«

»Wie dann?«

Er blickte sich um. »Wollen wir uns nicht wieder setzen?«

Gesa nahm Platz und starrte ihn abwartend an. Dabei bemühte sie sich um einen neutralen Gesichtsausdruck, was nicht einfach war, denn in ihr brodelte es. Konnte es sein, dass sie sich in Albert Bronnen getäuscht hatte? War er nicht der fortschrittliche Visionär, für den sie ihn gehalten hatte, sondern ebenso gefangen in überholten Strukturen wie alle anderen?

»Ich ärgere mich über mich selbst, das ist mein Hauptproblem. Natürlich gab es auch beim Sender in Berlin weibliches Personal, herrje, Frauen arbeiten heutzutage fast überall. Ich habe einfach den Charakter von Ewald Bienefeld und den von Curt Schäfer unterschätzt. Oder besser gesagt: überschätzt.« Er suchte nach Worten. »Jedenfalls habe ich mich nicht ausreichend mit ihnen als Menschen auseinandergesetzt, sondern nur mit ihrer Funktion als Dirigent und Chorleiter. Das passiert mir nicht noch mal. Und um unsere unterbrochene Unterhaltung vom Dach zu beenden, will ich deine Frage nach den Konsequenzen für Bienefeld beantworten. Die wird es geben. Ebenso wie für Herrn Schäfer.«

Gesa griff nach Alberts Hand und drückte sie sanft.

Sie schämte sich ein wenig, weil sie derart aus der Haut gefahren war. Dabei gab es keinen Grund, an seinem Charakter zu zweifeln. Im Gegenteil. Er war ein Mann, der zu seinem Wort stand, einer, der viel verlangte, aber auch bereit war, viel zu geben.

Den Rest des Tages verbrachten Gesa und Albert getrennt, er im Büro in der Elbestraße, sie in den Senderräumen des Postscheckamts. Doch er hatte darauf bestanden, sich nach der Arbeit wieder an der Ecke zu treffen. Er wollte Gesa zum Essen ausführen, in ein kleines Lokal in der Altstadt.

»Ich will eben noch nach Inge sehen«, sagte sie zu ihm, als sie die Zeil überquerten und in die Liebfrauenstraße bogen. »Und in etwas anderes schlüpfen.« Sie trug zwar eine hübsche Sommerbluse mit Matrosenkragen, aber die war wenig abendtauglich. Das dunkelgrüne Kleid, bei dem sie den Rock geändert hatte, würde sich in einem Restaurant viel besser machen. Sie wollte Albert gefallen.

»Muss ich dann wieder unten warten, oder habe ich dein Vertrauen schon so weit gewonnen, dass du mich mal mit nach oben nimmst?« Er grinste anzüglich.

»Damit du mir beim Umziehen zusehen kannst?« In Gesas Stimme lag ein neckender Ton.

»Das mache ich gern.« Er ging um sein Fahrrad herum, damit er direkt neben Gesa laufen konnte, legte ihr einen Arm um die Schultern und zog sie nah an seine Seite. So gingen sie weiter, vorbei an der gotischen Liebfrauenkirche und über den Liebfrauenberg, einen gepflasterten Platz mit einem obeliskentartigen Brunnen in der Mitte. Ringsum standen prächtige Häuser, deren Fassaden den Stil verschiedener

Jahrhunderte widerspiegelten. Für die Schönheit ihrer Umgebung hatten die beiden keinen Sinn, zu sehr waren sie ineinander vertieft.

Albert lehnte das Rad an den wulstigen Rand des steinernen Brunnenbeckens und verschränkte seine Hände mit Gesas. Am späten Nachmittag war viel los auf dem Platz. Die Händler der aufgebauten Marktstände versuchten die Reste ihrer Tagesware noch rasch loszuwerden: Obst, Gemüse, Blumen. Und Arbeiter und Angestellte machten auf dem Nachhauseweg auf diese Weise ein Schnäppchen.

»Früher sind die Leute im Winter mit Pferdeschlitten um den Brunnen gefahren, einfach nur zum Spaß«, flüsterte Albert in Gesas Ohr.

Ein wohliger Schauer lief über ihren Rücken, als seine Lippen ihren Hals streiften.

»Ach ja? Woher weißt du das?«

»Hab ich auf einem alten Gemälde gesehen. Du riechst gut.«

»Danke.«

»Besonders hier.« Behutsam schob er den Kragen von Gesas Bluse über dem Schlüsselbein ein wenig zur Seite und hauchte einen Kuss auf ihre Haut.

»Ich glaube, wir gehen jetzt besser weiter«, murmelte sie. Albert brachte sie vollkommen aus dem Konzept.

Es waren nur noch wenige Schritte bis nach Hause, heraus aus der Abendsonne und hinein in den Schatten der engen Ziegelgasse.

Gerade als Gesa ihre Hand auf die Klinke am Eingang legte, wurde die Tür von innen aufgerissen, und Rolf stürmte heraus. Dabei hätte er sie fast umgestoßen.

»Gesa!«, rief er. »Gut, dass du da bist. Schnell, lauf hoch!«

»Was ist passiert, Rolf? Wohin gehst du?«

Er atmete heftig. »Rüber zum Nachbarn, der hat ein Telefon. Ich muss einen Krankenwagen rufen.«

Sie packte ihn am Arm. »Was ist los?«

»Geh zu Inge.« Er riss sich los. »Tut mir leid, ich muss mich beeilen.« Damit rannte er über die Straße und verschwand im Haus schräg gegenüber.

Gesa starrte Albert mit weit aufgerissenen Augen an. »Komm mit, bitte«, hauchte sie.

Gemeinsam rannten sie die Stufen hinauf. Rolf hatte die Wohnungstür zugezogen, Gesas Finger zitterten so sehr, dass sie den Schlüssel nicht ins Schloss brachte. Albert half.

Sie fanden Inge im Bett in ihrem Zimmer, blass und bewusstlos. Neben ihr auf dem Nachtkästchen lag eine Pillendose mit Resten weißen Pulvers darin. Albert nahm ein wenig davon mit dem Finger auf und leckte daran. Währenddessen fühlte Gesa nach Inges Puls und versuchte sie aufzuwecken.

»Ihr Herz rast«, stieß sie hervor.

Albert zeigte auf die leere Dose. »Kokain.«

»Dieses dumme, dumme Ding! Wie viel davon hat sie denn genommen?« Gesa kämpfte die aufsteigenden Tränen zurück. Dafür war jetzt keine Zeit, sie musste stark sein.

»Keine Ahnung, wie viel in der Dose war. Ich hoffe, der junge Mann konnte einen Krankenwagen verständigen, es eilt. War das Fräulein Jacobs' Bruder?«

Gesa nickte stumm und ließ die Freundin nicht aus den Augen.

»Gibt es nichts, was wir tun können?« Vorsichtig zog sie eines von Inges Augenlidern hoch und erschrak ob der riesig erweiterten Pupille. Inge reagierte nicht.

Albert ging zum Fenster und sah hinaus. »Leider nein. Ich hoffe, der Krankenwagen passt durch die enge Gasse.«

In der Ferne ertönte das blecherne Schellen der Ambulanzglocke. »Ich laufe hinunter, bleib du hier.« Albert verschwand, Gesa hörte seine hastenden Schritte auf der Treppe. Kurz darauf kehrte er mit Rolf und zwei Sanitätern zurück, gefolgt von einem korpulenten Herrn mit Arzttasche, der schwer atmete.

»Kokain«, sagte Albert knapp und deutete auf den leeren Behälter auf dem Nachttisch.

Auch der Notarzt kontrollierte Inges Puls sowie den Blutdruck und die Pupillen.

»Mädsche, Mädsche«, murmelte er dann, »was hastn fürne Dummerei gemacht?« Und zu den Sanitätern: »Bringt se runter, aber marsch, 's eilt.«

Hastig wurde eine Trage ausgebreitet und Inge daraufgelegt, der Arzt klappte seine Tasche wieder zu, und vorsichtig trugen sie die Bewusstlose die zahlreichen Stufen durchs Treppenhaus nach unten.

Der graue Fiat Modell 502 füllte in der Tat beinahe die gesamte Breite der Ziegelgasse aus. Seine lang gestreckte Ladefläche war mit einem hohen Aufbau versehen, dessen Scheiben über zugezogene Vorhänge verfügten, damit von draußen niemand ins Innere sehen konnte. Einige Schaulustige hatten sich eingefunden, und auch in den umliegenden Fenstern standen Leute und sahen neugierig heraus.

»Zur Seite!«, rief Rolf. »Steht nicht im Weg, ihr seht doch, dass das ein Notfall ist!« Rigoros schob er die Gaffer weg und dirigierte die Männer mit der Trage zur Rückseite des Wagens.

»In welches Krankenhaus bringen Sie sie?«, fragte Gesa den Arzt, der dabei war, zu Inge ins Fahrzeug zu klettern.

»Bockenheim. Ins Sankt Elisabethen.«

»Sie werden ihr helfen, nicht wahr? Sie retten? Ihr Name ist Inge.«

Alles ging ganz schnell. Rolf stieg vorne ein, er ließ sich nicht davon abbringen, seine Schwester zu begleiten. Einer der Sanitäter startete den Fiat, und die ersten Meter mussten sie trotz Gebimmel im Schneckentempo fahren, weil die Leute nur zögerlich den Weg frei machten.

Dann bogen sie um die Ecke in die Schnurgasse, von der aus die breiteren Straßen leichter zu erreichen waren, und verschwanden. Gleich darauf trollten sich die Schaulustigen, und es wurde wieder ruhig. Gesa fröstelte. Erst langsam realisierte sie, was geschehen war. Inge hatte eine Überdosis Rauschgift zu sich genommen, ihr Leben hing am seidenen Faden. Hatte sie Selbstmord begehen wollen? War es eine Unachtsamkeit gewesen? Wie hatte es überhaupt dazu kommen können? Noch vor wenigen Monaten war der Doppelkorn auf dem Küchenschrank das Stärkste gewesen, was die Freundin anrührte. Wie kam sie an Kokain? Eigentlich gab es nur eine Möglichkeit.

»Das hat ihr der Schäfer gegeben, mit Sicherheit.« Gesa verschränkte die Arme vor der Brust und starrte noch immer in die Richtung, in die der Krankenwagen

verschwunden war. Sie sprach mehr zu sich selbst als zu Albert. »Inge hat nicht mal das Geld, um sich so was leisten zu können, und wäre allein sicher nie auf die Idee gekommen, dieses Pulver zu nehmen.«

Albert schloss sie in die Arme. »Alles wird gut. Du wirst sehen. Im Sankt Elisabethen ist sie in den besten Händen, die pöppeln sie im Nullkommanichts wieder auf.«

Wie gerne hätte sie seinen tröstenden Worten Glauben geschenkt. Aber Inges Haut war so unnatürlich weiß gewesen, wie die einer Wachsfigur. Und ihre Finger eiskalt. Gesa hatte Angst. Sie lehnte sich gegen Albert, brauchte ihn und seine Nähe in diesem Augenblick mehr denn je.

Von hinten tippte ihr jemand auf die Schulter.

»Was wollen Sie?«, fragte Albert, er klang unwirsch.

Nur widerstrebend trat Gesa aus seiner Umarmung und drehte sich um. Die Sorge, die schwer auf ihr lastete, war nichts im Vergleich zu der Panik, die sie augenblicklich überfiel.

Ein Mann stand vor ihnen. »Lassen Sie die Dame los.«

Fassungslos starrte Albert ihn an. »Was soll das? Wie kommen Sie dazu, mir Anweisungen zu erteilen?«

»Weil Fräulein Westhof meine Verlobte ist.«

Albert zuckte zusammen, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. Seine Augen verengten sich zu Schlitzen, und er rang sichtlich um Fassung, während er sein Gegenüber einer genauen Musterung unterzog.

»Gesa. Kennst du diesen Herrn?«, fragte er schließlich mit einer Stimme, die ruhig klang, aber nicht darüber hinwegtäuschen konnte, wie verwirrt er sein musste.

Sie war unfähig zu antworten, ihre Kehle wie zugeschnürt. Lediglich nicken konnte sie. An Alberts Mienenspiel erkannte sie, wie schwer ihn das traf.

»Mein Name ist Werner Krewis«, sagte der Mann. »Ich stamme aus Gesas Heimatort, und wir sind seit zwei Jahren verlobt.«

»Stimmt das? Gesa? Ich bitte dich, sag mir, dass dem nicht so ist.« Albert sprach zu ihr, seine Augen flehten sie an.

Sie hörte ihr Blut in den Ohren rauschen, konnte keinen klaren Gedanken fassen. Inges Leben stand auf dem Spiel, die Freundin schwebte in höchster Gefahr. Es war beinahe unmöglich, an etwas anderes zu denken. Und dennoch packte Gesa eine neue, zusätzliche und nicht weniger schreckliche Angst. Wie ein Strudel, in dem sie zu ertrinken drohte. Mit zusammengepressten Lippen sah sie hinüber zu Werner. Das braune Haar, die breiten Schultern, das kleine Muttermal auf seiner Wange, alles vertraut und gleichzeitig wie aus einem anderen Leben.

»Sie sehen doch, dass sie mich kennt. Oder hören Sie irgendeinen Protest? Ich nicht. Und jetzt trollen Sie sich, ich habe mit meiner Verlobten einiges zu besprechen. Ihre Tante und ich haben uns große Sorgen um sie gemacht, weil sie sang- und klanglos abgehauen ist.«

In Alberts Gesicht trat eine Veränderung ein, die Gesa körperlich schmerzte. Sie spürte seinen Schock, seine Verwirrung und seine aufsteigende Wut. Er trat einen Schritt von ihr zurück, dann noch einen, ballte die Hände zu Fäusten, drehte sich um und ging. Einfach so, ohne ein weiteres Wort. Alles stürzte über Gesa zusammen. Die

schöne kleine Welt, die sie sich in Frankfurt geschaffen hatte, zerfiel vor ihren Augen. Zurück blieb nichts als Leere. Margot, Inge, sie selbst hatten alles verloren, wovon sie geträumt hatten. Dennoch war sie unfähig zu reagieren.

Heiße Tränen liefen über Gesas Wangen. Sie starrte Albert hinterher, stumm, weil sie sonst hätte laut schreien müssen.

Als er außer Sichtweite war, sank sie in sich zusammen, bis sie auf der Eingangsstufe vor ihrem Haus kauerte. Sie schlang die Arme um ihre Knie, um nicht zu zittern. Ungerührt blieb Werner stehen und sah auf sie herunter.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte sie tonlos.

Er lachte kalt. »Wenn du dich vor mir verstecken willst, solltest du nicht versuchen, ein bekannter Rundfunk-Stern zu werden. Fotos in Zeitungen und Zeitschriften, deine Stimme im Radio, alles leicht zu entdecken. Tante Cläre hat's mir gesteckt. Deine Adresse herauszubekommen war ein Kinderspiel.«

Vollkommen beiläufig klang er, als würde er über das Wetter sprechen.

»Lass uns hineingehen. Sicher willst du noch packen, bevor wir nach Hause fahren.«

Aufzustehen fiel ihr unendlich schwer, aber Gesa erhob sich. »Ich komme nicht mit dir.«

»Natürlich tust du das. Glaubst du, ich bin aus Spaß den weiten Weg gefahren? Gerade noch rechtzeitig, wie mir scheint. Was war das für ein Kerl?«

Gesa schwieg. Unvermittelt packte Werner sie an den Oberarmen und schüttelte sie, dabei drückte er fest zu, bis es schmerzte.

»Antworte mir. Was glaubst du, wer du bist? Einfach abhauen und sich mit anderen Kerlen vergnügen. Wie eine Hure. Aber das werde ich dir austreiben!« Er holte aus und verpasste ihr eine Ohrfeige.

Mit einem Ruck wurde er von ihr weggerissen. Albert war zurückgekommen. Er versetzte Werner einen Kinnhaken, der ihn taumeln ließ. Am Ende der Gasse tauchte ein Schutzmann auf, und ein schriller Pfiff ertönte.

»Was ist hier los?«, rief er.

Werner Krewis hob beschwichtigend die Hände. »Nichts. Alles in Ordnung, Herr Wachtmeister.«

Der Polizist sah von Werner zu Gesa und Albert, und als auch der nickte, tippte er sich kurz an seine Kappe und setzte seinen Weg fort.

»Sie verschwinden jetzt. Sonst rufe ich ihn zurück.« Alberts Stimme klang wie ein dunkles Grollen.

Mit einem unwirschen Grunzen tastete Werner sein Kinn ab. Dann strich er sich das Haar aus der Stirn und warf Albert einen hasserfüllten Blick zu.

»Wir sind noch nicht fertig.« Drohend reckte er eine Faust in Richtung Gesa. »Ich weiß ja jetzt, wo du zu finden bist, und irgendwann erwische ich dich ohne deinen Beschützer.« Damit bückte er sich und hob seinen Hut auf, der während des Gerangels zu Boden gefallen war. Er klopfte den Straßenstaub ab und setzte ihn auf.

Breit stand er da, einen halben Kopf größer als Albert und viel muskulöser. In seinem attraktiven Gesicht, das Gesa anfangs über seinen Charakter hinweggetäuscht hatte, las sie Hass und Verachtung. Werner war ein wütender Mann, immer sauer auf irgendwen oder irgendwas. Er fühlte sich stets benachteiligt und ging davon aus, dass

andere ihm übelwollten. Langsam entfernte er sich, drehte sich dabei mehrmals zu Gesa um. Es war nicht vorbei. Das war es nie für Werner.

Sie sah Albert an. »Danke. Wenn du nicht gewesen wärest ...«

»Dann hätte dir der Schutzmann geholfen.« Er klang kühl, deutete auf die Tür. »Am besten, du gehst hinein. Für heute dürfte die Sache erledigt sein, der kommt sicher nicht zurück.«

»Albert, lass mich dir erklären ...«

»Ich denke nicht, dass wir etwas zu besprechen haben. Wenn du es bis jetzt nicht für nötig gefunden hast, deinen Verlobten zu erwähnen, interessiert mich das nun auch nicht mehr.« Er tippte sich an den Hut und verließ Gesa ein zweites Mal.

Weil die Angst sie noch immer fest im Griff hatte, lief sie ihm nicht nach, sondern rannte hinauf in die Wohnung und verriegelte die Tür.

Stille empfing sie. Gesa war allein.



INGE

Radionachrichten 1927:

»Spaniens größte Tänzerin gibt sich die Ehre. *La Argentina*, die überall auf der Welt beispiellose Triumphe feiert, tanzt am Mittwoch, dem zwanzigsten Juli, im Frankfurter Opernhaus.«

Antonia Rosa Mercé y Luque wurde als Tochter spanischer Eltern in Buenos Aires geboren und zog bereits als Zweijährige wieder zurück nach Madrid. Für ihren Künstlernamen ließ sie sich von ihrem Geburtsland inspirieren. Sie war eine durch zahlreiche Tournées international bekannte und gefeierte Flamencotänzerin und Choreografin. La Argentina starb 1936 mit nur siebenundvierzig Jahren an einem Herzinfarkt.

Wie durch Watte drangen Stimmen an Inges Ohr. Sie konnte nicht verstehen, was sie sagten. Erst als sie sich darauf konzentrierte, fügte sich der Buchstabenstrom zu klaren Worten.

Ein unbekannter Mann sprach. Und es war Rolf, der antwortete.

Dann hörte sie Gesa. »Sie wacht auf. Dem Himmel sei Dank!«

Vorsichtig blinzelte sie gegen die stechende Helligkeit an. Die Zimmerdecke über ihr war blendend weiß. Inge lag in einem Bett, das nicht ihr eigenes war. Das Laken unter ihren Handflächen fühlte sich fremd und rau an. In der Luft lag ein Geruch von Desinfektionsmitteln, Salmiakgeist und Kernseife.

Vorsichtig hob sie den Kopf, allerdings nur ein paar Zentimeter. Sofort stiegen Schwindel und Übelkeit in ihr auf.

Drei Gesichter beugten sich über sie, Gesa, Rolf und offensichtlich ein Arzt im weißen Kittel.

»Können Sie mich verstehen?«, fragte der Arzt. Inge nickte schwach.

»Sie sind im Krankenhaus Sankt Elisabethen«, informierte er sie. »Wir konnten Sie stabilisieren, aber Sie werden noch ein, zwei Tage zur Beobachtung hierbleiben müssen. Das ist bei einer Überdosis immer so.«

Das Wort Überdosis erschreckte sie. Wovon sprach der Mann? Schlagartig fiel es ihr wieder ein. Und alles andere auch.

Inge schloss die Augen. Sie sollten weggehen und sie alleine lassen.

»Herr Jacobs, wären Sie so freundlich, mit mir nach draußen zu kommen? Ich müsste mit Ihnen noch einige Formalitäten klären.«

»Natürlich, Herr Doktor.« Rolf drückte kurz Inges Hand. »Ich bin so froh, dass du aufgewacht bist, große Schwester. Du hast mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Mach so was nie wieder.«

Die beiden entfernten sich. Vorsichtig öffnete Inge wieder die Augen. »Gesa. Du bist

noch da.« Ihre Stimme war kratzig und klang fremd. Aber vielleicht bildete sie sich das auch nur ein. Erst jetzt bemerkte sie, dass ihr Bett lediglich durch zwei Vorhänge von ihren Nachbarn rechts und links getrennt war.

»Ich will nach Hause.«

Die Freundin saß auf einem schmalen Stuhl, mit Augenringen und besorgtem Gesicht.

»Bald.« Gesa beugte sich vor, um leiser sprechen zu können. »Mensch, Inge, wir hatten solche Angst, dich zu verlieren. Rolf saß die ganze Nacht bei dir und hat kein Auge zugetan. Sag mir bitte, dass du nicht absichtlich zu viel von diesem schrecklichen Zeug geschnupft hast.«

»Natürlich nicht. Mir ging es schlecht, ich wollte mich betäuben, und das Pulver hat geholfen, es fühlte sich gut an. Da habe ich es wohl etwas übertrieben.«

»Das war der einzige Grund?«

Inge nickte. Sie merkte selber, dass sie nicht überzeugend klang. Die Wahrheit war, sie konnte nicht mit Sicherheit sagen, was sie damit bezweckt hatte, das ganze Kokain zu nehmen. Schmerzbetäubung, freilich. Andererseits – wäre es wirklich schlimm gewesen, nicht mehr aufzuwachen? Dann hätte die Misere ein Ende gehabt.

Der Arzt kam zurück. Ohne Rolf. »Ihr Bruder musste dringend zur Arbeit«, erklärte er, »aber er bat mich, Ihnen auszurichten, was er für Sie veranlasst hat.«

Das klang nicht gut.

»Im Anschluss an Ihren Krankenhausaufenthalt werden Sie vorübergehend in ein Sanatorium überstellt, in dem Ihre Suchtkrankheit auskuriert werden kann.«

»Wie bitte?« Die Kopfschmerzen ignorierend, richtete sich Inge kerzengerade auf. Gesa stopfte schnell zwei Kissen in ihren Rücken, damit sie sich wieder anlehnen konnte, aber daran dachte sie im Moment nicht.

»Ich gehe auf keinen Fall in eine Anstalt, das hat mein Bruder nicht zu bestimmen! Und Sie auch nicht!«

Freundlich und klar sagte der Arzt: »Doch, doch. Es ist alles arrangiert.« Leiser fuhr er fort: »Sie sollten diese Gelegenheit wahrnehmen, Fräulein Jacobs, es wie eine Kur betrachten, die Ihnen eine zweite Chance schenkt. Ziehen Sie den größtmöglichen Nutzen daraus. Sie müssen nicht nur körperlich genesen, sondern auch einen Verlust verkraften. Ich muss Ihnen nämlich mitteilen, dass es uns zwar gelungen ist, Ihr Leben zu retten, aber bedauerlicherweise nicht das Ihres ungeborenen Kindes.«

Inge hörte, wie Gesa nach Luft schnappte. Der Arzt ließ die Freundinnen allein, und keine von beiden sprach ein Wort. Ein innerer Aufruhr tobte in Inge, ein Kampf zwischen Erleichterung und Trauer. Den sie nicht ausfechten wollte. Sie sehnte sich nach Dunkelheit, Stille und Alleinsein.

»Warum hast du mir nicht erzählt, dass du schwanger warst?«, flüsterte Gesa.

»Was denkst du?«

»Weil es ungewollt war? Von Curt?«

Inge nickte.

»Wusste er Bescheid?«

»Nein. Ich wollte es ihm an dem Tag sagen, als seine Frau aufgetaucht ist. Ich hatte es gerade erst erfahren.«

»Und woher kam das Kokain? Auch von ihm?«

»Das nehmen doch alle Künstler, keine große Sache«, antwortete Inge ausweichend.

»Sag mal, merkst du eigentlich nicht, was du für einen Schwachsinn redest?« Gesa flüsterte, was ihren Worten aber nicht die Schärfe nahm. »Sieh den Tatsachen ins Auge, Inge, und mach dir nicht dauernd selber was vor. Du hast großen Mist gebaut!«

»Soll mich das in meinem Zustand trösten?«, zischte sie zurück. »Als Freundin hätte ich mehr Mitgefühl von dir erwartet.«

Gesa griff nach Inges Hand und drückte sie. »Gerade als Freundin schulde ich dir Ehrlichkeit. Du bist wie eine Schwester für mich, und ich hatte irrsinnige Angst um dich, als du bleich wie der Tod und ebenso regungslos dalagst und ich nicht wusste, ob du es schaffst. Ich will dir zur Seite stehen. Und Rolf und Margot auch. Aber wenn das nicht reicht, wenn du trotzdem in ein Loch fällst, aus dem du selber nicht mehr rauskommst, dann lass dir verflüxt noch mal helfen! Du gehst auf jeden Fall in dieses Sanatorium, und wenn es nur für ein, zwei Wochen ist. Und nimmst jegliche Unterstützung in Anspruch, die dir angeboten wird, hast du mich verstanden?«

Inge erwiderte den Druck von Gesas Hand. Ihr stiegen Tränen in die Augen, flossen über Wangen und Lippen, warme kleine Rinnsale, die salzig schmeckten und bitter.

»In Ordnung.« Sie sank in die Kissen und atmete tief ein und aus.

»Es wird alles wieder gut«, raunte Gesa. »Versprochen.«

»Ist Margot schon zurück? Und du – müsstest du nicht im Sender sein?«

»Um uns mach dir mal keine Sorgen, du kümmerst dich jetzt ausschließlich um dich.« Gesa sah auf die Uhr. »Ich gehe jetzt zur Arbeit, und später schau ich wieder nach dir.« Sie hauchte einen Kuss auf Inges Stirn und lächelte sie an, dann ging sie.

Irgendetwas war anders an Gesa, sie strahlte eine tiefe Melancholie aus, und Inge war sicher, das lag nicht allein an ihrer eigenen Situation. Lange konnte sie nicht darüber nachdenken, weil ihr die Augen zufielen. Als sie wieder aufwachte, hatte sich das Licht im Krankenzimmer verändert. Es war sanfter geworden, nicht mehr so grell, und eine Krankenschwester brachte ihr klare Suppe.

Appetit hatte Inge zwar keinen, aber sie löffelte den Teller brav aus. Der schmerzhafteste Nebel in ihrem Kopf verzog sich langsam. Dafür kehrten die Gedanken zurück und trieben Spielchen mit ihr. Warum war sie so traurig darüber, nicht mehr schwanger zu sein? Als sie davon erfahren hatte, war sie verzweifelt gewesen, hatte es für sich behalten und verdrängt, als ob sich das Problem dadurch in Luft auflösen würde. Sie hatte sogar in Erwägung gezogen, eine Engelmacherin aufzusuchen. Das war nun nicht mehr notwendig. Weshalb war sie jetzt von einer Trauer erfüllt, die beinahe körperlich wehtat?

Diese Gedanken waren anstrengend, und so glitt Inge bald wieder hinüber in einen tiefen Schlaf, und auch den kommenden Vormittag verbrachte sie größtenteils schlummernd. Rolf besuchte sie, dann wieder Gesa, und schließlich wurde sie, wie angedroht, verlegt.

»Ins Irrenschloss? Ich bin doch nicht geisteskrank«, protestierte Inge. Rolf begleitete sie im Krankentransport.

»Du weißt genau, dass die Anstalt nur im Volksmund so genannt wird. Der Arzt hat

mir erklärt, dass es dort ganz unterschiedliche Stationen gibt. Die Geisteskranken wirst du überhaupt nicht zu Gesicht bekommen, weil du in der Abteilung für Suchtkrankheiten untergebracht bist.«

»Na, das ist ja beruhigend.«

Aus dem Autofenster sah Inge das lang gestreckte und in zahlreiche Trakte unterteilte Gebäude der Städtischen Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenkrankte auftauchen, das mit seinem neugotischen Stil tatsächlich wie ein Schloss aussah. Was ihm die Bezeichnung Irrenschloss eingebracht hatte. Vor über sechzig Jahren war es hier im Westend auf dem Affensteiner Feld errichtet worden. Es umfasste nicht nur das Sanatorium, sondern auch Obst- und Gemüsegärten. Von außen wirkte es romantisch, aber Inge konnte sich lebhaft vorstellen, wie schrecklich es drinnen zugehen musste.

»Der Arzt meinte, die gesamte Anlage wird nächstes Jahr abgerissen. Für was Moderneres. Schade eigentlich, weil die Bausubstanz noch nicht alt ist, und irgendwie hat es ja was«, sagte Rolf.

»Ach ja? Hätten die sich nicht ein wenig beeilen können? Dann müsste ich da jetzt nicht rein.«

»Das ergibt keinen Sinn, Inge.«

»Ist mir egal.«

In der Anstalt roch es anders als im Krankenhaus. Noch unangenehmer. Dafür waren die Flure breit und lichtdurchflutet, Inge hatte ein Einzelzimmer, und sie wurde tatsächlich nicht wie befürchtet weggesperrt, mit eiskaltem Wasser übergossen oder mit Stromstößen drangsaliert.

»Wir unterhalten uns nur«, sagte der Arzt, ein Herr Doktor Münster, bei ihrer ersten Sitzung. Sie waren in seinem Büro, und Inge musste sich nicht mal auf eine Couch legen. Gemeinsam saßen sie an einem runden Tischchen im Erker, von dem aus man einen wundervollen Blick über den Garten hatte.

Doktor Münster war ein zierlicher Mann von undefinierbarem Alter. Einer, der in der Menge nicht auffallen würde und dessen Gesicht nicht in Erinnerung blieb. Er mochte Anfang vierzig sein oder auch schon Ende fünfzig. Bei seinem schütterten Haar, der runden Hornbrille und der hellen, von Trockenheitsfältchen durchzogenen Haut war das schwer zu sagen. Allerdings schien er es sowieso nicht auf ein jugendliches Aussehen oder überhaupt auf optische Gefälligkeiten anzulegen: Er lebte für seinen Beruf. Im Bücherregal hinter dem Schreibtisch reihte sich Fachbuch an Fachbuch, und er war sowohl morgens früh als auch spät am Abend in der Klinik. Einer, der voll in seiner Mission aufging. Inge respektierte das, sie fand, er war in Ordnung.

Der Arzt wollte allerhand wissen, und Inge beschloss, ihm bestmöglich Auskunft zu geben, damit sie die Anstalt schnell wieder verlassen durfte.

Nachdem sie drei Tage lang geredet und Einsicht gezeigt hatte, viel spazieren gegangen war und all ihre Mahlzeiten brav aufgegessen hatte, wurde sie ungeduldig. Sie trat auf der Stelle, von Entlassung war keine Rede. Was sollte sie bitte schön noch machen? Mehr Kooperativität ging nicht.

Da erhielt sie überraschenden Besuch. Theodor Conrad schlenderte nonchalant in ihr Krankenzimmer, als wäre es Herrn Bronnens Vorzimmer und eine

Selbstverständlichkeit, dass sie beide hier waren. Inge hatte vergessen, welcher Wochentag war. Draußen prasselte ein Sommerregen schwer und senkrecht auf die trockene Erde.

»Ach, das ist ja nett. Schlicht natürlich, aber ich hatte es mir ehrlich gesagt schlimmer vorgestellt. Man hört ja allerhand von Irrenhäusern.«

Inge saß auf dem Bett und las in einem Buch. Sie hatte mit der Krankenschwester gerechnet, als es geklopft hatte, und war vollkommen perplex, den bekannten Schauspieler zu sehen. Sie ließ ihre Lektüre sinken.

»Was machen Sie denn hier?«, entfuhr es ihr.

»Ich dachte mir, ich schau mal nach Ihnen. Fräulein Westhof hat von Ihrem Missgeschick mit dem Kokain erzählt.« Beschwichtigend hob er die Hand. »Keine Sorge, sie tratscht es nicht herum. Im Sender wissen nur Herr Bronnen und ich Bescheid. Und ich auch nur deswegen, weil Fräulein Westhof und ich in den letzten Tagen viel zusammen gearbeitet haben und mir aufgefallen ist, wie zerbrechlich sie war. Ich musste einfach nachfragen.«

»Trotzdem hätte sie es für sich behalten können.«

Inge schwang die Beine aus dem Bett und setzte sich auf den Rand. Theodor Conrad ließ sich neben ihr nieder, in Ermangelung von Tisch und Stuhl und ohne Aufforderung. In seinem schicken Anzug wirkte er vollkommen deplatziert.

»Ich glaube, Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie sehr Ihre Freundin in Sorge um Sie war.«

Er hielt einen Blumenstrauß aus Rittersporn, Rosen und Levkojen in der Hand. »Haben Sie eine Vase?«

Inge schüttelte den Kopf. »Nein, aber vielen Dank, die Blumen sind sehr schön.«

In einer Zimmerecke befand sich ein Waschbecken, darüber ein Spiegel und eine kleine Ablage. Theodor Conrad ging hinüber und ließ Wasser ins Becken laufen, dann stellte er die Blumen hinein. Er wirkte entspannt, als ob es etwas vollkommen Normales für ihn wäre, jemanden, den er kaum kannte, in einer Anstalt zu besuchen. Statt wieder neben Inge Platz zu nehmen, trat er hinaus auf den Flur, sie hörte ihn rumoren und sprechen, und kurz darauf kehrte er mit einem Stuhl zurück, den er zu Inge ans Bett schob. Dann schlüpfte er aus seinem Jackett, hingte es ordentlich über die Lehne und setzte sich.

»Zigarette?« Er hielt ihr ein aufgeklapptes Etui hin.

»Hier drin darf man nicht rauchen.«

Nonchalant zuckte er die Schultern. Weil er sich selber eine Zigarette ansteckte, nahm Inge ebenfalls eine und ließ sich Feuer geben.

Es fühlte sich sensationell verboten an, den aromatischen ägyptischen Tabak tief einzuatmen. Wie ein Stück Freiheit. Oder zumindest wie eine Mini-Revolution.

Nachdem sie ein paar Züge schweigend genossen hatten, Theodor Conrad mit lässig übereinandergeschlagenen Beinen, Inge beobachtend, sagte er: »Sie sind praktischerweise kaum aus dem Backfischalter raus, Fräulein Jacobs. Der Jugend verzeiht die Gesellschaft manche Dummheit. Aber das kann sich schnell ändern. Vor allem, wenn man nicht im Wohlstand lebt, sondern für sich selber sorgen muss und von anderen abhängig ist – zum Beispiel von Arbeitgebern und dergleichen. Dann hat

man wenig Spielraum für Kapriolen.«

In Ermangelung eines Aschenbechers waren sie gezwungen, den Zahnputzbecher zu benutzen, was beide nicht störte.

»Na ja, ich bin vierundzwanzig, da kann man kaum mehr von Jungmädchenalter sprechen. Falls Sie gekommen sind, um mir moralische Vorhaltungen zu machen ...«

Theodor Conrad lachte auf. »Mein liebes Kind! Sie kennen mich überhaupt nicht, oder? Wenn irgendjemand eine glatte Fehlbesetzung ist, was Moral und Vorhaltungen betrifft, dann ich. Glauben Sie mir.«

»Mein liebes Kind? Spielen Sie den gütigen Onkel? Wie alt sind Sie denn? Bestimmt nicht betagt genug dafür.«

»Siebenunddreißig. Alt vielleicht nicht, aber erfahren.«

»Ich bin beeindruckt.«

Inge warf den Zigarettenstummel in den Zahnputzbecher und hielt ihn ihrem Besucher hin. Dann ging sie zum Fenster, öffnete es weit und schüttete alles hinaus. Die feuchtigkeitsschwere Regenluft drängte herein und trug die verräterischen Rauchschwaden mit sich fort. Sie roch nach nassem Gras und warmen Steinen.

Inge wartete auf seinen Protest, aber ihr Besucher sah ihr kommentarlos dabei zu, wie sie den Becher ausspülte und sich wieder setzte.

»Das Zweite, was ich Ihnen sagen wollte«, fuhr er stattdessen ungerührt fort, »ist Folgendes: Man mag über Unmengen an Talent verfügen. Aber wenn man als Frau aufs Kokettieren setzt, meint, mit Flirts etwas zu erreichen, dann wird man ganz schnell darauf reduziert und nicht ernst genommen.«

»Sind Sie gekommen, um mich zu beleidigen?«

Es war Inge schleierhaft, was der Schauspieler bezweckte. Hatte er nichts Besseres zu tun, als sie zu drangsalieren?

»Gibt es keine Fotos, die Sie signieren müssen? Oder Text, der auswendig gelernt werden will? Um mich runterzumachen, brauche ich niemanden, das kriege ich gut allein hin.«

»Ich weiß. Aber Sie können hier gerade sowieso nicht weg. Und ich habe Ihren Arzt gefragt, heute steht für Sie nichts mehr auf dem Plan. Also vertreibe ich Ihnen die Zeit ein wenig mit einer Geschichte.«

Sie seufzte. »Ich nehme an, dagegen kann ich wenig machen?«

Er grinste. Herr Conrad trug stets einen maßgeschneiderten Anzug, Inge hatte ihn noch nie in legerer Kleidung gesehen. Immer gediegen und sehr erwachsen. Aber wenn er so wie gerade lächelte, konnte sie sich exakt vorstellen, wie er als kleiner Junge ausgesehen haben musste. Der Schauspieler war nicht der Typ Verführer oder Draufgänger. In seinen Filmen verkörperte er meist den eleganten Gentleman. Dieses Image hatte er auch privat kultiviert. Langsam keimte in Inge der Verdacht, dass er ihnen allen etwas vormachte und ganz anders war, als er die Welt glauben ließ.

»Also, hören Sie zu. Es war einmal ein kleiner Bub, der hatte fünf jüngere Geschwister. Sein Vater war Uhrmacher, das Geld immer knapp, und der Junge hatte hochfliegende Pläne.«

»Die seine Eltern nicht gut fanden?«

»Richtig. Er wollte Schauspieler werden. Deswegen brach er die Schule ab und

später seine Lehre und verschwand nach Berlin, sobald er siebzehn war, weil er dachte, dort würde man auf Burschen wie ihn warten. Er stellte schnell fest, dass das Leben teuer war und dass er entweder den ganzen Tag für wenig Lohn schuften musste, um durchzukommen – dann hätte er allerdings seinen Traum begraben müssen –, oder dass er sich mit kleinen krummen Dingen über Wasser halten konnte, bis er es geschafft hatte.«

Inge horchte auf. Sie kannte Theodor Conrads Vita. Jeder, der Klatschzeitschriften las, wusste, dass er aus einer Künstlerfamilie stammte und seine Eltern und Geschwister unterstützte. Weil er dankbar war, dass die von klein auf an ihn geglaubt und ihn in seinem Traum bestärkt hatten.

Er schien ihre Gedanken zu lesen. »In meiner Branche erfindet man sich gerne neu. Flecken im Lebenslauf werden weggepoliert, so lange, bis er zu dem Bild passt, das die Leute von einem haben sollen. Manchmal klappt das, manchmal nicht.«

Seine Stimme, sein größtes Gut, mit der er Berühmtheit auf der Bühne erlangt hatte, faszinierte auch Inge. Sie klang in diesen Minuten anders als die von Kommissar Feldmann. Nun sprach der echte Theodor Conrad, ungeschönt und offen.

»Was genau der Junge getan hat, um im Theater und beim Film so lange Klinkenputzen zu gehen, bis er es geschafft hatte, sei dahingestellt. Das wird er niemals jemandem anvertrauen. Aber es lohnte sich. Mit Anfang zwanzig machte er eine Ausbildung am Deutschen Theater, sein Talent wurde erkannt, und er erhielt erste Engagements. Der Rest ist, wie man so schön sagt, Geschichte. Und nicht der Grund, warum ich von dem Jungen erzähle.« Er machte eine kurze Pause, wahrscheinlich um sich Inges Aufmerksamkeit zu versichern. Die hatte er in vollem Maße, sie war mit jedem Satz mehr von ihm fasziniert. Der elegante, souveräne Herr besaß dunkle Facetten.

»Falls Sie sich nun fragen, worauf ich hinauswill ...«

Sie nickte ein wenig zu heftig.

»Der Junge weiß bis zum heutigen Tag, wie es sich anfühlt, hungrig ins Bett zu gehen. Und wie vernichtend die Demütigung schmerzt, die Scham vor sich selbst, wenn man fragwürdige Dinge tut, nur um voranzukommen. Da scheint es wenig verwunderlich, dass er sich eine Zuflucht im Rausch suchte, als sie ihm angeboten wurde. Jung und dumm, steuerte er zielsicher in eine menschliche Sackgasse, aus der er nur schwer wieder rauskam. Glauben Sie mir, man kann so erfolgreich sein, wie man will, die Erinnerung an schamvolle Zeiten verblasst nie.« Theodor Conrad verstummte.

»Ich glaube, ich verstehe Sie«, sagte Inge leise.

Er sah sie an. Seine hellblauen Augen, die auf der großen Leinwand und sogar auf der Theaterbühne immer zusätzlich beleuchtet wurden, um extra hypnotisierend auszusehen, waren im wirklichen Leben fast noch intensiver. Besonders wenn er aufhörte zu schauspielern und Inge einen Blick auf den echten Theodor Conrad gestattete. Der große Mime nahm sich Zeit, um der kleinen, unbekannten Sängerin, die Mist gebaut hatte, ins Gewissen zu reden. Dabei hatte er ganz offensichtlich keinerlei Hintergedanken. Ohne dass er es sagen musste, wusste Inge, dass er nicht an einem Flirt mit ihr interessiert war.

Wie so oft in den letzten Tagen fing sie an zu weinen. Dieses Mal aber nicht aus Wut

über die Lage, in die sie sich manövriert hatte. Sondern weil sie gerührt war und zum ersten Mal, seitdem sie das unselige Pulver geschnupft hatte, Hoffnung spürte. Dass doch noch alles irgendwie gut werden würde.

»Danke.«

Erneut klappte er sein Zigarettenetui auf und hielt es ihr hin. »Wenn der Junge damals jemanden zum Reden gehabt hätte, einen, der ihm den Kopf zurechtgedreht hätte, wären ihm jahrelange Alpträume erspart geblieben. Und viele Therapiesitzungen.« Nachdem er ihr Feuer gegeben hatte, reichte er ihr sein Taschentuch, und sie tupfte sich die Tränen weg.

»Aber er hätte trotzdem nicht anders handeln können, damals«, sagte sie. »Um seinen Traum wahr werden zu lassen, tat er, was er tun musste. Er brachte Opfer.«

»Mag sein. Sie müssen das aber nicht, Fräulein Jacobs. Es ist nicht notwendig, sich jemandem anzubieten und Gefälligkeiten zu erweisen.«

»Herr Schäfer hat versprochen, mir einen Plattenvertrag zu verschaffen.«

Theodor Conrad lachte kurz auf, es klang bitter. »Da sind Sie vermutlich weder die Erste noch die Letzte, die er mit so was ködert. Allein, eingefädelt hat er noch nie einen. Oder warum, glauben Sie, dirigiert er einen kleinen Radiochor? Außerdem, Ihren Schallplattenvertrag erarbeiten Sie sich mal schön selber. Und zwar mit Ihrer Stimme, nicht mit ...« Er machte eine vage Geste, die Inges gesamten Körper einschloss. »Und tun Sie mir einen Gefallen, lassen Sie die Finger vom Koks. Wenn Sie sich Ihr frisches Aussehen noch ein paar Jährchen bewahren möchten – und vor allem Ihr Hirn –, dann verzichten Sie auf derlei Wach- und Mutmacher. Schauen Sie sich die Berber an – wollen Sie sein wie die?«

Inge zuckte mit den Schultern.

»Ich habe die große Anita Berber mal kennengelernt«, fuhr der Schauspieler fort. »Die hat schon vor Jahren in Berlin kaum mehr einen sinnvollen Satz herausgebracht, weil sie ständig im Rauschzustand von Feier zu Feier und von Skandal zu Skandal geflattert ist. Eines Tages wird sie das umbringen, das weiß sie auch. Aber es ist ihr egal. Ihnen sollte Ihr Leben nicht egal sein, Fräulein Jacobs.«

An diesem Nachmittag redeten sie stundenlang miteinander. Er erzählte von den Stars und Sternchen, deren Bekanntschaft er im Laufe seiner Karriere gemacht hatte. Wie viele davon kaputt waren und wie wenigen es gelungen war, sich eine gewisse Normalität zu bewahren. Damit wollte er Inge nicht von ihrem Plan abbringen, eine bekannte Sängerin zu werden, im Gegenteil. Er ermutigte sie sogar dazu, ihrem Ziel treu zu bleiben.

Insgesamt musste Inge zwei Wochen im Irrenschloss verbringen, das hatte Doktor Münster beschlossen, und sie fügte sich. Damit kam sie glimpflich davon. Theodor Conrad besuchte sie beinahe täglich. Mal nur für ein paar Minuten, manchmal blieb er länger. Er schien immer genau zu spüren, ob Inge in der Stimmung war zu reden oder ob sie müde von der Therapie war und lieber allein sein wollte. Er drängte sich niemals auf, aber er war da, wenn sie es gestattete. Es keimte eine besondere Art der Freundschaft zwischen ihnen, wie Inge sie zwischen Mann und Frau noch nie erlebt hatte. Theodor Conrad nahm sie ernst. Sie fürchtete sich beinahe vor dem Tag, an dem

sie die Anstalt verlassen und wieder ins Leben zurückkehren musste. Würde ihre Verbindung den Aufenthalt im Irrenschloss überdauern?



MARGOT

Radionachrichten 1927:

»Es erscheint ein neues Werk mit dem Zeug zum Skandalbuch. Der Titel lautet: *Rudolph Valentino – Erinnerungen. Eine intime und interessante Reminiszenz über das Leben des verstorbenen Weltstars von seiner Frau Natacha Rambova.*«

Natacha Rambova hieß eigentlich Winifred O'Shaunessy und war eine reiche Erbin, die sich im Lauf der Jahre zahlreiche Betätigungsfelder suchte. Neben der Schriftstellerei waren dies unter anderem Schauspielerei, Modedesign und Archäologie. Dazu kamen Skandale und Affären. Mit Rudolph Valentino war sie von 1923 bis 1926 verheiratet.

»Man trifft sich im Leben immer zweimal«, deklamierte Margots Mutter einen ihrer Lieblingssprüche, für den die Tochter gerade wenig Freude aufbringen konnte. Stumm bewegte sie die Lippen zum zweiten Teil des Zitats mit: »Einmal zu Fuß und einmal zu Pferd.«

Die Mutter hatte das Nachäffen bemerkt und bedachte Margot mit einem nachsichtigen Kopfschütteln. »Du kannst gern hier daheim wieder Kraft schöpfen, Kind. Aber dann steigst du in den Sattel, und dieses Mal reitest du in Frankfurt ein.«

»Klar. Auf meinem Cello. In rasendem Galopp zu den Pauken und Trompeten des Radioorchesters.«

Wollte sie es nicht verstehen? Dass ihr Kind gescheitert war? An männlicher Borniertheit und wandernden Händen? Dass es schlichtweg zu viel für sie gewesen war? Außerdem hielt sie es sowieso nicht aus, noch länger von Egon getrennt zu sein. Dann würde sie eben keine Musikkarriere machen. Sondern einfach nur irgendeine Frau sein wie alle anderen.

»Es ist vorbei, Mama. Ich gehe nie wieder zurück.«

Glücklicherweise hatten die Leute im Dorf mit beherrschtem Desinteresse auf Margots plötzliches Auftauchen reagiert. Hätte sie sich allerlei Fragen stellen müssen, wäre es noch schwieriger geworden. Aber ebenso wie die Nachbarn früher schulterzuckend ihre ungewöhnliche Vorliebe für das Cello zur Kenntnis genommen hatten, akzeptierten sie nun Margots Rückkehr stoisch, wie das nur in einer über Generationen zusammengewachsenen Gemeinschaft möglich ist. Dann war sie halt wieder da. Groß erklären musste sie sich nicht, Gründe und Details würden sich rasch verbreiten. Das konnte man abwarten.

Die Fragen ihres eigenen Herzens hingegen ließen Margot keine Ruhe. Was wollte sie wirklich? Was erwartete sie von ihrem Leben?

»Du hast gesagt, wenn ich nächstes Jahr in die Schule komme, dann in Frankfurt.

Das gilt aber schon noch, oder?«, fragte Egon mit kindlicher Bestimmtheit, als sie ihn zu Bett brachte.

Er schlief in Margots altem Zimmer, das sie sich früher mit einer ihrer Schwestern geteilt hatte. Seitdem alle Mikola-Kinder erwachsen und aus dem Haus waren, gab es auf dem Hof viel mehr Platz. So reichlich, dass Margot selbst in eines der Jungenzimmer gezogen war. Es wäre kein Problem, dauerhaft bei den Eltern zu bleiben.

»Wäre dir das denn lieber als die Dorfschule?«

»Klar. Ich hab mich schon drauf eingestellt.«

Sie lächelte. »Wie meinst du das?«

Ein Strahlen lag in Egons dunklen Augen, die denen seines Vaters zum Verwechseln ähnelten.

»Oma hat gesagt, in Frankfurt gibt es eine Straßenbahn. Mit der will ich jeden Tag fahren. Wir haben schon zusammen geübt. Einsteigen, Fahrkarte beim Schaffner kaufen und sich während der Fahrt ruhig hinsetzen. Außer, wenn eine Dame kommt, für die kein Platz mehr frei ist. Dann stehe ich auf und biete ihr meinen an. So gehört sich das.«

Gerührt strich Margot dem Kind durchs Haar. In den wenigen Monaten ihrer Abwesenheit hatte Egon sich verändert, war größer geworden und verständiger.

»Das stimmt.«

»Und Paule und Elfriede wohnen auch dort. Die kenne ich noch von ihrem Besuch an Weihnachten. Paule sagt, wenn ich nach Frankfurt komme, nimmt er mich mal mit in ein richtig großes Fußballstadion. Obwohl ich viel jünger bin als er.«

»Würdest du gern in der Stadt wohnen? Selbst wenn wir uns nur eine winzig kleine Wohnung leisten können?«

Egon schlang seiner Mutter die Arme um den Hals und zog ihre Wange an die seine. »Du müsstest viel weniger putzen, wäre doch praktisch. Oma ist den ganzen Tag am Saubermachen hier.«

Sie genoss den innigen Augenblick mit ihrem Sohn. Später, als er schlief, spazierte sie barfuß durch den Apfelgarten und dachte an Friedrich. Bestimmt wäre er ein guter Vater, daran hatte Margot keinerlei Zweifel. Sie vermisste ihn schrecklich. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, ihn wiederzusehen, würde sie ihm sagen, dass sie es bereute, ihm keine Chance gegeben zu haben. Auch Gesa und Inge fehlten ihr, deren Freundschaft ihr so wertvoll war wie keine andere je zuvor.

Der Mond stand über ihr, warf blasses Licht auf die Bäume und Häuser, die Margot seit Kindertagen kannte. Er sagte ihr, dass sie ihre hart erarbeitete Freiheit wegen ein paar Dummköpfen weggeworfen hatte, die vollkommen bedeutungslos waren. »Na, da hast du wohl recht«, antwortete sie ihm laut. Und plötzlich fühlte sich das Dorf viel zu klein an. Eine Wolke löschte das Mondlicht, und es fing an zu regnen.

* * *

Langsam schaukelte der Radiobus über die Schlaglöcher der Dorfstraße. Der Regen der vergangenen beiden Tage hatte tiefe Pfützen hinterlassen, und Schlamm spritzte seitlich am Fahrzeug hoch bis zu den Fenstern. Das Schild auf dem Dach, das dazu

aufforderte, Rundfunkteilnehmer zu werden, war derart auffällig, dass die wenigen Passanten stehen blieben und dem Gefährt hinterherschauten.

Auch Margot sah ihn schon von Weitem. Ihr Elternhaus lag am Ende der Hauptstraße, die aus dem Ort hinaus und in ein Waldstück führte. Sie war im Obstgarten, um die ersten Frühäpfel zu ernten. Mit einem selbst gebauten Obstpflücker samt Auffangsäckchen an einem langen Holzstiel zupfte sie vorsichtig die reifen Äpfel von den Zweigen. Dafür stand sie hoch oben auf einer Leiter, von der aus sie nicht nur besser an die Früchte reichen konnte, sondern auch fast die gesamte Dorfstraße überblickte.

Zuerst hatte sie ihren Augen nicht getraut, aber Friedrich Milanskis Gefährt war zu einzigartig, um es nicht sofort zu erkennen.

Mit klopfendem Herzen und zittrigen Knien kletterte sie die Leiter hinunter. Sie leerte den Fangsack des Apfelpflückers in den bereitstehenden Korb und lehnte das Gerät an den Baumstamm.

Wollte Fritz etwa zu ihr? Natürlich wollte er das, wies Margot sich im Geiste ungehalten selbst zurecht. Weshalb sonst sollte er aus Frankfurt bis in die Osteifel fahren? Das dauerte an die zwei Stunden.

Sie wischte sich die Hände an ihrem weiten Sommerrock ab. Um besser auf die Leiter steigen zu können, hatte sie den Saum hochgerafft und oben in den Bund gesteckt. Hastig zog sie ihn heraus, damit er die Beine wieder bedeckte. Was würde er denken, wenn er sie so sah? Gekleidet wie ein Landmädchen, mit einem im Nacken geknoteten Kopftuch. Sie knüllte das leuchtend rote Tuch in eine Rocktasche und lockerte mit den Fingern ihr Haar auf. Dass sie barfuß war und ihre helle Leinenbluse schmutzig von der Apfelernte, daran konnte sie nichts ändern.

Schon bog das Radiogefährt in die Hofeinfahrt. Es wirkte deplatziert, beinahe exotisch in der ländlichen Umgebung.

Zu Margots Elternhaus gehörten neben dem Obstgarten auch ein umzäunter Acker, auf dem Gemüse angepflanzt wurde, sowie ein Stall für Hasen und Hühner, und es gab fünf Schafe, die auf einer Wiese grasten. Das kleine Anwesen war alt, aber die Eltern hielten es blitzblank in Schuss. Margot war hier immer glücklich gewesen. Nur Cellistinnen wurden im Dorf leider nicht gebraucht, daher beschäftigte sie sich seit ihrer Rückkehr mit allerlei nützlichen Arbeiten. Ihre Gedanken verstummten dadurch nicht. Sie kreisten um Friedrich, wenn sie die Hühner fütterte oder die Äpfel erntete.

Hatte sie ihn herbeigewünscht? Margot hielt den Atem an, als er aus dem Wagen stieg, die Tür schloss und auf sie zuschritt. Er sah verändert aus. War es möglich, innerhalb einer Woche seine Schüchternheit abzulegen und entschlossener zu werden? Die Ausstrahlung, die von Friedrich ausging, wirkte auf Margot wie ein Magnet. Sie ging ihm entgegen, knapp voreinander blieben sie stehen. Auch aus der Nähe war nichts von der Verlegenheit zu spüren, die ihn oft in ihrer Gegenwart ergriffen hatte. Jene Verlegenheit, die sie ebenfalls unsicher machte, weil sie keinerlei Rückschlüsse auf seine wahren Gefühle zuließ.

»Hallo, Margot«, sagte er mit seiner melodischen Stimme. »Es ist schön, dich zu sehen. Ich habe dich vermisst.«

Ein herrlicher Gefühlssturm tobte in Margots Innerem.

»Fritz!«, war das Einzige, was sie herausbrachte, dann stürzte sie sich in seine Arme und küsste ihn.

Mit einem derart überschwänglichen Empfang hatte er sicher nicht gerechnet, aber er schien nichts dagegen zu haben. Als ihm die Luft ausging, schob er Margot kurz von sich, strahlte sie an, nur um sie sofort erneut fest an sich zu ziehen.

»Dann darf ich davon ausgehen, dir auch gefehlt zu haben?«, fragte er schließlich mit neckendem Unterton.

»Du darfst. Aber was machst du hier?«

»Dich fragen, ob du dieses Wochenende schon was vorhast.«

Lachend schüttelte sie den Kopf.

Aus der Innentasche seines Jacketts zog er zwei Eintrittskarten. »Da bin ich aber erleichtert. Ich möchte dich nämlich in die Semperoper einladen.«

Margot riss die Augen auf. »Nach Dresden?«

»Meta Seinemeyer gibt ein Konzert.«

»Das hast du nicht vergessen?«

»Lass sie uns gemeinsam anhören.«

»Aber die Fahrt nach Dresden dauert Stunden.«

Das schiefe Lächeln auf seinen Lippen entzückte Margot. »Umso besser. Wir haben einiges zu bereden, dafür brauchen wir Zeit.«

»Ach ja?«

»Ja. Zum Beispiel müssen wir über deine Rückkehr ins Rundfunkorchester sprechen.«

Die Haustür öffnete sich, und Margots Sohn kam herausgelaufen.

»Was für ein riesiges Auto!«, rief der Junge begeistert.

»Das war mal ein Bus. Er hat einem Hotelbesitzer in Frankfurt gehört, der damit seine Gäste hinunter an den Main zu den Ausflugsdampfern befördert hat. Der Main ist ein ziemlich großer Fluss, der durch Frankfurt fließt. Wenn die Leute fertig waren mit Schiffchenfahren, wurden sie mit dem Autobus wieder zum Hotel zurückgebracht. Eines Tages hat sich der Hotelbesitzer einen neuen Bus gekauft, und dieser hier hatte ausgedient. Ich hab ihn selber umgebaut.«

»Was steht auf dem Schild?«

»Rundfunkwerbewagen. Ausrufezeichen. Werdet Rundfunkteilnehmer. Ausrufezeichen.«

»Warum?«

Fritz lachte. »Das ist eine gute Frage. Weil der Bus jetzt Radio Frankfurt gehört. Ich arbeite dort und brauche ihn, um überall rumzufahren und Geschichten zu sammeln, die ich dann im Radio erzähle.«

»Ich kenne deine Stimme«, sagte der Junge. »Ich hab dich im Radio gehört. Wir haben nämlich schon eines. Meine Mama schaltet immer ein, wenn du dran bist. Sie arbeitet auch dort.«

»Ich weiß. Deine Mama ist die beste Musikerin, die wir haben.«

Nun lächelte das Kind. »Ich heiße Egon, und du?«

»Ich heiße Fritz.«

»Darf ich mal einsteigen?«

»Na klar.«

Margot sah zu, wie Friedrich die Fahrertür öffnete und Egon hinein hob. Er selber setzte sich auf den Beifahrersitz. Minutenlang unterhielten sich die beiden, dann kletterten sie nach hinten in den ehemaligen Fahrgastraum, und der Junge ließ sich alles zeigen und erklären. Geduldig wartete Margot, bis sie wieder herauskamen.

»Gehst du schon mal hinein zu Oma?«, bat sie ihren Sohn. »Der Fritz und ich kommen gleich nach. Wir müssen nur noch was bereden.«

Sie sah ihm hinterher, als er ins Haus marschierte. Er trug kurze Lederhosen mit Hosenträgern, von denen einer über die Schulter nach unten gerutscht war. Und wie immer hielt er das kleine hölzerne Auto in Händen, das sein Großvater für ihn gebaut hatte. Egons Haar hatte dieselbe Farbe wie Margots. Normalerweise war er ein schüchterner Junge, der nicht auf Erwachsene zuing. Der Rundfunkbus musste ihn mächtig beeindruckt haben, wenn er deswegen alleine aus dem Haus gekommen war. Und dass er ihn mit Friedrich erkundet hatte, ohne sie an seiner Seite haben zu wollen, erstaunte Margot.

»Er sieht aus wie du«, sagte Friedrich leise. Er war neben sie getreten und schob seine Hand in die ihre. Diese kleine Geste der Zuneigung fühlte sich himmlisch an.

»Wir können nicht an einem Tag nach Dresden und wieder zurück fahren«, sagte sie.

»Ich weiß. Deswegen habe ich ein Hotel für uns gebucht. Ist das für dich in Ordnung?«

Sie sah ihn an, versank in seinen graugrünblauen Augen und fragte sich, wie sie sich jemals hatte einreden können, nicht in Fritz verliebt zu sein.

»Ich komme von Herzen gern mit nach Dresden. Aber nach Frankfurt? Ich weiß nicht, Fritz. Der Bienefeld und seine Handlanger ...« Sie brach ab. Auf keinen Fall würde sie zulassen, dass die Erinnerung an die erlittenen Demütigungen und das Eingestehen ihrer Kapitulation die Freude trübte, die sie über Friedrichs Besuch empfand. Er war hier. Für Margot. Das war es, was zählte. Nicht die schmutzigen Fummeleien missgünstiger Kollegen, die durften sie nicht berühren.

»Darüber reden wir auf der Fahrt. Es gibt für alles eine Lösung.«

»Auch für Egon?« In den Tagen, seitdem sie hier war, hatte sich Margots verletzte Seele wieder beruhigt. Mittlerweile war der Trotz in ihr erwacht und der Wunsch, dass Bienefeld mit seiner Masche nicht durchkommen würde. Aber was war mit Egon? Sie wollte sich und ihrem Kind keine neuerliche Trennung zumuten. Und dennoch würde das die einzige Möglichkeit sein, zur Musik zurückzukehren. Und zum Rundfunk, jenem Medium, das Margot mittlerweile mehr bedeutete als jede Bühne oder jeder Konzertsaal. Sie vermisste ihre Freundinnen, die Proben, die Herausforderung einer Sendung. Alles, außer Bienefeld und die Kollegen.

»Wie meinst du das?«

»Selbst falls – und ich sage ausdrücklich falls – ich zum Sender zurückkehren sollte, kann ich mein Kind nicht ewig hierlassen. Er braucht mich und ich ihn, wir sind eine Familie.«

Er legte ihr den Arm um die Schultern und dirigierte sie in Richtung Haus. »Wolltest du mich nicht deinen Eltern vorstellen? Ich glaube, das gehört sich so, immerhin bin

ich der neue Mann an deiner Seite.«

Margot blieb stehen. »Bist du das?«

»Das war ich schon immer.« Unbeirrt schob er sie weiter. »Und während der Fahrt haben wir reichlich Zeit, um über die Details zu sprechen. Weißt du, als Abteilungsleiter kann ich mir zum Beispiel wieder eine größere Wohnung leisten. Keine Junggesellenbude mehr, eher was Familientaugliches.«

* * *

»Sie haben es ihr nicht gesagt?«, fragte Albert Bronnen.

Friedrich verneinte. Es war Montag, und Margot und er hatten sich im Büro des Intendanten eingefunden. Draußen im Vorzimmer saß nicht Inge hinter der Schreibmaschine, sondern ein junges Fräulein mit schwarzen Locken, hell geschminktem Teint und schmalen kirschroten Lippen.

Die köstliche Euphorie des Wochenendes mit Friedrich war verpufft. Zurück bei Radio Frankfurt, war alles anders, eine eigenartige Stimmung lag in der Luft. Und wo war Inge? Margot schämte sich, dass sie sich nicht gemeldet hatte und einfach abgehauen war. Aber sie hatte Zeit für sich gebraucht, und Gesa hatte eigentlich versprochen, sie auf dem Laufenden zu halten. Doch auch von ihr hatte sie nichts gehört. Wie schnell konnte sich die Welt drehen? Was konnte innerhalb von zwei Wochen geschehen?

Der Intendant, ohnehin ein eher ernster Typ Mann, sah aus, als hätte er nicht geschlafen. Seine hohen Wangenknochen traten schärfer hervor als sonst, und die Schatten unter seinen Augen waren beeindruckend. Dennoch lächelte er Margot an, streckte ihr seine Hand hin und schüttelte die ihre herzlich.

»Ach, das ist schön, dass Sie zurückgekommen sind, Fräulein Mikola. Wie ich gehört habe, gebührt der Dank dafür unserem Herrn Milanski. Bitte, nehmen Sie doch beide Platz.« Er ging zur Tür und sprach hinaus ins Vorzimmer: »Bringen Sie bitte dreimal Kaffee, Fräulein Uhrig.«

Wieso Fräulein Uhrig? Wo ist Inge?, wollte Margot rufen, doch sie biss sich auf die Zunge und schwieg.

Das Wochenende in Dresden war ein Traum gewesen. Für zwei unendlich kostbare Tage, die sie nie vergessen würde, hatte sie alle Sorgen und Bedenken auf stumm geschaltet, wie Friedrich sein Mikrofon, wenn er mit den Nachrichten durch war. Sie hatte sich unvergessliche Stunden mit dem Mann gegönnt, der das Glück zurück in ihr Leben brachte. Nach dem schweren Start beim Radio, nach Intrigen und körperlichen Übergrifflichkeiten, schenkte Friedrich Margot Unbeschwertheit. Und die nahm sie gerne an. Meta Seinemeyers Stimme im prächtigen Opernhaus entführte sie in eine andere Welt. Sie saßen nebeneinander, ihre Hand in der seinen, und ergaben sich dem Augenblick. Ohne darüber reden zu müssen, war klar, dass die Liebe zur Musik nur der Anfang von alldem war, das sie verband. Sie verbrachten eine erste gemeinsame Nacht im Hotel in der Nähe der Semperoper. Beide viel zu aufgeregt, um vorher noch essen zu gehen, jedoch ohne Scheu vor dem anderen und voll inniger Leidenschaft.

Auf der Rückfahrt versprach sie ihm, zurück zu Radio Frankfurt zu kommen. Ingeheim hatte sie das ohnehin längst beschlossen gehabt, schon bevor er mit seinem

Autobus aufgetaucht war wie der sprichwörtliche Ritter in glänzender Rüstung auf einem weißen Pferd. Zusammen mit Fritz und ihren Freundinnen würde sie es schaffen, sich gegen Ewald Bienefeld durchzusetzen, davon war Margot inzwischen überzeugt.

Aber wovon sprach Herr Bronnen? Was hatte Friedrich ihr nicht gesagt?

Die neue Sekretärin brachte ein Tablett mit drei Tassen frisch aufgebrühtem Kaffee, einer Zuckerdose und einem bis zum Rand gefüllten Milchkännchen, aus dem niemand sich bedienen konnte, ohne zu kleckern. Alle nahmen den Kaffee schwarz.

Margot balancierte ihre Tasse samt Untertasse auf den Knien und horchte in die Stille. Bis die Sekretärin das Büro wieder verließ und hinter sich die Tür schloss, tickte lediglich die Uhr an der Wand. Alle schwiegen.

Was hatte Friedrich ihr nicht gesagt?

Endlich erlöste sie der Intendant aus ihren bangen Mutmaßungen.

»Zunächst einmal möchte ich Ihnen gegenüber mein Bedauern ausdrücken, Fräulein Mikola, weil ich in der Sache Bienefeld nicht früher durchgegriffen habe. Das war inakzeptabel, und sollten Sie sich entscheiden, weiterhin für Radio Frankfurt tätig zu sein, was ich sehr hoffe, gebe ich Ihnen mein Wort, dass Ihnen niemand mehr zu nahe treten wird. Und dass man Sie mit demselben Respekt behandeln wird wie Ihre männlichen Kollegen.«

Dieses Eingeständnis kostete Albert Bronnen, den Macher, der gern alles im Sender unter Kontrolle hatte, sicherlich Überwindung. Aber es wurde noch besser.

»Ich habe Herrn Bienefeld vorgeschlagen, sich bei Ihnen zu entschuldigen und sein Verhalten Ihnen gegenüber entsprechend zu ändern. Diese Möglichkeit wollte er nicht wahrnehmen.« Albert Bronnen atmete tief durch. Diplomatisch ausgedrückt.

»Daher übernimmt ab sofort Herr Sachs wieder die Leitung des Orchesters. Herr Bienefeld hat uns bereits verlassen.«

»Moment.« Margot stellte die Kaffeetasse mit einem Klirren zurück aufs Tablett. »Sie haben den Dirigenten meinetwegen hinausgeworfen?«

»Ich habe das Arbeitsverhältnis beendet, weil sein Verhalten nicht den moralischen Grundsätzen von Radio Frankfurt entsprach.«

Noch mal prima formuliert. Wie die gesamte kleine Rede. Sicher im Vorfeld vorbereitet. Margot merkte sofort, wenn etwas einstudiert war, das lag an ihrem musikalischen Gespür. Mit Sicherheit legte besonders der Aufsichtsrat auf solche Sätze Wert. War sie zu einem Radio-Politikum geworden?

»Sie wissen, dass Horst Sachs früher der alleinige Leiter des Orchesters war. Er hat Sie ja quasi entdeckt und für uns gewonnen. Aus gesundheitlichen Gründen musste er sich aber hinter die Kulissen zurückziehen, deshalb wurde Herr Bienefeld als Dirigent eingestellt. Glücklicherweise ist Herr Sachs vollkommen genesen und möchte seine Aufgaben wieder übernehmen.«

Margot dachte an den Tag zurück, an dem Horst Sachs sie im Juwelierladen angesprochen hatte. Zum dreißigjährigen Firmenjubiläum hatte ein Goldschmied auf der Zeil die junge Cellistin von außerhalb engagiert. Und für die musikalische Unterhaltung seiner Kundschaft fürstlich entlohnt. Bisher war das Margots lukrativster Auftrag gewesen. Und der schicksalsträchtigste. Der Rundfunkmann hatte sich begeistert gezeigt und alles darangesetzt, sie für seine Kapelle zu verpflichten.

»Mädel, was haben Sie für ein Talent!«, hatte er ausgerufen, ihre Hand mit seinen Pranken umfasst und gedrückt. Trotz seiner Größe und beachtlichen Leibesfülle hatte er einen agilen Eindruck gemacht, daher war Margot schockiert gewesen zu erfahren, dass er nicht mehr auf seinem Posten war, als sie bei Radio Frankfurt anfang. Mit Herrn Sachs hätte es nie Probleme gegeben. Er war Musikliebhaber, wenn nicht gar Musikfanatiker. Es scherte ihn nicht, wer spielte, solange derjenige überzeugte.

»Ich höre es sofort, ob jemand ein Handwerker oder ein Begabter ist. Also einer, der sich alles durch ödes Stucken anlernt, oder einer, der intuitiv den Noten Leben einhaucht, mit Gefühl spielt, ein Künstler eben. So wie Sie, meine Liebe, eine Ausnahmeerscheinung am Cello. Hach, was bin ich froh, heute in diesen Laden marschiert zu sein.«

Er hatte sich nicht groß anstrengen müssen, um sie von Radio Frankfurt zu überzeugen. Ein regelmäßiges Einkommen und ein Platz in einem Orchester. Mehr, als Margot sich jemals erträumt hatte. Und dann war es doch nur eine mittelgroße Kapelle gewesen, geleitet von einem Kleingeist und nicht von Herrn Sachs. Zumindest Letzteres würde sich nun ändern.

»Was ich Ihnen jetzt erzähle, verlässt bitte diesen Raum nicht.« Albert Bronnens ernster Ton ließ Margot aufhorchen. »Herr Milanski weiß Bescheid, und wir haben beide beschlossen, Sie einzuweihen, damit Sie merken, wie ernst es uns damit ist, diese üblen Zustände von Grund auf auszumerzen. Von Fräulein Westhof habe ich erfahren, dass es hauptsächlich zwei der Geiger waren, die Ihnen zu nahe getreten sind. Die betreffenden Herren haben ebenfalls ihre Kündigung erhalten. Herr Sachs wird sich bemühen, wenigstens eine der beiden Positionen mit einer weiblichen Musikerin zu besetzen, damit Sie nicht mehr allein unter Männern sind. Und dann«, er machte eine kleine Pause, »habe ich Pläne mit der Rundfunkkapelle. Denn sind wir mal ehrlich, mehr ist es doch nicht. Eine Handvoll Musiker, deren Repertoire allein durch ihre Anzahl schon beschränkt ist. Ich will sie zu einem richtigen Rundfunkorchester aufbauen, für das es keine spielerischen Grenzen gibt. Wir werden Symphonien ausstrahlen, die unser Publikum normalerweise nur in den Konzertsälen zu hören bekommen würde.« Albert Bronnens Begeisterung löschte die Spuren von Erschöpfung aus seinem Gesicht. Er sprach nun zu ihnen beiden. »Wissen Sie, wir stehen immer noch ganz am Anfang. Viele Leute können sich überhaupt nicht vorstellen, wozu der Rundfunk fähig ist. Wir werden die Massen bewegen, sie fesseln, faszinieren und unterhalten. Daheim in ihren Wohnstuben. Stellen Sie sich nur einmal vor, was für ein Genuss es sein wird, in seinem eigenen bequemen Lehnssessel zu sitzen, ein prasselndes Feuer im Kamin, ein Glas Wein und dazu eine Mahler-Symphonie. Nicht von einer kratzigen Platte auf dem Grammophon gespielt, sondern glasklar von Frankfurts besten Musikern im Radio.«

Seine Worte rissen Margot mit. Sie sah schon ihre Eltern vor sich, die es sich daheim gemütlich machten, um die Tochter spielen zu hören. Gleichzeitig mit vielen tausend anderen Musikfreunden, die es zu schätzen wussten, welchen Genuss ihnen Radio Frankfurt direkt nach Hause lieferte.

»Sind Sie dabei?«, fragte der Intendant.

Sie strahlte ihn an. »Natürlich. Es wird mir eine Freude sein, Teil des großen

Rundfunkorchesters zu werden.«

Endlich lächelte auch er. Allerdings nur so lang, bis Margot sagte: »Da gibt es nur noch ein kleines Problem, das Ihnen sicher ebenso bekannt ist wie mir.«

Er seufzte. »Hm, ja. Der Platz. Derzeit verfügen wir weder über einen Probenraum, der ein volles Orchester fassen würde, noch über ein geeignetes Sendestudio.«

»Wir brauchen ein neues Rundfunkhaus«, konstatierte Friedrich, der sich bisher zurückgehalten hatte, das Offensichtliche.

Albert Bronnen nickte. Ein Muskel in seiner Wange zuckte. Mittlerweile kannte Margot ihren Chef gut genug, um zu wissen, dass er kein Trautentänzer war. Und dass er nicht über ein großes Rundfunkorchester sprechen würde, wenn er nicht längst dabei wäre, alles in die Wege zu leiten, damit seine ehrgeizigen Pläne Wirklichkeit werden konnten.

Sah er deswegen so erschöpft aus? Raubte ihm das seinen Schlaf?

Nachdem sie sich vom Intendanten verabschiedet hatten, fuhren sie hinüber in den Sender. Friedrich musste arbeiten. Und eine erleichterte, geradezu beflügelte Margot wollte Gesa sehen.

Sie fand die Freundin im Gespräch mit Annegret Meyer im Aufenthaltsraum. Die beiden Frauen saßen über einem Stapel von Zetteln, die sie untereinander aufteilten, hin- und herschoben und immer wieder neu ordneten.

»Die Reklame wird zusehends mehr. Aber das bringt Geld«, sagte Gesa, dann erblickte sie den Neuankömmling.

»Margot! Ach, das ist schön, du bist wieder da!« Sie stürzte auf die Freundin zu und schloss sie fest in die Arme. »Wusste ich doch, dass Fritz das hinkriegt. Jetzt haust du aber nicht mehr einfach ab, ja?«

»Habe ich nicht vor. Störe ich gerade? Ich müsste nämlich mit dir sprechen, Gesa.«

Annegret Meyer schob die Zettel auf einen Haufen zusammen. Heute trug sie eine leuchtend grüne Bluse zum Rock aus demselben Stoff. Darüber eine Kette, die aussah, als würde sie direkt aus einem altägyptischen Grab stammen. Zahlreiche Perlenreihen lagen übereinander, in Lapislazuliblau und Karneol, und in der Mitte baumelte ein schwerer Anhänger in Form eines Falken mit aufgespannten Flügeln. Ein auffälliges Stück, das Annegrets schlichte Tagesgarderobe ordentlich aufpeppte.

Sie klappte ihre Brille zusammen und steckte sie in ein Etui. »Ich lasse euch mal alleine. Wir waren sowieso fertig. Gesa, ich lese die eine Hälfte der Werbung, wenn Fritz mit den Nachrichten durch ist, und die andere später kann ich auch machen. Und du übernimmst dafür morgen früh meine Sendezeit. Dann hättest du heute frei und ihr beiden ein wenig mehr Zeit zusammen.« Sie zwinkerte ihnen gutmütig zu.

»Das ist lieb, Annegret, dank dir, das nehme ich gerne an.«

Im Hinausgehen flüsterte die Sprecherin Margot zu: »Gut, dass du zurück bist. War alles nicht einfach für Gesa die letzten Tage, sie braucht dich jetzt.«

Erst jetzt fiel Margot auf, wie ausgelaugt und blass die Freundin aussah.

»Was ist passiert?«

Tränen schossen in Gesas Augen, sie blinzelte, konnte sie aber nicht aufhalten. Erneut umarmte Margot sie, versuchte zu trösten, was das Weinen nur noch schlimmer

machte. Peter Nagel steckte den Kopf zur Tür herein, und Margot scheuchte ihn mit einer unwirschigen Handbewegung wieder hinaus.

»Ist es so furchtbar?«, fragte sie leise. »Dann wein dich aus, bevor zu erzählst. Lass alle Tränen raus und halte nichts zurück.«

Es dauerte in der Tat einige Minuten, bis Gesa sich so weit im Griff hatte, dass sie wieder sprechen konnte.

»Inge ist im Krankenhaus. Nein, das stimmt nicht, ich will dir nichts vormachen. Sie ist in einer Anstalt und muss sich behandeln lassen, weil sie zu viel Kokain genommen hat.«

Margot ließ die Freundin los, wischte sich mit der Hand übers Gesicht und schüttelte den Kopf. Diese Eröffnung schnürte ihr für einen Moment die Kehle zu. Wie konnte das sein? Inge, die starke, selbstbewusste Inge, hatte zu Drogen gegriffen? Zu viel Kokain? Hatte sie einen Selbstmordversuch unternommen? Bitte nicht, flehte Margot innerlich. Und zu Gesa sagte sie: »Aber wie ... Ich verstehe nicht. Wieso?«

Gesa erklärte ihr die ganze Misere in knappen Worten, immer mit Blick auf die Tür. Es konnte jeden Moment wieder ein Kollege hereinplatzen. Ein Gefühl von Scham stieg in Margot auf. Während sie sich darüber aufgeregt hatte, dass ein paar dumme Männer ihr die Stelle im Orchester nicht gönnten, war Inge körperlich und psychisch daran zerbrochen, ihren Traum nicht leben zu dürfen. Wäre sie nicht zu sehr auf die eigenen Probleme fixiert gewesen, hätte sie Inges Not vielleicht gespürt. Waren wahre Freundinnen nicht dazu da, auch unaufgefordert füreinander einzustehen? Hatte Margot Inge im Stich gelassen? Sie würde das wiedergutmachen, es war noch nicht zu spät.

»Wir fahren da jetzt hin«, bestimmte sie, »und besuchen Inge. Warum hast du mir nicht sofort Bescheid gegeben, ich wäre gleich nach Frankfurt zurückgekommen?«

»Du hattest mit deinen eigenen Dämonen zu kämpfen. Und helfen kann Inge sowieso keine von uns beiden, das muss sie alleine schaffen. Es ist wichtig, dass sie für sich entscheidet, anders leben zu wollen. Dieser Curt Schäfer war das blanke Gift. Stell dir vor, unser Herr Conrad besucht sie fast täglich. Ich habe den Eindruck, er tut ihr gut, so erstaunlich das klingt.«

Perplex hielt Margot mitten in der Bewegung inne. Sie war dabei gewesen, Gesa ihren Hut zu reichen. »Theodor Conrad? Wie das denn? Ist er Inges nächster Verehrer?«

Die Freundin winkte ab. »Ich bin mir sicher, er ist an Inge als Frau überhaupt nicht interessiert. Dafür umso mehr an der Person. Beinahe rührend, wie er sich ihrer annimmt. Inge meint, er sieht Parallelen zwischen ihren Leben und will ihr einfach helfen.«

»Das wäre mal was Neues, wenn einer ohne Hintergedanken was Gutes tut.«

Sie verließen gemeinsam das Postscheckamtsgebäude und bogen nach rechts in Richtung Eschenheimer Turm ab. Das spätmittelalterliche Bauwerk stand direkt neben den modernen Straßenbahnschienen auf einem belebten Platz. Schlank und rund aufragend, mit vier Türmchen samt Wehrgang obenauf, schien er über das rege Treiben unten zu wachen. In ihren Pausen saß Margot gern in seinem Schatten, aber heute hatte sie für seine historische, stoisch anmutende Schönheit kein Auge. An der

breiten Bleichstraße warteten die jungen Frauen auf einen Stadtbus Richtung Norden. Als er mit quietschenden Bremsen neben ihnen hielt, fanden sie sich direkt vor einem überdimensionalen Werbeplakat für Carla Simonettis neuestes Theaterstück wieder, das auf seiner Seite prangte. Nach einem großen Erfolg in *Der Widerspenstigen Zähmung* war sie nun in einem modernen Werk zu sehen.

»Na, das passt ja mal wieder«, bemerkte Gesa mit einem ironischen Augenrollen, als sie einstiegen. »Es wird gemunkelt, sie hat deswegen einen Anschlussvertrag bekommen, weil sie in unserem Kriminalhörspiel das Publikum so begeistert hat. Und den Intendanten des Stadttheaters. Der soll erstens ein Radiofreund sein und zweitens die neue Popularität der Simonetti nutzen wollen. Ich gönne es ihr auf jeden Fall. Vielleicht wird sie ein wenig entspannter, wenn sie gut im Geschäft bleibt.«

Über die Eschersheimer Landstraße erreichten die beiden Freundinnen direkt die städtische Irrenanstalt. Glücklicherweise war gerade Besuchszeit.

Eigentlich hatte Margot damit gerechnet, Inge in einem schlimmen Zustand anzutreffen, doch das Gegenteil war der Fall. Ungeschminkt und mit rosigen Wangen saß sie in ihrem Zimmer, freute sich über den unverhofften Besuch und schlug vor, einen Spaziergang durch den Obstgarten zu machen.

»Hast du dich schon wieder erholt? Darfst du das denn?«

»Klar. Es ist ja nicht so, dass ich jahrelang drogenabhängig gewesen wäre. Mein Arzt meint, ich hätte lediglich eine kurze, aber verhängnisvolle Zuflucht gesucht und könne meine Abhängigkeit rasch besiegen. Es käme allein auf meinen Willen an. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie viele Gespräche wir schon geführt haben. Ich werde übrigens übermorgen entlassen. Hat mir Doktor Münster zugesichert.«

Die drei traten aus einem Seitentrakt hinaus in die Wärme des Sommertages und schlugen den Weg entlang einer Reihe niedriger Apfelbäume ein, die Margot an zu Hause erinnerten. Das Gras zwischen den Bäumen war frisch gemäht und duftete in der Sommersonne. Dafür, dass es sich um eine geschlossene Anstalt handelte, sah es eigentlich ganz hübsch aus hier. Eher wie das Gelände eines Landschlösses. Und das mitten in der Stadt.

»Dann geht's dir also besser?«

»Diese Frage kann ich ehrlich mit Ja beantworten. Mir geht es wesentlich besser, und ich habe viel über mich gelernt. Mein Aufenthalt hier, gegen den ich mich so sehr gestraubt habe, ist heilsam und war notwendig, das sehe ich nun ein.« Inge trug ein schlichtes Sommerkleid aus hellgrauem Leinen. Ihre für gewöhnlich heller geschminkte Haut war gebräunt. Sie sah jung aus. Natürlich wusste Margot, dass sich die Probleme, die ihre Freundin hierhergebracht hatten, nicht innerhalb weniger Wochen lösen ließen. Aber Inge arbeitete daran, hatte zu ihrem alten Selbstbewusstsein zurückgefunden, dem dieser unselige Herr Schäfer so zugesetzt hatte.

Am Ende des Apfelgartens fiel das Gelände ab und erlaubte einen weiten Blick über die Stadt. Kirchtürme, steil aufragende Dächer und Kamine fügten sich zu einer in Jahrhunderten gewachsenen Silhouette. Die Freundinnen setzten sich nebeneinander auf eine hölzerne Bank und blickten übers Land, jede hing ihren Gedanken nach.

Inge brach irgendwann das Schweigen. »Hier sind wir also. Drei Mädels mit hochfliegenden Plänen. Und wie weit sind wir damit gekommen? Ich sitze in der

Klapse, und meine Stelle im Büro hat sich eine andere geschnappt.« Sie warf Margot einen auffordernden Blick zu. »Du bist dran.«

»Ich musste mich beschimpfen und begripschen lassen und weiß noch immer nicht, wie ich es hinkriegen soll, gleichzeitig zu arbeiten und meinen Sohn nach Frankfurt zu holen. Gesa?«

Als sie nicht sofort antwortete, gab Margot ihr einen sanften Schubs mit der Schulter. Die Freundin seufzte tief. »Also schön. Eigentlich wollte ich es nicht erzählen, weil ihr beide schon genug Probleme habt. Aber für mich behalten kann ich es auch nicht länger. Albert redet nicht mehr mit mir, weil Werner Krewis, ein Bursche aus meinem Heimatort, aufgetaucht ist und behauptet, mein Verlobter zu sein. Seither verfolgt mich der Kerl auf Schritt und Tritt und würde mich am liebsten an den Haaren zurück nach Hause schleifen.«

Das saß. Und erklärte Albert Bronnens erbärmlichen Zustand. Nun, da Margot Bescheid wusste, ergab sein leidendes Aussehen durchaus Sinn. Er schlief nicht. Weil ihm seine Liebste mit einem Keulenschlag geraubt worden war. Angesichts dieses Schocks war er hilflos, gekränkt und wütend. Zumindest würde es Margot so gehen, wenn plötzlich Friedrichs Verlobte vor ihr stünde. Schrecklich!

»Gesa, Mensch, was bist du denn für ein stilles Wasser?«, rief Inge. »Verlobt! So was verheimlicht man seinen besten Freundinnen nicht.«

»Es entspricht ja auch nicht der Wahrheit. Tante Cläre und dieser Werner haben vor Jahren beschlossen, dass ich ihn heiraten soll. Er hat sich um mich bemüht, und meine Tante wollte mich sowieso loswerden. Allerdings sollte ich schön im Ort bleiben, damit sie weiterhin Einfluss auf mich und das Erbe meiner Eltern hat. Werner sieht gut aus, er ist Buchhalter, tut immer ganz rechtschaffen und korrekt. Aber er hat ein fürchterliches Temperament. Die Hand sitzt ihm locker, versteht ihr. Niemals würde ich mein Leben mit ihm teilen wollen. Ich habe nie in eine Verbindung eingewilligt, aber das interessiert weder meine Tante noch ihn. Die beiden haben sich schon immer über mich hinweggesetzt. Das war mit ein Grund, weshalb ich weg wollte.«

»Also bist du doch abgehauen.« Inge nickte grimmig, und Margot klappte ihre Handtasche auf und holte einen Flachmann heraus. Sie schraubte den Verschluss ab und reichte ihn Gesa. Die zögerte nicht lange und nahm einen großen Schluck. Dann gab sie ihn zurück, Margot trank und sah Inge fragend an.

»Die werden mich schon nicht rausschmeißen. Wohlsein.« Sie nippte ebenfalls. »Kräuterbitter. Wie passend.«

»So«, sagte Margot. »Nächste Runde. Und ich meine nicht mit Alkohol, sondern mit Vorschlägen, wie wir alles wieder hinkriegen. Wir sind die Mädels vom Radio, und das bleiben wir auch. Niemand bringt uns zu Fall. Schon gar nicht wir uns selber. Inge, du zuerst?«

»Hmmm.« Während sie überlegte, strich sie sich eine blonde Haarsträhne hinters Ohr. »Also, meine Stelle als Sekretärin ist futsch, das habe ich verbockt, und ich werde vor dem Bronnen auch nicht zu Kreuze kriechen. Herr Conrad meint, ich sollte mich sowieso auf das konzentrieren, was ich wirklich will. Von der Klinik aus durfte ich mit Herrn Paschke telefonieren, der hat überraschend kulant reagiert. Mein Engagement im Palastcafé steht. Wenn das Geld nicht reicht, könnte ich dort auch als Servierkraft

aushelfen.« Sie zuckte die Schultern. »Wir werden sehen. Herr Bronnen hat mir aber mitteilen lassen, dass er mich sehen will, sobald ich hier raus bin. Wahrscheinlich, um mir offiziell zu kündigen.« Sie lächelte Margot an. »Tut mir leid, was Besseres habe ich momentan nicht zu vermelden.«

»Doch. Dass du die Finger vom Koks lassen wirst, egal was kommt.«

Inge nickte. »Versprochen. Was ist mit dir? Irgendwelche Siege zu vermelden?«

»O ja.« Margot erzählte von ihrem Gespräch mit dem Intendanten. Sein Vorhaben, ein großes Orchester zu gründen, behielt sie wie verlangt erst mal für sich. Aber die Nachricht von Bienefelds Rauswurf entzückte die Freundinnen über die Maßen.

»Und was ist mit unserem Fritze Milanski?«, bohrte Inge nach.

Margot spürte, wie sie errötete. »Wir sind jetzt ein Paar. Er will, dass ich bei ihm einziehe. Außerdem sucht er eine größere Wohnung, damit ich Egon nachholen kann. Fritz meint, zusammen würden wir das bestimmt gut hinkriegen.«

»Das sind wundervolle Neuigkeiten, Margot.« Gesa nahm ihre Hand und drückte sie. »Ich freue mich sehr für dich. Wenn ihr erst mal zusammenwohnt, macht er dir sicher bald einen Antrag. Der Fritz wird schnell für klare Verhältnisse sorgen wollen, wie ich ihn kenne.«

»Bei dir wird es bestimmt auch besser. Dein Albert kriegt sich wieder ein, wenn du ihm die Sache erklärst, der ist ja kein Dummer.«

Weil Gesa traurig den Kopf sinken ließ, hakten sich die beiden Freundinnen links und rechts bei ihr unter.

»Er weigert sich, mich anzuhören. Es ist, als ob eine Klappe bei ihm zugegangen wäre. Und dann ist da auch noch Werner selber. Der spioniert mir nach. Ich kriege langsam richtig Angst vor ihm.«

»Weißt du, was Herr Conrad zu mir gesagt hat? Mein Problem wäre, dass ich meine eigenen Fähigkeiten unterschätze und es dadurch den Männern leicht mache, mich zu beherrschen. Und das würde auf die meisten Frauen zutreffen, die er kennt. Wenn die Damenwelt ihr Selbstbewusstsein auf Herrenniveau hochschrauben würde, täte so mancher Mann kuschen. Seine Worte.«

»Aha.« Gesa schniefte. »Und was bedeutet das für mich?«

Margot stand auf und sah auf die Freundin hinunter: »Das heißt – ein grober Klotz braucht einen groben Keil, verstehst du?« Sie hielt ihr die Hände hin und zog sie hoch. »Das gilt für alle beide, für diesen Werner und für deinen Albert.«



GESA

Radionachrichten 1927:

»Cilli Aussem scheidet bereits in der ersten Runde des Tennisturniers in Wimbledon gegen die Britin Betty Nuthall aus.«

Cäcilia »Cilli« Aussem war damals achtzehn Jahre alt und spielte noch nicht lange im internationalen Tenniszirkus mit. 1923 war sie von ihrer ehrgeizigen Mutter im Kölner Tennisclub Rot-Weiß angemeldet worden. Mit der dominanten Frau Mama im Hintergrund gewann Cilli bereits im Herbst desselben Jahres ihr erstes Turnier. 1931 errang sie als erste Deutsche den Titel in Wimbledon.

Zarter Optimismus war in Gesa aufgekeimt. Das Gespräch mit den Freundinnen hatte gutgetan. Doch das Gefühl verpuffte augenblicklich, als sie sich nach der Rückfahrt von Margot verabschiedete und allein auf den Heimweg machte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich derart leer gefühlt. Alberts Abwesenheit führte ihr vor Augen, wie viel er ihr bedeutete und wie unabdingbar wichtig es für sie war, ihn zurückzugewinnen. Doch wie? Er weigerte sich standhaft, sie zu sehen. Im Sender beschränkte er den Kontakt mit ihr auf ein professionelles Minimum.

Als sie in die Ziegelgasse einbog, stand Werner Krewis vor ihrer Tür. Er bemerkte Gesa nicht, weil er just in die andere Richtung sah, deshalb machte sie auf dem Absatz kehrt, marschierte zur nächsten Straßenbahnhaltestelle und sprang auf das Trittbrett eines gelben Wagens der Linie sechs, dessen Schaffner gerade zur Abfahrt bimmelte.

An der Alten Hauptwache stieg sie aus. Die Sonne schien mit der Milde eines späten Nachmittags auf die rot-weiß gestreiften Markisen des Cafés. Vor allen Fenstern des Mansardengeschosses hingen Blumenkästen mit farblich passenden, leuchtenden Geranien, die dem barocken Gebäude ein noch freundlicheres Gesicht schenkten. Wie ein exquisites Schmuckkästchen saß es auf seinem Platz und ließ sich von Bussen, Automobilen und Straßenbahnen, von Fahrradfahrern, Handkarren, Spaziergängern und dem ein oder anderen Pferdegespann umwogen. Ein Fels in der Frankfurter Alltagsbrandung. Die Eingangstür zum Café wurde durch einen Holzkeil offen gehalten, drinnen saßen kaum Gäste, dafür draußen auf der Terrasse umso mehr. Rechteckige weiße Blumentröge aus Holz mit Grünpflanzen darin schufen abgeteilte Logen unter den Markisen, in denen die Cafébesucher geschützt plauschen konnten.

Gesa beschloss, sich ins schattige Innere zu setzen und sich ein Stück Kuchen zu gönnen. Nach Hause ging sie auf keinen Fall, sie scheute die Konfrontation mit Werner. Herumlaufen in der Stadt erschien ihr ebenso wenig verlockend, wie durch ein Kaufhaus zu bummeln. Ihr stand der Sinn nicht nach bunter Ablenkung, sondern nach

Nachdenken und Ruhe.

Lediglich zwei weitere Tische waren besetzt. An dem einen tranken zwei ältere Damen knallgrüne Crème-de-Menthe-Frappés aus hohen Gläsern. Sie trugen Strohütchen und Spitzenhandschuhe und altmodisch geblünte Kleider. Mit der Bedienung, einem schlanken Mädchen mit hochmodernem Bubikopf, schienen sie näher bekannt zu sein, denn sie unterhielten sich angeregt. Die Kellnerin hatte eine ausdrucksstarke Mimik, und wenn sie sprach, bewegte sie dabei ihren Kopf mit, sodass die tizianrote Kurzhaarfrisur wippte.

Gesa zog sich an die Rückwand des Cafés zurück, wo das durch die weit offen stehenden Fenster einfallende Licht nicht hinreichte.

In der schummrigen Ecke saß ein Mann allein an seinem Tisch und starrte in ein volles Bierglas.

»Willi?«, entfuhr es Gesa überrascht. Gleich darauf hätte sie sich am liebsten auf die Zunge gebissen. Sie wollte eigentlich mit niemandem reden, am allerwenigsten mit ihrem treulosen Ex-Freund. Schon wieder trafen sie einander hier.

»Hallo, Gesa.« Er erhob sich höflich, schien erfreut, sie zu sehen. »Bist du alleine hier?« Und ohne ihre Antwort abzuwarten: »Ich auch. Magst du dich zu mir setzen?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht.«

»Oh. In Ordnung.« Wie immer trug er Kleidung, die für sein Budget zu teuer war. Einen neuen Anzug, wahrscheinlich maßgeschneidert. An den Fingern bemerkte sie Tintenflecken.

»Ich dachte, du bist mit deiner Verlobten in Südfrankreich?«, fragte sie.

Er stand immer noch da, wirkte jetzt verlegen. Seine hellblauen Augen blickten über ihre Schulter hinweg ins Leere, als er sagte: »Ja, weißt du, genau genommen bin ich nicht mehr verlobt. Henriette und ich haben ganz schnell geheiratet. Weil sie das wollte. Aber kurz darauf hat sie gemerkt, dass sie Schriftstellerin sein muss, wie ihr Vater und ihr Bruder. Und dass eine Ehe mit mir ihre Kreativität erstickt. Deswegen hat sie mich verlassen, die Scheidung ist schon eingereicht.«

Gesa presste die Hand vor den Mund. Sollte er ruhig glauben, sie wäre entsetzt. Hauptsache, das Glucksen in ihrer Kehle bahnte sich keinen Weg nach draußen. Sie verspürte den Drang zu lachen und musste ihn unbedingt unterdrücken. Nicht, weil es schadenfroh klingen könnte. Gesa befürchtete, es würde hysterisch werden, wegen der Verzweiflung, mit der sie selbst kämpfte. Und wegen der skurrilen Begegnung, die das Schicksal ihr in diesem Moment zugebracht hatte. Kleinlaut stand Willi vor ihr, ganz offensichtlich noch immer fassungslos über das, was ihm widerfahren war. Sitzen gelassen von einer Frau. Weil er sie künstlerisch ausbremste. Wer hätte das gedacht? Er tat Gesa leid, aber das sagte sie ihm nicht.

»Und was hast du jetzt für Pläne?«

Er wischte über den Tintenfleck auf seinem Zeigefinger. »Ich will trotzdem ans Mittelmeer. Allerdings erst, wenn die Preise wieder ein wenig günstiger sind, vielleicht am Ende des Sommers.«

»Tja, dann wünsche ich dir alles Gute.«

Sie würde auf keinen Fall im Café bleiben, nicht, solange er da war, sondern doch lieber spazieren gehen.

»Danke.« Er klang nicht einmal mehr wie der Mann, den sie kannte. »Gesa?«

»Ja?«

»Ich habe dich im Radio gehört, in diesem Kriminalhörspiel. Und auch sonst, wenn du die Werbung präsentierst. Und dein Bild in der Zeitung habe ich auch gesehen. Deine Karriere bei Radio Frankfurt geht wohl steil bergauf, was?«

Sie schenkte ihm ein Lächeln zum Abschied. »Das siehst du ganz richtig.«

Gesa hatte Lust, sich etwas Gutes zu tun. Sie kam sich nicht mehr verloren vor und auch nicht hilflos oder verzweifelt, im Gegenteil. Beschwingt spazierte sie die Zeil entlang und sah dabei in alle Schaufenster. Ein Juwelierladen hatte hübsche Broschen in der Auslage. Sie entschied sich für eine ovale Arbeit mit ornamental dekorierte Oberfläche und einem böhmischen Kristall in der Mitte, die man auch als Anhänger tragen konnte. Das Material, Kupfer und Messing, war lediglich vergoldet. Nichts Teures, aber hübsch und außergewöhnlich. Sie würde ein Blickfang auf schlichten Blusen sein. Und Gesa an den Tag erinnern, an dem sie beschlossen hatte, um Albert zu kämpfen. Durch die Begegnung mit Willi war ihr klar geworden, dass ihr Leben trotz einiger Tiefschläge immer noch wundervoll war. Weil sie erfolgreich in dem Beruf arbeitete, der sie begeisterte. Weil sie Freundinnen hatte, auf die sie in allen Lebenslagen zählen konnte. Und weil sie einen Mann liebte, mit dem sie für immer zusammen sein wollte.

Als neue, stärkere Gesa lief sie nach Hause. Und gerade als sie den Schlüssel ins Türschloss schob, hörte sie Werner Krewis' Stimme hinter sich.

»Gesa! Du kannst nicht ewig vor mir davonrennen.«

Das hatte sie auch nicht mehr vor. Sie atmete tief durch und drehte sich zu ihm um. »Ich laufe vor niemandem weg.«

»Dann kommst du jetzt mit?«

»Nein. Aber du wirst verschwinden und mich in Ruhe lassen, Werner. Wir beide sind kein Paar und werden nie eines werden. Egal was du oder meine Tante planen, ich bin kein Teil davon, ich lebe mein eigenes Leben.«

Seine forschende Stimmlage änderte sich, er verlegte sich aufs Jammern. »Das kannst du mir nicht antun. Du weißt, was ich für dich empfinde. Wir werden ein schönes Leben haben, ich werde für dich sorgen, dir wird es an nichts mangeln. Und arbeiten musst du als meine Frau auch nicht mehr.«

»Wie wenig du mich doch kennst. Ich bitte dich, geh jetzt.«

»Ist es wegen des Kerls von neulich?«

»Nein, Werner. Ich bleibe hier in Frankfurt, weil ich das so entscheide. Und ich arbeite beim Radio, weil es mir Freude bereitet und weil ich gut darin bin.«

Blitzschnell schoss seine Hand nach vorne und packte Gesa am Hals. »So redest du nicht mit mir. Hältst dich wohl für was Besseres.« Nun klang er hasserfüllt, und er drückte fest zu, bis es schmerzte und sie keine Luft mehr bekam.

Sie hatte sich wirklich Mühe gegeben, vernünftig mit ihm zu reden, wenn es sich schon nicht vermeiden ließ. Dieser erneute körperliche Angriff legte einen Schalter in Gesas Kopf um. Eine Welle heißen Zornes stieg in ihr auf. Was erlaubten Tante Cläre und Werner sich, über sie zu bestimmen, als wäre sie eine Preiskuh? Und wie konnte er es wagen, Hand an sie zu legen?

Mit den Fingerspitzen ertastete sie hinter sich die Tür, zog den Schlüssel ab und rammte Werner die Spitze mit der Kraft ihrer Wut in den Oberschenkel. Aufheulend ließ er von ihr ab. Gesa rang nach Luft. Sie stieß ihn von sich, sodass er rückwärts auf die Gasse taumelte. In seiner Hose prangte ein Loch, dessen Ränder sich röteten. Er blutete. Gut so.

»Du verschwindest auf der Stelle!«, schrie sie, so laut sie konnte. Schon wurde gegenüber das erste Fenster geöffnet. »Wenn ich dich noch einmal in meiner Nähe oder der Nähe meines Hauses sehe, rufe ich sofort die Polizei. Du wirst mich nie wieder anfassen!«

Aus dem Nachbarhaus trat der groß gewachsene Sohn des Vermieters. Er war Anfang zwanzig, die Familie wohnte im Erdgeschoss und bekam immer alles mit, was draußen vor sich ging. Zwei seiner Freunde waren bei ihm, die Gesa oberflächlich kannte. Lauter große Burschen. Auch Rolf hatte Gesa offenbar schreien hören und kam heruntergeeilt.

»Belästigt dich der Kerl?«, fragte Inges Bruder mit grollend tiefer Stimme. »Macht er Schwierigkeiten?«

Gesa hatte die Faust mit dem Schlüssel darin noch immer drohend erhoben. »Ich weiß nicht? Tut er das?« Sie spie die Worte förmlich in Richtung Werner.

»Du bist ja wahnsinnig!«, stieß er hervor. »Sieh dir an, was du getan hast.« Er fasste sich ans Bein und zeigte das Blut an seinen Fingern.

Entschlossen trat sie einen Schritt auf ihn zu, und er wich tatsächlich vor ihr zurück. Eine Welle des Triumphes breitete sich in Gesa aus, die nichts damit zu tun hatte, dass ihr vier kräftige Männer den Rücken stärkten. Sie hatte es alleine geschafft, sich gegen den gewalttätigen Werner Krewis zu wehren und ihn in seine Schranken zu weisen.

»Weißt du was, eine Irre wie dich will ich sowieso nicht zur Frau haben, Gesa Westhof! Scher dich doch zum Teufel!«, rief er und spuckte auf den Boden. Dann humpelte er davon.

»Das Letzte wollte ich auch gerade sagen«, erwiderte Gesa mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen. Sie wusste, dass sie ihn nie wiedersehen würde.

»Respekt, Mädche.« Der Nachbarssohn klopfte ihr auf die Schulter. »Dem Blechkopp haste's gezeigt. Der kommt nimmer wieder, der Käs is gesse.«

Rolf griff nach Gesas Hand und ging mit ihr hinein. Selbst auf der Treppe ließ er sie nicht los, als müsse er sich versichern, dass sie neben ihm und in Sicherheit war. Oben in der Wohnung schloss er die Tür gewissenhaft und sperrte sogar ab.

»Hier kommt niemand rein, dafür Sorge ich.« Ernst sah er sie an. »So habe ich dich noch nie erlebt, Gesa. Dass du dich gegen einen kräftigen Burschen wie den derartig durchgesetzt hast, war großartig. Du musst mir auch gar nicht erzählen, wer genau das war und was der wollte. Wichtig ist, dass du dich hier drin sicher fühlst.«

»Danke, Rolf, das tue ich, und es geht mir gut. Vor allem, wenn Inge bald wieder heimkommt. Dann ist endlich alles wieder wie immer und ...« Sie brach ab, schwankte plötzlich. Rolf legte schnell einen Arm um die zitternde Gesa und führte sie in ihr Zimmer.

»Ruh dich erst mal aus. Soll ich dir was von Inges Notschnaps bringen?«

»Du weißt davon?«

Er grinste. »Klar. Den hab ich schon mehrmals mit meinen Kumpels ausgetrunken. Aber ich stell immer wieder ne neue Flasche auf den Schrank. Was glaubst du, warum die nie leer wird?«

Wider Erwarten fiel Gesa umgehend in bleiernen Schlaf, sobald Rolf den Raum verlassen hatte. Der Wirbel der letzten Tage forderte seinen Tribut.

* * *

Am darauffolgenden Morgen wachte sie schon um halb sechs auf, ausgeruht und mit einem Gefühl der Erleichterung. In der Nacht hatte es geregnet, die Gasse unten war nass, als Gesa das Fenster öffnete und hinaussah.

Sie zog sich an und beschloss, einen Spaziergang zu machen, bevor sie zur Arbeit musste. Wie mit Annegret Meyer besprochen, würde sie die morgendliche Werbeeinspielung übernehmen. Davor hatte sie aber noch gute zwei Stunden Zeit.

Durch die verwinkelten Gässchen der Altstadt spazierte sie vorbei an Bäckereien, die gerade aufsperrten, und an Straßenkehrern, von denen manche ihr grüßend zunickten. Der Stadtlärm hatte noch nicht eingesetzt, es war ruhig in den alten Straßen, und Gesa hörte die Vögel auf den Bäumen zwitschern.

Sie war angekommen in Frankfurt. Vor der roten Giebelfront des Römers hielt sie kurz inne, legte den Kopf in den Nacken und genoss den Anblick der prächtigen Fassade. Am Salzhaus, einem üppig mit Schnitzereien dekorierten Fachwerkhaus mit steil aufragendem Dach, bog sie um die Ecke. Die Geschichte der Jahrhunderte war lebendig an diesen Orten, Gesa konnte sie fühlen, erschnuppern und sehen, überall um sich herum. Durchs Rapunzelgässchen spazierte sie zur Langen Schirn, wo sie bei einem Brezelbubb einen Haddekuche erstand. Der fliegende Brezelverkäufer war gerade dabei, seinen Verkaufskorb mit Salzgebäck, Brötchen und den rautenförmigen, flachen Pfefferkuchen zu bestücken, die Gesa besonders gern mochte. Sobald die zahlreichen Apfelweinstuben der Altstadt öffneten, würde er seine Runden drehen und die Ware an den Mann bringen.

Sie setzte sich auf den Rand eines Brunnens, biss in den Haddekuche und schloss genießerisch die Augen. Nachdem sie ihn vollständig verputzt hatte, ging Gesa hinunter ans Mainufer und blickte übers Wasser hinüber auf die andere Seite. Nach Sachsenhausen, wo Albert wohnte. Bestimmt war er schon aufgestanden. Vielleicht bereits auf seinem Fahrrad unterwegs ins Büro?

»Guten Morgen, Gesa. Du bist aber früh hier, das trifft sich gut. Könntest du mir bitte bei der Morgengymnastik helfen?« Friedrich Milanskis fröhliche Stimme empfing Gesa in den Senderräumen. »Frisch schaust du aus, sehr nett.«

»Danke, Fritz, ich habe einen Spaziergang gemacht, daran wird's liegen. Klar helfe ich dir, gern. Was soll ich machen?«

Erleichtert drückte er ihr ein Sprungseil in die Hand, das er soeben aus dem Requisitenschrank gesucht hatte. Er selber trug einen Medizinball unter den Arm geklemmt und eine Mappe mit Papieren.

»Dein Text?«, fragte Gesa. Gemeinsam betraten sie den kleinsten Senderraum.

»Ja, ich hab heute viel vor. Ernst ist krank, und Peter hat frei, aber es wird schon gehen.« Mit einem Blick auf die Uhr an der Wand schlüpfte er aus seinem Jackett. »Also. Wir fangen mit der Gymnastik an. Du müsstest mir bitte die Sportgeräte reichen und die Zettel umblättern, aber ohne Rascheln, du kennst das ja.« Er montierte das Mikrofon auf einen hohen Ständer und schob es in die Mitte des Raumes, dann stellte er einen Stuhl daneben. »Der ist für dich. Ich muss stehen, weil ich die Übungen mitturne.«

»Wieso? Man sieht dich doch überhaupt nicht. Warum sagst du den Leuten nicht einfach nur an, was auf dem Plan steht?«

»Na, wegen der Echtheit.« Nun krempelte er seine Hemdsärmel hoch, legte den Medizinball zu seiner Rechten auf den Boden und das Sprungseil zu seiner Linken und gab Gesa das Gymnastikprogramm, er selbst behielt nur den obersten Zettel.

»Ich habe letzte Woche einen Versuch mit Peter gemacht und ihn zweimal die Turnstunde präsentieren lassen. Einmal wie immer nur mit Ablesen, und einmal hat er alles mitgemacht. Ich sage dir, da liegen Welten dazwischen. Es hört sich viel authentischer an, wenn ich die Kniebeugen mit dem Ball tatsächlich vorturne, als wenn ich sie einfach nur runterzähle. Bei den Zuhörern kommt so was prima an.«

»Also schön. Legen wir los.«

Sein Enthusiasmus war ansteckend. Friedrich begrüßte sein morgendliches Publikum und forderte es auf, fleißig mitzumachen, dann startete er mit dem Aufwärmen, sprich Seilspringen. Dabei kam er selber ordentlich aus der Puste. »Das geht Ihnen daheim vor den Geräten hoffentlich genauso«, stieß er hervor. »Wenn Sie es richtig machen. In unserer heutigen Sendung habe ich übrigens einen Überraschungsgast für Sie, verehrte Damen und Herren. Gesa Westhof, meine Kollegin hier bei Radio Frankfurt und ebenfalls eine passionierte Sportlerin, wird mit Ihnen Übungen für eine schlanke Taille machen. Guten Morgen, Gesa.«

Perplex starrte sie Friedrich an, der schob sie kurzerhand vors Mikrofon und hielt ihr das Blatt hin, auf dem die nächste Übung stand. Schnell fing sich Gesa wieder.

»Guten Morgen, Friedrich – und guten Morgen, liebe Zuhörer. Ich freue mich, heute dabei sein zu dürfen. Es geht weiter mit dem Ball. Wir heben ihn mit ausgestreckten Armen hoch über den Kopf und beugen uns nach rechts und zur Mitte, dann nach links und zur Mitte.« Sie wiederholte die Übung so oft, wie Friedrich es ihr anzeigte, anschließend übernahm er wieder. Später war Gesa noch mal mit Kniebeugen dran.

Die Sache fing an, ihr Spaß zu machen, auch wenn ihr dabei ordentlich warm wurde.

Als sie fertig waren, legte Friedrich eine Platte mit sommerlichen Volksliedern auf, damit sie zu Atem kommen konnten.

»Na, das hat ja wunderbar funktioniert.« Erfreut sammelte er die Sportgeräte ein. Er steckte sich eine Zigarette an, Gesa lehnte dankend ab.

»Du hättest mich aber schon vorwarnen können.«

»Ach was, das war eine Spontanentscheidung. Klasse, dass du mitgemacht hast. Die Hörer haben sich bestimmt gefreut. So.« Er drückte die halb gerauchte Zigarette in einen Aschenbecher, schraubte das Mikrofon vom Ständer und stellte es wieder zurück auf den Schreibtisch.

Gesa zog den Stuhl dazu und setzte sich.

»Wir machen fünf Minuten Werbung, sobald die Platte durch ist, gefolgt von den Morgennachrichten, und dann bist du noch mal fünf Minuten mit Reklame dran. Anschließend gibt es bis zum Mittag Musik.«

Gesa versprach sich nicht, und überhaupt lief alles gut. Zum Schluss las sie: »Die überraschende Schönheit eines gepflegten Frauenkopfes hängt hauptsächlich von der Wirkung des Haares ab. Versäume also nicht, dem schönsten Schmuck der Frau die richtige Pflege angedeihen zu lassen, und nimm nur *Auxolin* Kopfwasser. Original *Auxolin*, jetzt in einer neuen Flasche, von *Wolff und Sohn*.«

Sie winkte Friedrich zu und schlich leise aus dem Sendestudio. Draußen auf dem Flur erschrak sie, weil Albert wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand. Was tat er hier? Müsste er nicht eigentlich drüben im Verwaltungsgebäude sein?

»Ich glaube, ich höre nicht recht«, fuhr er sie an. »Wie kommst du dazu, bei der Morgengymnastik auf Sendung zu gehen?«

Er sah unfassbar anziehend aus, obwohl er deutlich verärgert war. Seine dunklen Brauen hochgezogen, wartete er auf eine Antwort.

»Das war nicht meine Idee. Friedrich hat das spontan entschieden.«

»Solche Dinge sind vorab mit der Sendeleitung zu klären. Das weiß Herr Milanski. Und du auch.«

War Friedrich nicht eigentlich die Sendeleitung der Frühgymnastik? Als Abteilungsleiter? Gesa zuckte die Schultern. »Es tut mir leid. Aber das Studio ist heute unterbesetzt, es fehlen zwei Mitarbeiter. Da hat Herr Milanski wohl kurzfristig umdisponiert, um alles unter einen Hut zu bringen.«

»Fühlst du dich nicht ausgelastet? Oder warum übernimmst du mehr Sendezeit? Ich dachte, Frau Meyer liest heute die Werbung?«

Gesa stieg Hitze in die Wangen. »Wir haben getauscht. Es tut mir wirklich leid, ich dachte nicht, dass das ein Problem ist. Und ich wollte mich auch über niemanden hinwegsetzen. Es wird nicht wieder vorkommen.« Sie legte kurz eine Hand an ihr Gesicht, um zu testen, ob es so warm war, wie es sich innerlich anfühlte.

»Was hast du da an deinem Hals?« Plötzlich klang Alberts Stimme anders. »Das sieht aus wie ... Würgemale.«

Mist. Beim morgendlichen Blick in den Spiegel hatte Gesa die dunklen Flecken auch bemerkt. Die Abdrücke von Werners Fingern waren deutlich sichtbar. Deswegen hatte sie sich ein leichtes Halstuch umgeknotet, weiß mit schwarzen Pünktchen. Es musste während ihrer sportlichen Betätigung verrutscht sein. Rasch zupfte sie es zurecht, in der Hoffnung, dass die verräterischen Spuren ihrer Auseinandersetzung wieder darunter verschwanden.

»Ist egal«, murmelte sie. Dann fasste sie sich ein Herz. »Bitte, Albert, können wir reden? Ich will dir erklären ...«

Er schnitt ihr das Wort ab. »Kein Bedarf, danke. Es reicht schon, wenn du dich an die üblichen Abläufe im Sender hältst. Mit Herrn Milanski rede ich nachher auch noch. Der nimmt sich ein wenig zu viele Freiheiten heraus. Mehr habe ich im Moment nicht zu sagen.« Damit machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte davon.

Wie versteinert blieb Gesa stehen und starrte ihm nach.

Die Tür des Sendestudios öffnete sich, und Friedrich streckte seinen Kopf heraus.

»Na mach schon, lauf ihm nach und überzeuge ihn davon, mit dir zu sprechen. Das ist ja nicht mit anzusehen zwischen euch.«

Gesa erwachte aus ihrer Starre und rannte Albert hinterher, aber der war nicht mehr zu sehen. Um nicht mit dem langsamen Paternoster nach unten fahren zu müssen, nahm sie die fünf Treppen bis ins Erdgeschoss und kam völlig außer Atem dort an. Keine Spur von Albert.



GESA

Radionachrichten 1927:

»Die populäre Fliegerin Thea Rasche befindet sich auf dem Transatlantikliner *Leviathan* auf der Überfahrt nach New York. Mit an Bord: ihr zerlegtes Flugzeug, ein Doppeldecker Typ Udet U 12 Flamingo.«

Am Tag ihrer Abreise erfuhr Thea Rasche, dass ihr früherer Fluglehrer und Freund mit seiner Maschine abgestürzt war. In den USA erlangte die Kunstflugpionierin als The Flying Fräulein große Berühmtheit. Sie war die erste deutsche Frau mit Kunstflugschein.

»Meinst du wirklich, es ist eine gute Idee, direkt nach deiner Entlassung schon wieder aufzutreten? Solltest du dich nicht besser noch ein Weilchen schonen?« Besorgt stand Gesa hinter Inge in der Künstlergarderobe des Palastcafés. Über die Schulter der Freundin hinweg betrachtete sie deren Gesicht im Spiegel. Inge sah zwar blendend aus, aber das musste nichts heißen. Nur sie selbst wusste, ob sie ihre Dämonen im Griff hatte. Von besiegt wollte Gesa gar nicht sprechen.

»Ich habe mich derart viel geschont wie überhaupt noch nie in meinem Leben.« Inge zog sich die Lippen nach. Nicht mit ihrem typischen dunklen Auftrittsfarbtönen, sondern in einem freundlichen, hellen Rot, das nicht exakt der Mode entsprach. »Mal was anderes«, erklärte sie und hielt Gesa den Lippenstift hin. »Ich brauche einen Neuanfang. Frisches Lippenrot, frisches Aussehen, frische Lieder. Alles wohl überlegt, Gesa, glaub mir. Sogar Doktor Weber hat versprochen, heute vorbeizukommen, um mich singen zu hören. Du musst dir also keine Sorgen machen. Selbst mein Irrenarzt ist damit einverstanden, dass ich wieder mache, was ich liebe. Und ich singe sozusagen unter ärztlicher Aufsicht.« Sie zwinkerte der Freundin im Spiegel zu.

Inge hatte sich tatsächlich verändert. Sie machte nicht mehr auf Femme fatale, trug statt kurzem schwarzem Chiffonkleidchen ein langes, elegantes Abendkleid. Sie würde keine provokanten Schlager mit zweideutigen Texten singen, sondern jazzig angehauchte Songs. Dazu passte ihre Stimme wesentlich besser, fand Gesa. Sie wünschte der Freundin viel Glück und ging zurück an ihren Tisch, wo schon Margot, Friedrich und Theodor Conrad saßen. Der Schauspieler hatte es sich nicht nehmen lassen, dabei zu sein, wenn der Phönix aus der Asche wieder hinauf auf die Bühne stieg.

Und was für einen grandiosen Auftritt sie hinlegte! Der große Jazz-Liebhaber Herr Paschke hatte noch einen Trompeter und einen Schlagzeuger zusätzlich zur Klavierbegleitung engagiert, sodass speziell für Inges Rückkehr eine kleine Jazzkapelle zur Verfügung stand.

»*Blackbird, blackbird, singing the Blues all day, right outside of my door ...*«, ertönte Inges Stimme in einer etwas getrageneren Version des bekannten Lieds. Das Publikum war fasziniert. Als Nächstes stimmte sie einen Song an, den der Amerikaner Percy Venable geschrieben hatte. Innerhalb nur eines Jahres war *Big butter and egg man* auch in Deutschland populär geworden. Gesa war der Meinung, dass Inge es wesentlich harmonischer zum Besten gab als die Sängerin May Alix, die damit in Amerika Erfolg hatte, aber mehr für ihre wilden Tanzverrenkungen als für guten Gesang bekannt war. Herr Paschke sprang spontan auf die Bühne, schnappte sich das Mikrofon und imitierte Louis Armstrong, für den Percy Venable das Lied ursprünglich komponiert hatte. Der berühmte Trompeter sang auf der Originalschallplattenaufnahme im Duett mit May Alix. Paschkens Englisch hörte sich lange nicht so gut an wie das von Inge, aber die Inbrunst, mit der er seinen Text schmetterte, machte das wieder wett. Gemeinsam gaben sie ein einmaliges Duett zum Besten, und als sie sich schließlich verbeugten, hielt es die Cafébesucher nicht mehr auf ihren Plätzen. Alle sprangen auf und applaudierten wild.

»Danke, vielen Dank.« Herr Paschke wartete, bis der Lärm abebbte. »Meine Damen und Herren, es ist mir eine besondere Freude, Fräulein Inge Jacobs heute Abend wieder im Palastcafé begrüßen zu dürfen. Wie Sie bereits bemerkt haben, ist sie eine ganz außerordentliche Sängerin, die sich auch durch grölende Quereinsteiger wie mich nicht aus dem Konzept bringen lässt. Vielen Dank, liebe Inge, dass du wieder bei uns bist. Herrschaften, es geht weiter mit einem Charleston. Die Tänzer unter Ihnen brauchen sich gar nicht erst wieder zu setzen.«

Mit einer einladenden Geste überließ der Cafébesitzer Inge und den Musikern die Bühne und zog sich zurück in Richtung Kuchentheke an seinen angestammten Platz, von dem aus er alles im Blick hatte.

Nach ihrer einstündigen Darbietung setzte sich Inge zu ihren Freunden an den Tisch. Sie musste erschöpft sein, aber davon war ihr in ihrer Begeisterung nichts anzumerken. Sie leuchtete förmlich.

»Gratuliere zum gelungenen Auftritt«, sagte Herr Conrad und bestellte eine Flasche Sekt. Kurz dachte Gesa an die Erebos Bar. Es lagen Welten zwischen den alten Zeiten in der schmuddeligen Bar und dem, was Inge eben hier im Palastcafé abgeliefert hatte. Sie hatte das Format zur großen Sängerin.

»Schön, dass Sie auch gekommen sind«, sagte Inge. »Ist ja nicht ganz leicht für Sie in der Öffentlichkeit. Mussten Sie viele Hände schütteln?«

»So zwei oder drei.« Er grinste schelmisch. »Aber Ihr Chef scheint über meine Anwesenheit erfreut zu sein. Er hat mir schon unaufgefordert das zweite Stück Kuchen hingestellt.«

»Na, das will was heißen.«

Theodor Conrad reckte den Hals und sah über Inges Schulter hinweg zum Nebentisch, an dem ein einzelner Herr saß. Aus dem Augenwinkel bemerkte Gesa, wie sich dieser erhob und langsam herüberkam.

»Ah, Fräulein Jacobs, wir beide haben in den vergangenen Tagen viel über Beruf, Erfolg und das Leben im Allgemeinen gesprochen«, hob Theodor Conrad unterdessen an. Wurde das eine Ansprache des Schauspielers? Er wirkte fast ein wenig bewegt,

irgendwie seltsam. »Und darüber, dass Sie es bis an die Spitze schaffen können, wenn Sie an sich glauben.«

Inge nickte. »Ich werde das beherzigen.«

»Gut. Denn es kann sein, dass sich beruflich bald schon einiges für Sie verändern wird. Darf ich Ihnen meinen Freund Ulrich Held vorstellen?« Der Herr hatte nun ihren Tisch erreicht. »Er arbeitet für *Electrola*. Das ist, wie Sie vielleicht wissen, eine noch junge Tochterfirma der englischen Gramophone Company, die erst seit gut zwei Jahren eine Schallplattenlizenz hat und hier in Deutschland seit einem Jahr Platten produziert.«

An dieser Stelle übernahm Herr Held. Er nickte allen am Tisch zu und schüttelte Inges Hand. »Was aber nicht viel heißen will, denn wir sind eine Firma auf dem Weg nach oben und suchen besondere Gesangstalente. Von denen ich heute Abend hier eindeutig eines gehört habe.«

»Vielen Dank«, hauchte Inge.

»Ich will Sie auch nicht lange vom Feiern mit Ihren Freunden abhalten, aber wenn Sie fünf Minuten Zeit haben, würde ich Ihnen gerne kurz einen Vorschlag unterbreiten.« Er reichte ihr seine Visitenkarte.

»Natürlich, gern. Am besten, wir gehen nach hinten in die Garderobe.«

Gesa sah den beiden hinterher und dann hinüber zu Margot, die mit offenem Mund dasaß. Wie oft hatten sie sich zusammen genau diese Szene ausgemalt? Den Auftritt des Schallplattenproduzenten, der die Visitenkarte zückte und Inge um ein Gespräch bat. Niemand sagte etwas, auch die beiden Herren nicht.

Doch Margot hielt es irgendwann nicht mehr aus. »Inge kriegt einen Plattenvertrag!«, brach es aus ihr heraus.

»Dafür ist es noch zu früh«, bremste Friedrich. »Erst mal abwarten, was Herr Held zu sagen hat.«

»Ich bin mir sicher, Inge kriegt einen Plattenvertrag«, wiederholte Margot aufgeregt.

Auch Gesa merkte, wie ihr Atem schneller ging. Sie musste sich zusammenreißen, sonst würde ihr schwindlig werden. Und nichts wäre peinlicher, als in Ohnmacht zu fallen, wenn Inge die frohe Botschaft verkündete.

»Nein, nein, Herr Milanski hat vollkommen recht. Niemand bekommt gleich einen Vertrag vom Fleck weg. So läuft das nicht in der Wirklichkeit. Die Dinge wollen verhandelt werden, schön langsam und überlegt. Das ist bei uns Schauspielern so und bei den Sängern auch.«

»Sie haben das für Inge getan. Sie haben Herrn Held heute hierherbestellt, damit er sie singen hört. Ohne vorher groß herumzutönen oder Gegenleistungen zu fordern. Herr Conrad ...« Gesa versagte die Stimme.

»Schon gut, Fräulein Westhof, nun werden Sie mal nicht emotional. Hier, trinken Sie noch ein Gläschen.« Er goss ihr nach. Gesas Gefühlsausbruch war ihm sichtlich peinlich. »Und dann warten wir mal ab ... Ah, das ging ja schnell, sehen Sie, da kommen sie schon zurück.«

Bevor Inge und Herr Held den Tisch erreichten, schüttelten sie einander die Hände und verabschiedeten sich. Im Vorbeigehen tippte sich der Produzent grüßend an den Hut und verließ das Palastcafé.

»Und?« Margot sah aus, als würde sie gleich platzen vor Neugierde.

Inge setzte sich zu ihnen und atmete tief durch. »Herr Held meint, er wäre an einer Zusammenarbeit mit mir interessiert. Und hat mich für kommenden Freitag zu Probeaufnahmen in die Singakademie nach Berlin eingeladen.«

Gesa und Margot brachen in Jubel aus und fielen Inge um den Hals.

»Dann bestell ich noch 'ne Flasche«, kommentierte Herr Conrad mit einem fröhlichen Lächeln, und auch Friedrich hatte die Begeisterung gepackt.

»Mensch, Inge, das ist eine absolute Wucht. Ich sage dir hier und heute voraus, dass es kein Jahr mehr dauern wird, bis ich deine Platten im Sender auflege. Ich hoffe, du bleibst uns auch erhalten, wenn du mächtig berühmt bist. Für Gastauftritte bei Radio Frankfurt, der Wiege deines Erfolgs, du weißt schon.«

Margot gab ihrem Freund einen Kuss: »Ach Fritz, du bist echt das Aushängeschild des Senders. Hoffentlich weiß unser Herr Intendant, was er an seinem Abteilungsleiter hat.«

»Tausend Dank, Herr Conrad. Das vergesse ich Ihnen nie.« Inge drückte dem Schauspieler einen Kuss auf die Wange.

»Keine Ursache. Ich habe nur einen Freund um eine Stunde seiner Zeit gebeten, mehr nicht. Den Rest haben Sie jetzt in der Hand.«

Es wurde spät an diesem Abend. Die Freunde feierten ausgelassen, und als sie sich zur Sperrstunde voneinander verabschiedeten, liefen Inge und Gesa untergehakt nach Hause.

»Ach du liebe Güte«, flüsterte Gesa, als sie in die Ziegelgasse bogen. Auf der Stufe vor ihrer Haustür saß eine Gestalt. War Werner zurückgekommen? Ihr Puls begann zu rasen. Tapfer schluckte sie die Wut darüber hinunter, dass er ihr auch diesen schönen Abend ruinieren musste. Sie ließ Inges Arm los und näherte sich ihm mit forschem Schritt.

Der Mann stand auf. »Gesa! Gott sei Dank, da bist du endlich.«

»Albert!« Mitten in der Bewegung hielt sie inne. Inge, die einen Schwips hatte und auch jede Berechtigung dazu, knallte von hinten gegen sie.

»Ups.« Sie trug noch immer das Abendkleid. Der champagnerfarbene Stoff verhedderte sich zwischen ihren Beinen, und sie raffte ihn, damit sie besser weitergehen konnte. »Tschuldigung. Ich meine natürlich: Guten Abend, Herr Bronnen.« Sie schnappte sich den Hausschlüssel aus Gesas Hand und schob den Intendanten kurzerhand von der Türschwelle. »Sie sind ja wegen Gesa hier, nicht wahr? Da gehe ich dann lieber schon mal hoch in die Federn, und ihr beiden klärt, was ihr klären müsst.« Noch einmal drehte sie sich zur Freundin um und wedelte mit den Armen. »Aber nicht hier vor dem Haus, gell? Du weißt ja, wer in der Gasse mithört. Die gesamte Nachbarschaft. Egal zu welcher Tageszeit. Gute Nacht.« Damit verschwand sie im Haus. Es wurde wieder still.

Entgeistert starrte Gesa Albert an. Seit wann wartete er hier auf sie? Und weshalb? Wusste er eigentlich, wie spät es war? Keine einzige ihrer Fragen traute sie sich zu stellen. Zu verunsichert war sie, nachdem er sie im Sender einfach hatte stehen lassen. Außerdem hatte sie Angst, er würde wieder verschwinden, wenn sie etwas Falsches sagte.

»Liebfrauenberg?«, flüsterte er. Sie nickte und folgte ihm die wenigen Schritte hinaus aus der Ziegelgasse. Weil sie sich schlecht mitten auf den großen Platz stellen konnten, setzten sie sich auf eine Bank vor einem kunstvoll dekorierten Haus. *Chocolade-Fabrik Gebrüder de Giorgi* war im Licht der Straßenlaternen auf der Fassade zu lesen. Es war ein Eckhaus, mit Türmchen und Säulen, runden wie eckigen Fenstern, manche mit, andere ohne Fensterläden. Ein Sammelsurium an Stilrichtungen war verbaut worden, was es unmöglich machte, das Alter des Hauses einzuordnen. Immer, wenn Gesa den Liebfrauenberg überquerte, faszinierte sie das bunte Bauwerk. Im Verkaufsladen des Erdgeschosses hatte sie sich schon unzählige Tüten Nusschokoladebruch gegönnt. Dass sie einmal nachts um halb eins mit Albert Bronnen auf der Bank davor sitzen würde, hätte sie sich nie träumen lassen.

»Wie geht es dir?«, fragte er, weil klar war, dass sie das Gespräch nicht eröffnen würde. Er deutete auf ihren Hals. »Das sind Würgemale, und man sieht sie immer noch.«

Gesa verwünschte die Straßenlaterne, die direkt neben der Bank stand. »Sie verblissen aber schon.«

»Hm. Hat dir dein Verlobter wehgetan?«

»Nicht so sehr wie du.«

»Wie meinst du das?«

»Du gibst mir nicht einmal die Chance, mich zu erklären. Was denkst du, wie sich das anfühlt?«

Er seufzte, lehnte sich vor und stützte die Ellenbogen auf seine Oberschenkel. »Deshalb bin ich hier.« Sein Blick war starr nach unten auf die Pflastersteine gerichtet. »Es war nicht in Ordnung von mir, dich im Sender zurechtzuweisen. Herr Milanski hat richtiggestellt, dass dich keinerlei Schuld an diesem Impromptu-Auftritt bei der Morgengymnastik trifft. Im Gegenteil, ich danke dir, dass du mitgespielt hast und die Ausstrahlung so zu einem Erfolg und nicht zu einem Debakel wurde. Zufälligerweise hat der Aufsichtsratsvorsitzende samt Gattin die Sendung gehört, und beide waren begeistert. Herr Velbert hat extra angerufen, um mich zu diesem frischen Ansatz zu beglückwünschen.« Er räusperte sich. »Was meinen raschen Abgang betrifft ...«

»Du meinst, dass du mich einfach hast stehen lassen?«

»Hm. Also das war ...«

»Kindisch?«

Sein Kopf fuhr herum. Im Lampenschein funkelten seine Augen. »Das ist nicht das Wort, das ich gewählt hätte, aber bitte. Mein Verhalten war kindisch. Und deines? Ich habe dir vertraut, Gesa, war der Meinung, dass wir ehrlich zueinander sind. Du weißt, wie ich Falschheit verabscheue. Und dann steht plötzlich irgendein Kerl vor mir, der behauptet, er wäre dein Verlobter. Nach allem, was zwischen uns war.«

»Aber er hat gelogen! Ich war nie mit Werner verlobt.«

Alberts Blick hielt den von Gesa fest. »Hat mir Herr Milanski bei unserem Gespräch heute auch erzählt. Ungefragt, möchte ich dazusagen.«

»Es wäre nett gewesen, wenn du mir die Gelegenheit gegeben hättest, die Situation aufzuklären.«

»Das tue ich in diesem Moment.«

Der Mann war unglaublich! Empörung kochte in Gesa hoch. Er kam hier an und tat, als wolle er Bedauern über sein dummes Verhalten ausdrücken, und dabei schaffte er es binnen weniger Minuten, sie wieder in die Defensive zu manövrieren.

»Also schön.« In gespielter Resignation hob sie die Hände. »Ich stamme aus der Nähe von Bielefeld. Meine Eltern sind früh gestorben, und ich wuchs bei einer Tante auf, die mich nicht liebte und nur als Belastung sah. Und als goldenes Kalb, solange sie von meinem Erbe was abzwacken konnte. Werner Krewis ist ein brutaler Mensch, der keinerlei Achtung vor Frauen hat. Aber auch ein im Ort angesehener Buchhalter. Ironie des Schicksals. Meine Tante Cläre hat ihn kennengelernt, weil er ihren Verbrauch meines Geldes schönrechnen sollte. Im Gegenzug haben sich die beiden darauf geeinigt, dass ich Werner eigentlich gleich heiraten könnte. Er war auf der Suche nach einer Frau, sie wollte mich sowieso loswerden, und zusammen hätten sie sicher schnell den Rest meines Erbes verprasst.« Die Worte schmeckten bitter, als Gesa sie sprach, und kamen ihr nicht leicht über die Lippen. Es war demütigend. »Natürlich lasse ich mich nicht gegen meinen Willen verheiraten, ich bin eine erwachsene Frau. Und ich hatte auch keine Lust, mich auch nur eine Sekunde länger mit diesen beiden schrecklichen Charakteren auseinanderzusetzen. Deswegen bin ich nach Frankfurt gekommen. Um endlich frei zu sein. Ich dachte nicht, dass ich Tante Cläre oder Werner eine Erklärung schulde, und der Meinung bin ich nach wie vor. Mit diesen Leuten habe ich nichts zu tun.« Sie atmete tief durch.

»Und dann hat dieser Kerl dich ausfindig gemacht und ist dir hierher gefolgt?«

»Ja. Aber ich habe mich nicht versteckt und werde es auch nie tun.«

»Wo ist er jetzt?«

Gesa lächelte grimmig. Sie tastete nach den Würgemalen an ihrem Hals. »Bei unserem letzten Aufeinandertreffen hat er den Kürzeren gezogen. Er wird mich nicht mehr belästigen.«

»Ich hätte dir beistehen müssen.«

Mit dem Zeigefinger strich sie sanft eine Haarsträhne aus seiner Stirn. Er ließ sie gewähren. »Nein. Ich musste mir selber helfen.« Ebenso wie Inge und Margot, fügte sie im Stillen hinzu. Sie waren durchaus dazu fähig, für sich einzustehen.

»Es tut mir leid, Gesa. Was war ich für ein Trottel. Ich hätte dir die Möglichkeit geben müssen, dich zu erklären, anstatt einfach den Behauptungen eines völlig Fremden zu glauben. Der noch dazu keinerlei Beweise für diese angebliche Verlobung hatte.«

»Warum?«

»Wie bitte?«

»Warum hast du so reagiert?«

Er richtete sich endlich auf und lehnte sich zurück an die Bank. »Ich war verletzt, dachte, du spielst nur mit mir. Obwohl ich dich liebe.«

Der letzte Satz zündete ein Freudenfeuerwerk in Gesas Herz. So fühlte es sich also an, wenn der Richtige die richtigen Worte sprach. Besser als ein Tag im Nizza, besser als ein Sprecher-Erfolg im Radio, besser als alles andere auf der Welt.

Langsam stand sie auf und stellte sich vor Albert. Sie beugte sich zu ihm hinunter, nahm sein Gesicht in beide Hände und küsste ihn. Als er sie auf seinen Schoß zog, den

Kuss intensivierte und Gesa fest an sich drückte, fand sie, dass eine Versöhnung nach einem Streit auch etwas für sich hatte.

»Sollen wir zu dir gehen? Es ist zwar spät nachts, aber wir sitzen hier ziemlich auf dem Präsentierteller«, raunte er.

Sie verschränkte ihre Finger in seinem Haar. Eigentlich hätte sie ewig in dieser Innigkeit verharren mögen. »Inge mag keinen Herrenbesuch in ihrer Wohnung.«

Er lachte leise. »Ach was? Derart konservativ hätte ich Fräulein Jacobs nicht eingeschätzt. Aber meinetwegen, ich will nicht, dass du Schwierigkeiten mit deiner züchtigen Hausmutter bekommst.« Noch immer amüsiert legte er seine Stirn an die ihre. »Dann werden wir wohl hinüber nach Sachsenhausen fahren müssen.«

»Unbedingt«, sagte Gesa. »Wo steht dein Fahrrad? Ich sitze hinten.«

* * *

In den darauffolgenden Tagen war die Stimmung im Sender besonders entspannt und heiter, und Gesa vermutete, dass das gesamte Ensemble es ähnlich empfand.

Der Intendant trat hochmotiviert auf. Vor allem am Mittwochmorgen, als er die Sprecher, den Chor und die Musiker im Aufenthaltsraum zusammentrommelte.

Auch Inge war gekommen, auf Alberts ausdrücklichen Wunsch hin, und stand zusammen mit ihren beiden Freundinnen am Fenster zur Dachterrasse. Gesa wusste, sie war ein wenig unsicher, was sie erwartete. Außerdem befand sie sich zum ersten Mal wieder im selben Raum mit Curt Schäfer. Der sie kindischerweise keines Blickes würdigte, sondern hinter seinen Sängern am gegenüberliegenden Ende des Zimmers Position bezogen hatte. Gesa konnte nicht anders, als mit den Augen zu rollen.

Im Gegensatz zu ihrer früheren adretten Sekretärinnenkluft trug Inge weit geschnittene Leinenhosen in Beige mit dunklen Nadelstreifen und dazu einen figurnahen, kurzärmeligen Strickpulli mit eingestickten Blümchen um den runden Halsausschnitt. Kleidung, die der wahren Inge entsprach. Modern, selbstbewusst und dennoch feminin. Es war eine Freude zu sehen, dass sie zu ihrem Stil stand. Als sie Margot bei der Ankunft im Treppenhaus über den Weg gelaufen waren, hatte die Freundin es entzückt auf den Punkt gebracht: »Formidabel! Das ist die echte Inge, eine bunte Mischung aus Boheme, keck, ausgefallen und schick. So unterschiedlich wie die Lieder, die du singst.«

Margot selbst hatte ihr Lieblingssommerkleid an, ein pastellgrünes, das ihr hervorragend stand. Natürlich sah sie wesentlich entspannter aus als Inge, und ihre ruhige Ausstrahlung schien auf die Freundin abzustrahlen. Als Albert in den Probenraum kam, hakte sich Margot federleicht bei Inge unter, die augenblicklich damit aufhörte, mit der Fußspitze auf den Boden zu tippen.

»Herrschaften, es ist so weit. Kommissar Feldmann erhält einen neuen Ermittlungsauftrag. Sein Schöpfer, Herr Michaelis, hat mir zugesichert, das Skript für Fall zwei, Folge eins bis kommenden Montag fertig zu haben. Wir werden also bald mit den Proben beginnen, und daher dachte ich, es wäre an der Zeit, Sie über unser Vorgehen zu informieren. Bezüglich der Programmgestaltung habe ich mich mit dem Aufsichtsrat darauf geeinigt, dass wir ab Ende September auf Sendung gehen. Somit bleibt uns genügend Zeit, die Werbetrommel zu rühren, und das Hörspiel zieht sich bis

in den Spätherbst hinein.«

»Wenn viel mehr Leute daheim vor den Geräten sitzen als im Sommer«, bestärkte Ernst Gehring.

»Ganz genau. Was die musikalische Gestaltung betrifft – die wird im Vergleich zum ersten Teil deutlich ausgebaut, denn der Fall spielt im Jazz-Milieu. Als Gastsängerin werden wir hoffentlich Fräulein Jacobs verpflichten können, die Sie alle kennen.« Er winkte Inge zu. »Wenn Sie nachher noch kurz Zeit haben, dann könnten wir das Formelle regeln. Allerdings wird Fräulein Jacobs nicht mit dem Chor arbeiten, sondern als Solistin auftreten und sogar eine kleine Sprecherrolle bekommen.«

Ein strahlendes Lächeln breitete sich auf Inges Gesicht aus. Sie nickte voller Freude und hielt einen Daumen nach oben, um Albert ihre Zustimmung zu signalisieren. Gesa platzte fast vor Stolz. Das war Inges endgültiger Triumph über Chorleiter Schäfer. Leider saß der immer noch auf seinem Posten. Albert hatte gemeint, seine privaten Amusements würden keinen rechtlichen Grund für eine Kündigung liefern. Aber er hatte versprochen, Curt Schäfer wegzuloben, und das schien geklappt zu haben.

»Herr Schäfer wird uns zum nächsten Ersten verlassen und zum örtlichen Zwischensender nach Kassel wechseln. Da wir einen sofortigen Ersatz auf seiner Stelle brauchen, hat sich Frau Waldschmidt dazu bereit erklärt, die Chorleitung zu übernehmen.« Ein Raunen ging durch den Raum, gefolgt von Applaus. Dora Waldschmidt winkte in die Runde. Der erleichterte Ausdruck in Inges Augen war eine Freude für Gesa. Albert hatte ihr am Vortag erzählt, dass der Aufsichtsrat sich darüber mokiert hätte, Dora Waldschmidt wäre überbezahlt. Mit ihrer Beförderung konnte der Intendant das Gehalt rechtfertigen. Zudem war die klassisch ausgebildete Sängerin für den Posten mehr als qualifiziert.

Was Curt Schäfer betraf, der würde in nächster Zeit hauptsächlich Schallplatten auflegen, wie Albert Gesa nicht ohne Schadenfreude anvertraut hatte. Vor zwei Jahren ursprünglich lediglich ins Leben gerufen, um das Radiosignal aus Frankfurt zu verstärken, das in der Kasseler Gegend schlecht zu empfangen war, strahlte die Zwischenstelle mittlerweile ein bescheidenes eigenständiges Programm aus. Größtenteils sendeten sie das von Radio Frankfurt. Schäfers Stellenbezeichnung »musikalischer Gesamtleiter« war also ebenso aufgeblasen wie er selbst. Es steckte wenig dahinter, aber der Chorleiter war darauf eingestiegen und versprach sich Großes.

Wenn Inge in Berlin einen Plattenvertrag ergatterte, womit Gesa schwer rechnete, dazu die Rolle im neuen Hörspiel bekam und weiterhin im Palastcafé sang, würde sie keinerlei Geldnöte mehr haben. Und ihren Sekretärinnenposten sicher nicht vermissen. Gesa tastete nach Inges Hand. Die Freundin erwiderte den Druck. Am liebsten hätten sie alle drei laut gejubelt, aber so steckten sie lediglich die Köpfe zusammen und strahlten einander an.

»Auch bei der Verteilung der Sprecherrollen gibt es eine Neuerung«, fuhr Albert fort. »Es wurde entschieden, keine Schauspielerin von außerhalb für die weibliche Hauptrolle zu engagieren, sondern sie hausintern an Frau Annegret Meyer zu vergeben.« Diese Nachricht führte zu weiterem Applaus, und Annegret verbeugte sich lachend in alle Richtungen. Albert hatte ihr die frohe Botschaft schon vorab verkündet.

Seine nächste Ankündigung hingegen traf ihre Adressatin völlig überraschend: »Weil wir planen, eine längerfristig laufende Hörspielreihe mit Kommissar Feldmann zu machen, hat sich Herr Michaelis dazu entschlossen, seinem Ermittler eine Partnerin zur Seite zu stellen. Gewissermaßen als gemischtes Investigationsdoppel. Natürlich fällt dem Kommissar, respektive Herrn Conrad, weiterhin die tragende Rolle zu, aber wir glauben, dass ein wenig weiblicher Charme bei den Hörern gut ankommen wird. Daher hat Herr Michaelis die Figur der Ellen Feldmann entwickelt, der Nichte des Kommissars. Ellen ist eine wissbegierige, abenteuerlustige junge Frau, die sich in die Ermittlungen einmischt. Ihr Onkel ist zunächst dagegen, nimmt ihre Hilfe dann aber doch in Anspruch. Diese Rolle wird in den kommenden Fällen ausgebaut, und damit bringen wir zusätzlich zur weiblichen Hauptfigur eine weitere starke Frauendarstellung. Gespielt wird Ellen Feldmann von Gesa Westhof. Wenn sie mag.«

Perplex sah Gesa zu Albert. Der nickte ihr fragend zu.

»Sie mag. Herzlich gern«, stieß sie begeistert hervor.

Wesentlich weniger gefasst als Annegret zuvor musste Gesa erst einmal begreifen, was sie eben gehört hatte. Sie bekam eine Dauerrolle! Wie sonst nur Theodor Conrad. Die ausgebaut werden sollte. Wie unfassbar war das denn? Ein Traum erfüllte sich. Lachend verbeugte sich nun auch Gesa vor dem Ensemble. »Danke! Vielen Dank!«, rief sie.

»Ich habe große Pläne für Radio Frankfurt«, übernahm Albert wieder. »Die voraussetzen, dass wir alle gut zusammenarbeiten. Die SÜWRAG wird Radio Berlin überflügeln, da bin ich mir ganz sicher. Gemeinsam werden wir wunderbare Sendungen auf die Beine stellen und unsere Zuhörer noch mehr begeistern als bisher. Heute habe ich die neuen Zahlen bekommen. Erklärter Publikumsliebhaber ist unser Herr Milanski mit seinen Außenreportagen und natürlich der Morgengymnastik. Mittlerweile gibt es im Senderbereich weit über einhunderttausend Rundfunkteilnehmer. Eine kolossale Zahl! Davon können die Zeitungsmacher nur träumen. Dabei ist das nur ein Bruchteil der Leute, die wir tatsächlich erreichen können. Ich sage Ihnen voraus, dass in zehn Jahren in fast allen deutschen Haushalten ein Radioempfänger stehen wird. Und nun stellen Sie sich vor, wie viele Menschen das sein werden, die täglich unsere Stimmen hören. Die mit uns turnen, an unseren Wettbewerben teilnehmen, Hörerbriefe schicken, bei Sportreportagen mitfiebern oder sich einfach von Musik und Hörspielen verzaubern lassen. Wir können alle stolz auf uns sein.«



EPILOG ALBERT UND GESA

Frankfurt 1929

Rundfunknachrichten 1929:

»Amelia Earhart wird die erste Präsidentin des neu gegründeten *Clubs der Neunundneunzig*.«

Die Ninety Nines wurden im November 1929 auf Long Island ins Leben gerufen. Der Club vertrat die Interessen von neunundneunzig Pilotinnen. Damals gab es insgesamt nur einhundertsiebzehn registrierte Pilotinnen in den USA. Besonders Amelia Earharts Popularität verschaffte den Fliegerinnen bald mehr Ansehen und Akzeptanz, und heute sind die Ninety Nines die größte Pilotinnenvereinigung der Welt.

Albert Bronnen war glücklich. Wie er es vorausgesagt hatte, schritt die Entwicklung des Radios rasend schnell voran. Nur zwei Jahre nach Kommissar Feldmanns erstem großen Hörspielerfolg gab es im Deutschen Reich bereits drei Millionen Rundfunkhörer. Radio war zu einem Massenmedium geworden. Der Sender in der Hauptstadt war nach wie vor die Nummer eins, doch die Konkurrenz war ihm dicht auf den Fersen. Besonders die in Frankfurt. Albert bekam sein neues Sendegebäude. Der Aufsichtsrat der SÜWRAG stimmte einem hochmodernen Geschäftshaus in der Eschersheimer Landstraße zu, in dem neben Verwaltung und Sendestudios ein großer Saal mit einer fest installierten Orgel geplant war. Wie gemacht für ein aufstrebendes Rundfunkorchester.

Beim Spatenstich im April stand Albert höchstpersönlich und stundenlang auf der Baustelle. In sich gekehrt und mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen, verwirrte der Mann im Anzug manchen Bauarbeiter, der ihn für den Architekten hielt. Dabei genoss er einfach nur den sichtbaren Fortschritt.

Seinen für ihn persönlich größten Karrieresieg errang er aber auf einem anderen Gebiet. Das fünfte Kriminalhörspiel mit dem Titel *Kommissar Feldman und das Samarkand-Geheimnis* ging nicht direkt auf Sendung, sondern die einzelnen Episoden wurden vorab aufgezeichnet.

Zu einem ersten Aufnahmeversuch traf sich eine Handvoll Darsteller – Theodor Conrad, Annegret Meyer, Ernst Gehring, Albert als Intendant sowie seine Ehefrau Gesa – an einem Abend im Herbst noch in den alten Räumen über dem Frankfurter Postscheckamt. Sie wollten erst alles testen, bevor sie das Novum dem Rest der Kollegenschaft präsentierten.

»Und nun? Wie soll das funktionieren?«, fragte Ernst Gehring neugierig.

Genau wie vor zwei Jahren das Diktiergerät in seinem Büro hatte Albert auch diesen Apparat mit einem weißen Tuch abgedeckt, das er nun mit einem lauten »Ta-daaaaa!« zur Seite zog.

»Ich präsentiere: das neueste Stahlbandaufzeichnungsgerät. Eine Weiterentwicklung des Blattnerphone.«

»Wie bitte?«, fragte Annegret Meyer, deren technischer Enthusiasmus klar nicht an den ihres Kollegen heranreichte.

»Ich verfolge die Entwicklung, was Aufzeichnungsgeräte betrifft, seit Jahren«, erklärte Albert. Nach regem Briefverkehr mit Curt Stille, der zusammen mit Ludwig Blattner erste Aufzeichnungsfortschritte erzielt hatte, war Albert nach London gereist, um zu sehen, was die dortige British Broadcasting Company verwendete. Ebenjenes Gerät, das auch er nun für Radio Frankfurt erworben hatte.

»Das ist derzeit das Neueste und Beste auf dem Markt. Zwar nicht besonders geeignet für Musikaufzeichnungen, aber wir planen ja schließlich ein Hörspiel und kein Konzert, nicht wahr?«

Nachdem alle Anwesenden das Gerät genau in Augenschein genommen hatten, stellten sich die Sprecher um das Mikrofon auf.

Albert ließ sie testweise erste Passagen lesen.

»Gesa, du musst näher ran, man hört dich nicht gut.«

Seine Frau strich mit der Hand über die ausladende Wölbung ihrer Körpermitte. In wenigen Monaten würde sie ihr erstes Kind zur Welt bringen. »Ich will das Mikrofon nicht mit meinem Bauch umschubsen. Gut, dass man mich im Radio nicht sieht. Kein Mensch würde mir sonst die flotte Nichte abnehmen, die zusammen mit dem Kommissar hinter Verdächtigen herspurtet. Na ja, wenigstens muss ich mich nicht bemühen, um kurzatmig zu wirken.« Sie reckte den Kopf vor und wiederholte ihren Text. Diesmal klappte es besser.

Nach einer Stunde war klar, die Möglichkeit zur Aufzeichnung würde alles ändern. Sie würde Radio Frankfurt in ein neues Zeitalter katapultieren.

Nachdem die Kollegen gegangen waren, blieben Albert und Gesa alleine zurück. Sie hörten sich die Aufnahme in Ruhe noch mal an.

»Es klingt richtig gut«, sagte sie und wirkte überrascht. »Irgendwie hatte ich erwartet, es würde sich blechern anhören. Aber das sind wir, in eins a Tonqualität.«

»Und dabei ist das hier nur eine Übergangslösung.«

»Albert, wirklich, gerade hast du es uns als das Beste vom Besten verkauft.«

Er wiegte den Kopf hin und her, streichelte ebenfalls über den Bauch seiner Frau. »Derzeit. Ja. Aber nicht für lange. Du weißt, dass ich noch immer Kontakt zu Fritz Pfeumer habe. Sein Magnetband ist diesen Stahlbandgeräten weit überlegen, in allen Belangen. Letztes Jahr hat er den Prototyp eines Abspielgeräts gebaut. Aber bis das in Serie geht, bis man das kaufen kann, das dauert noch ein Weilchen.«

Liebevoll küsste Gesa Albert auf den Mund. »Und wie ich dich kenne, hast du Radio Frankfurt gleich mal an die erste Stelle der Warteliste setzen lassen.«

»So ungefähr. Sobald der Hersteller so weit ist, kriegen wir ein Gerät. In der Zwischenzeit«, ebenso zärtlich wie vorhin seine Frau streichelte Albert nun das

Aufzeichnungsgerät, »arbeiten wir mit diesem hier. Und hängen die Konkurrenz meilenweit ab. Ich denke an ...« Er machte eine Geste mit seiner Hand, als würde er die Überschrift einer Tageszeitung unterstreichen. »Sensation bei Radio Frankfurt! Hören Sie die Uraufführung von *Kommissar Feldmann und das Samarkand-Geheimnis* am Freitagabend um zwanzig Uhr. Und für alle, die es verpasst haben, senden wir die Wiederholung am Sonntagnachmittag!« Er strahlte. »Was denkst du, was da los sein wird!«

»Ich persönlich sehe den Vorteil auch darin, dass wir uns mit der Aufzeichnung vielleicht ein wenig beeilen können. Nicht dass die Geburt von Baby Bronnen das Finale ruiniert.«

»Gut mitgedacht. Ich werde das bei der Planung berücksichtigen, mein Schatz.«

Die Sendung von Folge eins war die letzte Ausstrahlung aus den alten Räumen über dem Postscheckamt.

»Bist du traurig, Albert?«, fragte Gesa.

»Erstaunlicherweise ja. Dabei fiebere ich dem Umzug seit dem Spatenstich entgegen. Aber nun, wo es so weit ist, kommt doch ein wenig Nostalgie auf. Nie wieder werden wir uns heimlich im Paternoster küssen, keine Schäferstündchen in der winzigen Teeküche mehr.« Er seufzte theatralisch.

»Ich bin zuversichtlich, dass wir auch in den neuen Räumlichkeiten romantische Eckchen finden.«

Während aus dem Sendestudio *Kommissar Feldmann und das Samarkand-Geheimnis* übertragen wurde – Ernst Gehring hatte sich freiwillig bereit erklärt, dabei zu bleiben, damit nichts schiefging –, feierte die Belegschaft von Radio Frankfurt eine Cocktailparty in den teilweise leeren Räumen.

Peter Nagel gesellte sich zu Gesa und Albert und stieß mit ihnen an. Die Herren trugen elegante Smokings, die Damen Abendkleider, um den Anlass gebührend zu würdigen. Gesa hatte ihres ordentlich ändern müssen, um noch hineinzupassen.

»Da haste Glück, dass du schwanger bist«, feixte Peter Nagel, »sonst hättest du beim Umräumen der Requisiten helfen müssen.«

Gesa lachte. »Als ob ich das Zeug nicht schon genug herumgeschleppt hätte.«

»Auch das wird im neuen Sendergebäude besser«, versprach Albert. »Wir werden viel mehr Platz haben und eigene Räumlichkeiten nur für unsere abenteuerlichen Ton-Gerätschaften.«

»Ein Träumchen.«

»Genau, Herr Nagel. Und wir werden wohl einen eigenen Requisiteur brauchen. Wäre das ein Posten, der Sie interessiert?«

Gesa streichelte über Alberts Rücken, überließ die Herren ihrem Gespräch und schlenderte zu Inge und Margot.

Die beiden luden sich gerade ihre Teller voll mit Blätterteigtaschen, Käse, Weintrauben und Pastetchen. Der Aufsichtsrat hatte sich beim Büfett mal wieder großzügig gezeigt.

»Ich bin neidisch, dass du für zwei essen darfst«, meinte Inge und schob sich eine Traube in den Mund.

»Hm, ja, nur langsam passt nichts mehr rein.« Gesa stellte sich ins Profil, damit die Freundinnen die Dimension des Bauches klar sehen konnten.

»Das dauert nicht mehr lang«, sagte Margot mit Kennerblick, bevor sie einen Schluck Sekt nahm. »Hach, Kinder, hättet ihr euch das noch vor einem Jahr vorstellen können? Während wir es uns hier gut gehen lassen, sind wir gleichzeitig drüben im Studio auf Sendung. Und haben die Gewissheit, dass unsere Darbietung fehlerfrei und pipifein ist.«

»Darauf stoße ich gern an.« Inge hielt ihr Glas hin.

»Und auf deine neue Platte«, fügte Gesa hinzu. »Gerade mal seit einem Monat veröffentlicht und schon ganz oben auf der Wunschliste bei unseren Hörern. Du hast es geschafft, Inge. Mächtig nett von dir, dass du noch immer Gastauftritte bei *Kommissar Feldmann* machst.«

Die Freundin winkte lächelnd ab. »Na, wie Fritz seinerzeit im Palastcafé treffend bemerkt hat – ich habe Radio Frankfurt viel zu verdanken, da bleibe ich euch gern treu. Außerdem, so richtig geschafft hat man's doch nie. Aber ich gebe zu, mit der *Electrola* und dem pfiffigen Herrn Held geht es steil bergauf.«

Alle drei stießen an.

»Auf uns«, sagte Margot.

»Auf das Radio«, sagte Gesa.

»Auf die Zukunft«, sagte Inge.

Ende



NACHWORT

Da ich sehr gerne »alte« Kriminalhörspiele der BBC höre, fasziniert mich das Thema Rundfunk schon eine ganze Weile. Besonders der Wandel, den er im Lauf der Zeit erlebt hat. Seit etwa hundert Jahren hören wir in Deutschland Radio. Von Anfang an war viel Musik dabei. Aber auch Nachrichten, Sport, Kultur und Unterhaltung. Bis heute ist der Rundfunk ein Teil unseres Alltags geblieben, noch immer besitzt er eine große Präsenz. Wir alle schalten zumeist täglich mehr oder weniger unbewusst das Radio ein und lassen uns von ihm begleiten.

Interviews mit bekannten englischen Hörspielsprechern, ihre Anekdoten aus einer Zeit, bevor es Fernsehen gab, haben mich dazu inspiriert, mich mit der Historie des Rundfunks in Deutschland zu beschäftigen. Und meine eigene Geschichte zu schreiben, in der ich besonders Frauen eine Stimme geben wollte. Leider gab es in den frühen Radiotagen keinerlei weibliche Musiker in den Rundfunkorchestern – an diesem Umstand änderte sich lange Zeit nichts.

Obwohl Personen und Plot des Romans fiktiv sind, war es mir wichtig, die Handlung auch in der Wirklichkeit zu verankern und den damaligen Zeitgeist möglichst authentisch einzufangen. Daher fließen viele historische Fakten und Vorbilder in das Geschehen mit ein. Einige davon werden im Glossar erklärt.

Besonders Frankfurt als Handlungsort hat mich fasziniert. Nicht nur wegen der interessanten Geschichte der SÜWRAG, sondern weil ich bei meiner Recherche das alte Frankfurt entdecken durfte. Eine wunderschöne, über Jahrhunderte gewachsene Stadt, die leider im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs unterging. Es war sehr berührend, alte Aufnahmen und Bilder zu sehen und mir vorzustellen, wie es wohl einmal gewesen war.

Die Karriere von Albert Bronnens historischem Vorbild verlief örtlich gesehen genau andersherum. Der große Rundfunkpionier Hans Flesch startete bei Radio Frankfurt und wechselte dann nach Berlin. Gerade die ersten Jahre des Rundfunks in Deutschland müssen eine aufregende, von Pioniergeist geprägte Zeit gewesen sein. Ich stelle mir vor, dass es trotz der Herausforderungen für die Beteiligten eine spannende, freudvolle Aufgabe war. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten und deren unmittelbarer Übernahme aller Rundfunksender änderte sich das freilich.

Es war für mich eine große Freude, in diesem ersten Teil den Einstieg von Gesa und ihren Freundinnen in die Rundfunkwelt zu erzählen, und in Teil zwei werde ich ihre Geschichte mit Begeisterung weiterentwickeln.



GLOSSAR

Anstalt für Irre und Epileptische: Das sogenannte Frankfurter Irrenschloss wurde 1865 im noch wenig bebauten Westend eröffnet. Erster Direktor wurde Heinrich Hoffmann, Autor des *Struwwelpeter*. Die psychiatrische Anstalt war für damalige Verhältnisse hochmodern ausgestattet, mit Wasserklosetts, eigenen Bereichen für die verschiedenen Krankheitsbilder und ohne Gitter an den Fenstern. Trotzdem wurde das schöne, schlossartige Gebäude 1928 abgerissen. Auf dem Gelände entstand der Verwaltungsbau der I. G. Farben.

Berliner Illustrierte Zeitung: Überregionale Zeitschriften mit Unterhaltungswert gab es damals fast nur in der Hauptstadt. Die Berliner Illustrierte war eine wöchentliche Zeitung, kostete zwanzig Pfennig und war randvoll mit Klatsch, Tratsch, Werbung, Rätseln und einem Fortsetzungsroman. Viele Fotos dokumentierten das Weltgeschehen, das im Jargon der Zeit kommentiert wurde. Sie erschien im Ullstein Verlag von 1892 bis 1945.

Blattner, Ludwig: Ludwig Blattner, geboren 1881 in eine jüdische Familie, war ein Tausendsassa. Bereits als Jugendlicher zog er nach England und wurde Unternehmer, Erfinder, Filmstudiobesitzer und Produzent. Zusammen mit Curt Stille entwickelte er das Blattnerphone weiter, das von der BBC eingesetzt wurde. Nach wirtschaftlichen Verlusten und aufgrund des Drucks der Banken erhängte sich Ludwig Blattner 1935 im Elstree Country Club.

Bronnen, Albert: Inspiriert ist die fiktive Figur Albert Bronnen von **Hans Flesch**. Johannes Georg Julius Jacob Flesch war ab 1924 künstlerischer Leiter bei der SÜWRAG. Aus seiner Feder stammt das erste deutsche Hörspiel *Zauberei auf dem Sender*, das 1924 live in Frankfurt gesendet wurde. Damals war Hans Flesch erst siebenundzwanzig Jahre alt. Wie Albert suchte er nach einer Möglichkeit, Sendungen aufzuzeichnen. Er war einer der erfolgreichsten und innovativsten deutschen Rundfunkpioniere und wechselte 1929 als Intendant zur Funk-Stunde Berlin.

Buchhandlung Auffarth: Beim Blick auf die Zeil von der Alten Hauptwache aus sah man damals die große Dachreklame in Form eines Globus auf dem *Geschäftshaus mit Verlag und Buchhandlung Franz Benjamin Auffarth*. Erbaut 1902, stand die Buchhandlung an der Stelle des traditionsreichen Café Milani. Es befand sich in illustrierer Nachbarschaft, direkt gegenüber residierten das Modehaus der Gebrüder

Robinson und das Textilkaufhaus der Gebrüder Hoff, daneben das Geschäftshaus *Zum Kaiser Karl*, das wegen seiner Büsten an der Fassade auch *Fratzeneck* genannt wurde.

Conrad, Theodor: Historisches Vorbild für den fiktiven Herrn Conrad ist der Schauspieler **Theodor Loos**, ein damals sehr bekannter Mime auf deutschen Theaterbühnen. Als Filmschauspieler gelang ihm als einem der wenigen der nahtlose Umstieg vom Stumm- auf den Tonfilm. Seit den ersten Tagen des Rundfunks war Theodor Loos mit seiner sonoren Stimme auch beim Radio gut gebucht.

Deutsches Stadion: Das Deutsche Stadion im Berliner Grunewald wurde 1913 eingeweiht und 1934 schon wieder abgerissen. Und zwar für den Bau des Olympiastadions. Dabei war auch das Deutsche Stadion ein imposanter Bau. Es lag tatsächlich, wie im Roman beschrieben, im Inneren einer Pferderennbahn und war nur über einen Tunnel zu betreten. Neben zahlreichen Sportstätten (Radrennbahn, Fußballfeld, Leichtathletik, Cricket) gab es ein 100-m-Schwimmbecken mit einer prächtigen, von vielen Skulpturen eingerahmten Tribüne.

Dradag: Die *Drahtloser Dienst AG* belieferte in der Weimarer Republik seit 1923 alle Radiosender mit politischen Nachrichten, die diese nicht selbst erstellen durften. Sie unterstand dem Reichsinnenministerium. Sie erstellte täglich fünf Nachrichtensendungen, von denen die meisten Radiostationen aber nur jeweils drei ausstrahlten. Und auch das nicht zur besten Sendezeit, sondern mittags und nach zehn Uhr abends, während der hörerschwachen Stunden.

Frankfurter Zeitung: Die Frankfurter Zeitung – nicht zu verwechseln mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung – gab es von 1866 bis 1943. In der Weimarer Republik war sie eine der wenigen demokratischen Publikationen und vor allem berühmt für ihr Feuilleton.

Kaufhaus Michael Schneider: Das Stammhaus der Kaufhauskette *Michael Schneider* war eines der wichtigsten Kaufhäuser in Frankfurt. Die Firma expandierte beständig und erweiterte zusehends ihr Angebot. 1907 wurde ein großes Geschäftshaus auf der Zeil eröffnet. Während der Luftangriffe 1944 wurde es, wie fast die gesamte Frankfurter Altstadt, ausgebombt. Heute gibt es noch ein einziges Modehaus *M. Schneider*, und zwar in Offenbach am Main.

Lacroix, Eugen: Der Koch aus Baden kam in den 1920er-Jahren nach Frankfurt und gründete ein Feinkostimperium, das ihm die Betitelung »Suppenkönig« einbrachte. Mit Delikatessen in Dosen machte er ein Vermögen. Noch heute steht sein Name auf den Suppen von Continental Foods, die einen besonders edlen Eindruck machen sollen. Bekannt war Lacroix während der Fresswelle der 1950er-Jahre für seine

Schildkrötensuppe. Wie im Roman beschrieben, roch tatsächlich oft das ganze Viertel um seine Fabrik herum nach Suppe.

Maddekuche: Hessisch für Quarkkuchen

Massary, Fritzi: Friederike »Fritzi« Massary war eine österreichische Sängerin und Schauspielerin. 1917 heiratete sie ihren Schauspielkollegen Max Pallenberg. Die beiden waren in den 1920ern ein prominentes Paar. Mit ihren Schallplattenaufnahmen von *Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben* oder auch *Josef, ach Josef, was bist du so keusch* war sie sehr erfolgreich.

Milanski, Friedrich: Die historische Inspiration für den fiktiven Fritz ist **Paul Laven**, der Pionier der Rundfunkreportage schlechthin, um nicht zu sagen: ihr Erfinder. Das Publikum mochte ihn sehr. Er berichtete von Sportveranstaltungen wie Autorennen oder Fußballspielen ebenso wie von anderen Ereignissen und führte Interviews. Dazu entwickelte er eine neue, frei gesprochene Art der Berichterstattung, die es vorher nicht gegeben hatte.

Modellsalon Marie Latz: Marie Latz war eine der wenigen Frauen, die im Berlin der 1920er-Jahre einen eigenen innovativen Maßsalon leiteten. Damals wurde fast die gesamte in Deutschland benötigte Kleidung im Inland hergestellt. Marie Latz und ihr Modellsalon gehörten zu den renommiertesten Modehäusern der Republik.

Mosler'sche Schwimm- und Badeanstalt: Sie muss in den Sommermonaten absolut herrlich gewesen sein, die Mosler'sche Badeanstalt. Wie im Roman beschrieben gab es Mainwasserbecken, die durch Pontons begrenzt waren, und ein Restaurantschiff. Später kam noch eine Rollschuhbahn dazu. Für die Leute hat sich ein Besuch dort bestimmt wie Urlaub angefühlt. Es gibt zahlreiche Fotografien mit glücklichen Gesichtern darauf, die das belegen.

Palmengarten: Wie Friedrich Milanski es im Roman schon voraussagt, wurde das vormals wunderschöne Palmenhaus Ende der 1920er-Jahre einer Modernisierung unterzogen. Noch immer ist der öffentliche Garten im Frankfurter Westend ein beliebtes Ausflugsziel. Wer Bilder des Gesellschaftshauses von der Jahrhundertwende mit aktuellen vergleicht, dem blutet womöglich, wie mir, das Herz. Der prächtige Festsaal im Inneren wurde glücklicherweise stilecht renoviert.

Pelikanol: Den Papierkleber aus Kartoffelstärke gab es seit 1904. Er verströmte einen typischen Marzipanduft, an den sich noch so mancher erinnert. Die Produktion wurde in den 1990er-Jahren eingestellt. Interessanterweise werden auch moderne Klebestifte wieder aus Stärke gemacht.

Pfleumer, Fritz: Fritz Pfeleumer stammte aus einer österreichischen Erfinderfamilie und hat den ersten magnetisierbaren Tonträger entwickelt, also das Tonband. Sein Magnetband war den Stahldrahtbändern deutlich überlegen. Er verkaufte die Rechte an seiner Erfindung an die AEG, die 1935 das Magnetofon bei der Funkausstellung in Berlin vorstellte.

Rundfunkwerbewagen: Rundfunkwerbewagen, wie Fritz im Roman einen fährt, gab es wirklich. Nicht nur in Frankfurt, sondern auch bei anderen Radiosendern. Zum Beispiel besaß die WERAG, die Westdeutsche Rundfunk AG, einen solchen Wagen, ebenfalls mit der plakativen Dachaufschrift »Werdet Rundfunkteilnehmer!«. 1926 wurde in Köln sogar ein Werbefilm mit dem Titel: *Achtung, Achtung, die Rundfunkwerbewagen kommen!* gedreht.

Rundfunkorchester: Das Orchester von Radio Frankfurt war 1927 tatsächlich nicht viel mehr als eine Kapelle. Zwar spielten bereits seit 1924 Musiker live im Studio, das Frankfurter Rundfunk-Symphonie-Orchester wurde aber erst 1929 gegründet. Heute heißt es hr-Sinfonieorchester. Leider gab es damals keine einzige Frau unter den Radiomusikern und auch nicht im späteren Orchester. Lange Zeit galt es als Männerdomäne. Daher ist Margots Charakter wohl der fiktivste von allen in diesem Roman.

Auf der Webseite des aktuellen Orchesters werden von den einhundertzehn Musikern knapp über dreißig Frauen gelistet.

Schirn: Die Frankfurter liebten ihre Schirn. Die überdachten, seit dem Mittelalter außen an den Gebäuden angebrachten Verkaufsstände für Brot, Fleisch oder Wurst waren so etwas wie die allerersten Imbissbuden.

Schumanntheater: Eine Institution im Frankfurter Nachtleben war das Albert-Schumann-Theater. Im Jugendstil erbaut, gleich gegenüber des Hauptbahnhofs, beherbergte es eine Vielzahl von Vergnügungen. Neben Zirkusveranstaltungen fanden Varietés in dem riesigen Theatersaal mit seiner hohen Kuppel statt. Fast alle bekannten darstellenden Künstler hatten einen Auftritt im Schumann, von Artisten über Tänzer bis hin zu Kabarettisten, Komikern und Schauspielern. Neben einem Café, einem Weinrestaurant und einer Likörstube erstreckte sich unter dem gesamten Gebäude ein hundertfünfzig Meter langer Biertunnel für die unzähligen Feierwütigen der Roaring Twenties. Auch das schöne Schumann wurde im März 1944 von Bomben getroffen und musste 1965 einem ästhetisch suboptimalen Geschäftshaus weichen.

SÜWRAG: Die Südwestdeutsche Rundfunkdienst AG wurde Ende 1923 gegründet, mit Hans Flesch als erstem Intendanten. Am ersten April 1924 startete der Sendebetrieb. Bereits im Oktober sendete Flesch das allererste Hörspiel, und im Juni 1925 gab es die

erste Live-Sportübertragung von einer Ruderregatta am Main durch Paul Laven. Der Umzug in das neue Funkhaus in der Eschersheimer Landstraße fand 1930 statt. Mit der Verstaatlichung des Rundfunks 1933 wurde die SÜWRAG formell aufgelöst.

Stille, Curt: Herr Stille erfand die Stahldrahtdiktiergeräte und auch das Blattnerphone, das nach seinem Geldgeber benannt wurde, obwohl eigentlich Curt Stille der geistige Vater war.

Stüwe, Hans: In dem 1927 erschienenen Film *Prinz Louis Ferdinand*, den sich die Hörspielcrew im Kino ansieht, spielte Hans Stüwe die Titelrolle. Theodor Loos wirkte ebenfalls in dem Werk mit, er mimte den Schriftsteller Ernst Moritz Arndt. Stüwe hatte ein sehr markantes Gesicht, das sich auf der Leinwand gut machte. Später war er auch als Opernregisseur tätig.

Tiller Girls: Die *Tiller Girls* aus Großbritannien waren eine bekannte Tanztruppe. Sie wirkten als Einheit, in der die einzelne Tänzerin aufgrund gleicher Tanzbewegungen, Kostüme und gleichen Aussehens nicht unterscheidbar war. Das entsprach dem damaligen Zeitgeschmack und prägte einen neuen Frauentyp. Ihr Stil, mit Sportlichkeit, Jugendlichkeit und Bubikopffrisur, war Vorbild für viele junge Frauen.

Träg, Heiner: Der Nürnberger Fußballer Heinrich »Heiner« Träg schoss im Finale der Meisterschaft 1927 das zweite Tor, wie in der Geschichte beschrieben. Er galt als bester Linksaußen, aber auch als arger Hitzkopf. Sein Zornesausruf in Richtung Publikum lautet im fränkischen Originaldialekt: »Edds kennder weiderschimbfn, gwunner ham mir!«

Waldoff, Claire: Claire Waldoff war in den 1920ern eine äußerst populäre Volkssängerin und Kleinkunstinterpretin, die im Berliner Dialekt sang. Zusammen mit ihrer Lebensgefährtin Olga von Roeder war sie ein Fixpunkt der kulturellen Lesbenszene im Berlin der 1920er-Jahre.

Zu den drei Steubern: *Zu den drei Steubern* ist eine Apfelweinwirtschaft in Sachsenhausen mit eigener Kelterei. Eine urige kleine Wirtschaft, in der es in etwa so aussieht, wie im Roman beschrieben. Der Apfelwein dort gilt unter Einheimischen als einer der besten.



DANKSAGUNG

Beim Entstehen der *Radioschwestern* waren mir viele liebe Menschen eine große Hilfe. Ihnen möchte ich nun danken.

An erster Stelle steht natürlich meine Familie, die mich bei allen Romanprojekten stets mit Enthusiasmus, Geduld und Interesse unterstützt. Ohne meinen Mann, meine Eltern und meine Kinder könnten meine Träume nicht Wirklichkeit werden. Ihr schenkt mir Kraft und Zeit, und ich liebe euch sehr.

Ein besonders herzlicher Dank geht an meine großartige Agentin Eva Semitzidou von der Literaturagentur Michael Gaeb. Sie hat diesen Roman auf den Weg gebracht und ist mein Fels in der Brandung, auf den ich vertraue. Ihre unerschütterliche Zuversicht und Herzlichkeit weiß ich sehr zu schätzen.

Vielen Dank an Magdalena Heer vom Penguin Verlag, die dieses Romanprojekt von Tag eins mit großem Engagement betreut hat und immer ein offenes Ohr für mich hatte. Außerdem danke ich Magdalena Heer und Hanne Reinhardt für die angenehme und produktive Zusammenarbeit bei Lektorat und Redaktion und für den wundervollen Feinschliff des Textes. Gleichzeitig geht ein Dankeschön an das Korrektorat und die viele Mühe, die dorthinein geflossen ist.

Den allerherzlichsten Dank an das Team von der Covergestaltung für ein traumhaftes Titelbild, den Setzern, Druckern, Layout und dem PR-Team.

Die Zusammenarbeit mit allen war sehr schön, und jeder hat mit Herzblut dazu beigetragen, dass aus einer Idee ein Roman wurde.

Last, but not least danke ich den LeserInnen für ihr Interesse an unserem Gemeinschaftswerk und wünsche schöne Lesestunden mit den *Radioschwestern*.

Die Radioschwestern-Saga



Eva Wagendorfer

Die Radioschwestern

Melodien einer neuen Welt - Roman

Die Radioschwestern-Saga 2

Penguin Verlag

[Zum Shop](#)



Eva Wagendorfer

Die Radioschwestern (3)

Tanz in ein neues Leben - Roman

Die Radioschwestern-Saga 3

Penguin Verlag

[Zum Shop](#)



Penguin
Random House
Verlagsgruppe



Buchentdecker-Service nutzen & gewinnen!

Bestellen Sie unseren Newsletter und
erhalten Sie exklusive Informationen über:

- Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps
- Attraktive Gewinnspiele & Aktionen
- Tolle Preisaktionen & Schnäppchen

Mit monatlichem Gewinnspiel!

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)